Die Apologetik

als

wissenschaftliche Nachweisung

der

Göttlichkeit des Christenthums

in

seiner Erscheinung.

Dargestellt

von

Dr. Johann Sebastian v. Drey,

ordentlichem Professor der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen.

Zweiter Band.

Die Religion in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zu ihrer Vollendung durch die Offenbarung in Christus.

Mainz,

Druck und Verlag von Florian Kupferberg.

1843.

Vorrede.

Endlich erscheint dieser zweite Band der christlichen Apologetik, dessen Ausarbeitung durch mehrfache Unterbrechungen, welche abzuwenden außer meiner Macht stand, gegen meinen eigenen Wunsch und Willen aufgehalten wurde. Möge diese Entschuldigung gütig aufgenommen werden von demjenigen Theile meiner Leser, welche das Erscheinen dieses Bandes von Jahr zu Jahr erwarteten, und darüber Anfragen an mich oder die Verlagshandlung ergehen ließen.

Sein Inhalt ist nach dem Plane gearbeitet, welchen ich im ersten Bande sowohl im Allgemeinen als im Besondern dargelegt habe. Diesem gemäß kann die Apologetik des Christenthums, als einer göttlichen Offenbarung nicht nur sondern als des Gipfels und der Vollendung aller Offenbarungen, nur auf der Grundlage der früheren Offenbarungen, ja der älteren religiösen Entwickelungen überhaupt ausgeführt werden. Aus diesem Grunde mußte der unmittelbaren und aus dem Eigenthümlichen des Christenthums geschöpften Beweisführung für dessen göttlichen Ursprung und Charakter, die ausführlichere Darstellung der ältern Offenbarungen besonders des Judenthums, nicht minder aber auch des Heidenthums vorangehen, nicht nur wegen der geschichtlichen Folge, — und in diesem zweiten Bande befinden wir uns ja auf dem positiven und historischen Boden, sondern wegen des inneren Zusammenhanges der christlichen Entwickelung mit allen älteren religiösen Entwickelungen, und um einer unabweisbaren Forderung der wissenschaftlichen Behandlung zu genügen. Das Erste, nämlich den Zusammenhang der mit dem Christenthum eintretenden religiösen Entwickelung mit

den früheren hat man von jeher ziemlich allgemein eingesehen, und darum in der Darstellung der christlichen Apologetik auch dem Judenthum und Heidenthum seinen Ort angewiesen; jenem als der auf das Christenthum vorbereitenden, dasselbe voraussagenden und verheißenden Offenbarung, diesem als der außerhalb der positiven Offenbarung, aus der sich selbst überlassenen Vernunft, sich entwickelnden falschen Religion, um an diesem Gegensatze sowohl die Nothwendigkeit der Offenbarung überhaupt, als die Vortrefflichkeit der christlichen als der wahren und zugleich vollkommenen Religion nachzuweisen. — So wahr nun das Gesagte an sich ist, so ist es doch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht erschöpfend; denn es fehlt von Seite des Heidenthums die positive Beziehung zur wahren Religion, welche außer der gegensätzlichen oder negativen auch ihm zukommt, da der Gedanke nicht statthaft ist, daß Gott die Völker allen Verirrungen der menschlichen Natur preisgegeben habe, ohne selbst in den Irrthum und die Sünde ein Heilmittel, wenn auch ein corrosives zu legen; aber auch die Behandlung der älteren Offenbarungen und ihres Verhältnisses zur christlichen blieb gewöhnlich mangelhaft, insofern die Beweisführung zu sehr auf einzelne Thatsachen, die außerordentlichen Thaten Gottes beschränkt blieb, und der höhere und allgemeinere Einheitspunkt nicht recht hervortrat. Dieser kann nur darin gefunden werden, daß man das Ganze der göttlichen Offenbarungen, ja der religiösen Entwickelung der Menschheit überhaupt als ein System betrachtet, welches im göttlichen Geist empfangen, unter der Wirkung seiner Liebe und Macht, sich in der Geschichte auf eine dem gemeinen Verstand oft unbegreifliche Weise entwickelt, in welcher Entwickelung alles Besondere und Einzelne seine nothwendige Stelle hat, welche nebst den Beziehungen seiner Nothwendigkeit aufzufinden und zur Anerkennung zu bringen, die Aufgabe der Wissenschaft ist. Diesen Standpunkt habe ich für die vorliegende Darstellung genommen, und sie dürfte um deßwillen auf einiges Verdienst, wenigstens auf das Recht sich neben andern Darstellungen geltend zu machen, Anspruch haben, da ich sie in der bisherigen Literatur der Apologetik noch nirgends

angetroffen habe. Mir also ist die ganze Geschichte der religiösen Entwickelung die Offenbarung eines göttlichen Systems, in welchem zwei Erziehungsweisen, die ohne leitende positive Offenbarung und die unter der Leitung einer solchen, in der alten Zeit neben einander hergehen, bis beide durch den consequenten Fortschritt ihrer Entfaltung zu einem Punkte geführt werden, wo sie in ein einiges und höheres System der Erziehung, vermittelst der allgemeinen und vollendeten Offenbarung übergehen. So wird man in der ersten Abtheilung dieses Bandes das innere Wesen des Heidenthums und Judenthums, und ihr beiderseitiges Verhältniß zum Christenthum dargestellt finden.

Zufolge dieser Grundlage ergab sich zunächst die Bedeutung und der Charakter des Christenthums als des centralen Wendepunkts der geschichtlichen Entwickelung der Religion. Nach seinem eigenthümlichen Ursprung nämlich wie nach seiner äußern Erscheinungsform als Offenbarung stellt es sich dar als die Vollendung der Offenbarung; wenn in der ältesten Zeit Gott den frommen Vätern sich offenbarte durch Gesichte oder andere Erscheinungen in der Natur; wenn er in der nächstfolgenden zu demselben Zwecke besondere Männer auswählte, und seinen Geist in sie ergoß, seine Worte in ihren Mund legte — von Moses bis auf den letzten Propheten; so ist in der letzten Gott selbst Mensch geworden in seinem Sohne, hat selbst als Gottmensch zu den Menschen gesprochen und unter ihnen gewirkt. Eine höhere und vollkommenere Art der Offenbarung als diese gibt es nicht, darum ist das Christenthum die vollendete Offenbarung sowohl nach Form als Inhalt, da in Christus der ganze und volle Geist Gottes gewohnet, und er nicht wie die Propheten nur einzelne Funken, gleichsam Theile dieses Geistes empfangen hat. Die Menschwerdung Gottes ist daher wie die Grundidee in der christlichen Lehre, so das Grundfactum in der Geschichte der christlichen Offenbarung; und wie in der Dogmatik die spezifisch-christlichen, d. h. die erst von Christus geoffenbarten Lehren, z. B. die Trinitätslehre, die Lehre von der Erlösung u. a., von jener Idee ausgehen, und auf sie bezogen sind; so muß die Apologetik jenes Faktum als

das zu Beweisende in den Grund legen, und alle ihre Beweise darauf beziehen und darnach ordnen. Aus diesem Gesichtspunkte ist die ganze positive Beweisführung für den göttlichen Ursprung und Charakter des Christenthums in der zweiten Abtheilung dieses Bandes behandelt, eine Behandlung, deren Eigenthümliches dem Leser nicht entgehen wird, der sie mit der hergebrachten Behandlungsweise vergleichen will. Das Faktum der Menschwerdung Gottes hat nämlich eine transscendente, über der Geschichte liegende Seite, welche nur der speculativen Theologie zugänglich ist, aber sie hat, insofern sie wirklich Menschwerdung ist, auch eine irdische Seite, welche eben die Offenbarung des Transscendenten und Gegenstand der Geschichte ist. Dieses Verhältniß des Geschichtlichen an Christus zu der transscendenten Thatsache der Menschwerdung ist die Grundlage der ganzen Beweisführung für den göttlichen Ursprung des Christenthums. Zerlegen wir nun jenes Geschichtliche an Christus in seine Besonderheiten, so ist das Erste das *göttliche Selbstbewußtseyn* in ihm, — von Rechtswegen und nothwendig; denn die Menschwerdung des Sohnes Gottes hebt sein ewiges göttliches Bewußtseyn nicht auf, er läßt dieses nicht in dem Himmel zurück, sondern bringt es auf die Erde herab, und gesellt sich auf dieser nur das menschliche Bewußtseyn bei; dieses göttliche Selbstbewußtseyn Christi ist daher in der dialektischen Entwickelung des Begriffs die erste Folge der Menschwerdung, wie das menschliche die zweite; und darum in der Beweisführung für die Göttlichkeit des Christenthums die erste Aufgabe, dieses göttliche Selbstbewußtseyn in dem historischen Christus nachzuweisen und zu zeigen, wie es sich aussprach. Aber wenn in diesem Bewußtseyn und seinen Aussprüchen Wahrheit, d. h. wenn der historische Christus wirklich der Sohn Gottes und darum die Fülle der Gottheit in ihm war, so mußte diese außer jenen Aussprüchen sich auch in seinem ganzen *irdischen Seyn, Leben und Wirken offenbaren*, und so wie in Gott Wort und That immer Eins sind, und auch des Menschen Rede erst in seinem Thun zur Wahrheit wird, auch der Gottmensch in der vollkommensten Uebereinstimmung seines äußern Seyns mit seinem Selbstbewußtseyn,

seiner Thaten mit seiner Lehre sich vor der Welt ausweisen und bewähren. So stellt und gestaltet sich die Beweisführung für den göttlichen Ursprung des Christenthums aus der Idee der Menschwerdung Gottes, als der höchsten Form der Offenbarung, und so ist sie von mir behandelt.

Soviel zur vorläufigen Orientirung des Lesers über die Wahl des von mir aufgenommenen Stoffes und die Behandlung desselben; nun noch Einiges über das, was ich nicht aufgenommen habe, und einzelne Leser vielleicht vermissen dürften.

Ich habe nämlich die historische Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften als der schriftlichen Quellen der Geschichte der göttlichen Offenbarungen hier vorausgesetzt, und zwar aus folgenden Gründen. — Einmal bildet sie mit ihren historisch-kritischen Untersuchungen und Beweisen in dem heutigen Organismus der Theologie ein besonderes, von der Apologetik verschiedenes Glied, und wird als solches in eigenen Schriften und Vorlesungen behandelt; ich konnte die Kenntniß dieses Gegenstandes bei den theologisch gebildeten Lesern voraussetzen, um durch die hieraus erwachsende Ersparung mehr Raum für die der Apologetik noch immer verbleibenden historischen Fragen zu gewinnen. Freilich war das Verhältniß in der ältern und ältesten Zeit ein anderes; so lange nämlich die apostolischen Schriften noch nicht allgemein bekannt, wenigstens nicht allgemein verbreitet, so lange die unächten Schriften, deren es in den ersten Jahrhunderten eine Menge gab, von den ächten nicht ausgeschieden waren, überhaupt also so lange die Kirche ihren Kanon heiliger Schriften nicht geschlossen hatte, mußte die Glaubwürdigkeit der christlichen Urgeschichte sowohl in ihren schriftlichen als auch in den übrigen Ueberlieferungsmitteln nachgewiesen werden, um die vielfachen Entstellungen derselben von Seite der Heiden, Juden und Häretiker zu widerlegen. Darum sehen wir die Kirchenväter in ihren apologetischen Schriften mit Grunde sich damit beschäftigen, und ihrem Beispiele sind denn auch die Apologeten in spätern Zeiten obwohl bei veränderten Verhältnissen gefolgt. — Dagegen hat sich in der neueren Zeit neben der äußeren Beglaubigung des Historischen durch Zeugen

und Buch, die Forderung und das Bedürfniß der innern Beglaubigung desselben aus ihm selbst geltend gemacht, nämlich der Beglaubigung durch die Uebereinstimmung der Begebenheiten und Thatsachen miteinander, den durch alle sich hinziehenden, in allen sichtbaren Zusammenhang, darum die Nothwendigkeit des Einzelnen in dem Ganzen, wie die Nothwendigkeit des letzteren aus der Idee, endlich auch die Angemessenheit des Historischen an die Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Auf diese innere Beglaubigung glaubte ich das größte Gewicht legen zu müssen, diese rechnete ich, indem ich die äußere ihrem besondern Ort überlassen konnte, zu meiner eigentlichen Aufgabe; darum ist zunächst die ganze historische Entwickelung der Religion, wie der Zusammenhang der göttlichen Offenbarungen untereinander aus dem Gesichtspunkt erfaßt, und in der Weise geordnet, wie ich vorhin schon bemerkt habe; darum ist in der persönlichen Geschichte Christi, wo es nöthig wird speziell auf seine Thaten einzugehen, außer dem Beweise des Wunderbaren auch darauf besonderer Bedacht genommen, sie aus sich selbst zu beglaubigen durch ihre innere Würde und Harmonie, ihre nothwendige Beziehung sowohl auf den messianischen Charakter mit Hinsicht auf den alttestamentlichen Prophetismus als auf das zu stiftende neue Gottesreich, ihre Angemessenheit zu dem gemeinsamen Zwecke, wobei zugleich die Beziehung zum räumlich Zeitlichen, d. h. zum Nationalen nicht außer Augen gelassen ist.

In der Beweisführung aus diesen Thaten ist denn auch auf die Verdächtigung derselben durch die bekannte neueste Kritik Rücksicht genommen, und die Einwendungen der Unwahrscheinlichkeit, Unmöglichkeit, des Widerspruches u. s. w. abgeschnitten worden, jedoch ohne auf die Spezialitäten derselben und der Schriften, worin sie niedergelegt sind, durch eine ebenso spezielle Polemik einzugehen. Ich kann mir denken, daß einzelne Leser gerade diese Polemik in meinem Buche vermissen dürften, und darum halte ich mich für verpflichtet, mich auch noch über diese Unterlassung auszusprechen. Eine spezielle gegen ein einzelnes Buch oder gegen mehrere derselben gerichtete Polemik

muß, sofern sie ihrer Aufgabe entsprechen soll, dem Gegner Schritt für Schritt folgen, und darum auch die grundlosesten Einfälle, die oberflächlichsten und leichtfertigsten Räsonnements beleuchten; dieß benimmt der Gegenschrift nichts von ihrem Werthe, aber die allgemeine Apologetik, die ihr Augenmerk stets auf das Wichtigere und Bedeutsamere gerichtet haben muß, würde sich durch die Befassung mit solchen Spezialitäten nur mit vielem Unnöthigen belasten, und ihren Totaleindruck schwächen; sie überläßt daher der speziellen Polemik ihr Recht, welche auch bisher es zu üben nicht versäumt hat, wie denn z. B. das Leben Jesu und die Dogmatik von Dr. Strauß mehr als zwanzig Widerlegungen hervorgerufen hat, in welchen die Grundlosigkeit der Prinzipien, das Verfahren in ihrer Anwendung, die Plattheit und Geistlosigkeit der Resultate der Straußischen Kritik von allen Seiten beleuchtet sind. — Ein anderer Grund, der das Eingehen der Apologetik in die spezielle Polemik wenigstens in unserer Zeit unthunlich macht, liegt in dem Umstande, daß die letztere fast mit jedem Jahre ihre Waffen und Kriegsmanier ändern muß, weil die Angriffe auf die Geschichte und den Inhalt des Christenthums sich ebenso oft und in anderer Weise wiederholen. Strauß ist noch nicht verklungen, und schon hat Bruno Bauer ihn an Kühnheit und innerer Consequenz überboten, und diesen sucht wieder Ludwig Feuerbach zu überflügeln in seinem Versuche, die Religion als lautere Illusion und das Christenthum als Erhalter und Pfleger derselben zu vernichten, mancher anderer Geistesverwandten dieser Herren im Norden und Süden nicht zu gedenken. Es ist also der speziellen Polemik ein unermeßliches Feld geöffnet, und wenn es ihr auch nicht schwer werden kann, jeden neu auftauchenden Gegner niederzuschlagen, so wird sie mit ihrer Arbeit doch nicht sobald zu Ende kommen, denn die gedachte Erscheinung hat einen tiefern Grund, als die bloße Subjectivität, Willkühr und Frivolität solcher Gegner des Christenthums; diese findet vielmehr ihre Stütze in einem Prinzip, welches obwohl falsch in sich selbst, es doch zu einem historischen Bestand und dadurch zu einer Art von Objectivität gebracht hat. Dieses Prinzip ist kein anderes

als das, welches die Reformation in Beziehung auf die jetzt so hart angefochtene Bibel aufgestellt hat. Sie trennte die Bibel von der Kirche, und mußte das thun, nachdem sie sich selbst von der Kirche getrennt hatte, zugleich aber doch die Nothwendigkeit fühlte eine göttlich beglaubigte Auctorität und Norm des neuen Glaubens zu besitzen, welche Auctorität und Norm dann nur die Bibel seyn konnte; die Reformation stellte daher diese in ihrer Isolirtheit als alleinige Norm des Glaubens auf. Aber dieser von der Noth abgedrungene Behelf trug Folgen und Consequenzen in sich, welche die Reformatoren aus Mangel an Ueberlegung und Scharfsinn zwar größtentheils nicht ahneten, welche aber nichtsdestoweniger auf naturgemäße Weise zu ihrer Entwickelung kommen mußten. Die erste und nächste derselben war die unbeschränkte Freigebung der Schriftauslegung an das Individuum und dessen geistige und sittliche Capacität; diese Folge begriffen die ersten Reformatoren, und gesellten daher die individuelle Freiheit der Auslegung als zweiten Grundsatz dem ersten von der alleinigen Auctorität der Schrift bei. Bald aber zeigte die allgemeine Verwirrung der Begriffe, zeigten die Spaltungen und Streitigkeiten, wohin jener zweite Grundsatz führe, und man nahm seine Zuflucht zu Colloquien und Concordienformeln, durch welche die individuelle Freiheit beschränkt und gebunden werden sollte; dies war aber nichts anderes als eine Rückkehr zu der kurz vorher so feierlich verworfenen menschlichen Auctorität, und zwar einer Auctorität, welche in keiner Beziehung die Vergleichung mit der alten Auctorität der Kirche aushalten konnte. Aeußere Verhältnisse und Umstände konnten zwar dieser neuen Auctorität eine scheinbare Geltung verschaffen, aber es war vorauszusehen, daß selbst nicht die minder Gebildeten, noch weniger die Gelehrten die grundsätzlich sanctionirte Freiheit sich in die Länge würden entziehen lassen, und so geschah es. Der Pietismus in seinen verschiedenen Formen entzog sich zuerst dem Joche der starren formulirten Orthodoxie, und hat auch später und bis jetzt nicht aufgehört in gleicher Weise gegen die Neologie zu protestiren, die gelehrten Theologen aber gingen um einen guten Schritt weiter. Sie suchten nicht nur die

Verpflichtung auf die symbolischen Bücher und damit auf eine bestimmt formulirte Orthodoxie sich vom Halse zu schaffen, was ihnen auch theils ausdrücklich theils stillschweigend gestattet wurde, sie fingen auch an die Bibel, die nun wieder alleinige Auctorität war, auf eine Weise zu behandeln, die nach dem protestantischen Grundprinzip ganz consequent ist. Die Bibel nämlich in ihrer Absonderung von der Kirche gedacht, ist wie jedes andere alte Buch, denselben Schicksalen, und darum denselben Grundsätzen der Beurtheilung und Behandlung wie diese unterworfen; eine solche Beurtheilung und Behandlung wurde ihr denn auch in reichlichem Maße zu Theil; die Kritik behandelte sie auf ganz gleiche Weise wie die profanen Schriften der Griechen und Römer, ja sie erfand ganz neue und eigene Grundsätze, Methoden und Hypothesen, um die einzelnen Schriften den angenommenen Verfassern abzusprechen, sie mit angeblichen Interpolationen zu durchspicken, und ihnen auf alle Weise Glauben und Zutrauen zu entziehen. Dieses Verfahren war allerdings nach dem obigen Prinzip consequent, aber die Bibel, die gleich einem heidnischen Buche fortwährend behandelt wurde, kam um ihr Ansehen, und darum brauchte es nur einen Schritt, um das Heidenthum selbst in ihr Inneres, in die evangelische Geschichte und Lehre einzuführen, was die mythisirende Kritik und Exegese glücklich vollbracht hat. Was aber die Kritik und Exegese nicht vollbringen kann, weil es nicht eigentlich ihres Amtes ist, das vollendet die speculative Theologie; denn wie sich der mythische Polytheismus des Heidenthums auf den Höhen der Speculation in Pantheismus umsetzt, so ist auch die neueste speculative Theologie die mythische Geschichte der Bibel hinter sich lassend, zu einem neuen Pantheismus fortgeschritten, der nur im Gegensatze zu jenem ältern naturalistischen mehr spiritualistischer Art ist. — So hat eine Entwickelung des Grundprinzips die andere nach sich gezogen, und auf diesem Standpunkt hat die neueste Schule nicht Unrecht, wenn sie behauptet, daß das Prinzip des Protestantismus erst durch sie zu seinem vollen Rechte gelangt sey, und ihr Standpunkt das letzte Ziel der Entwickelung des christlichen Bewußtseyns bezeichne. Gegen diesen consequenten Fortschritt vermögen polizeiliche Verbote,

Confiscationen und dergleichen nichts, und selbst gediegene Widerlegungen, besonders wenn sie von demselben Grundprinzip ausgehen, nur wenig; es verhält sich damit ungefähr wie auf dem Naturgebiete mit den Blitz- und Hagelableitern, von welchen auch manche Leute glaubten, daß jene den Wolken die Elektrizität entziehen, und diese die Bildung des Hagels in der Luft verhindern könnten; aber eine nicht lange Erfahrung hat hingereicht diesen Wahn zu zerstören, und zu der richtigen Ansicht, welche die Phänomene selbst darbieten, zurückzuleiten, nämlich daß man eben den Gewitter- und Hagelsturm austoben und durch sein Toben sich selbst zerstören lassen, für die Entschädigung aber der etwa Beschädigten durch andere Anstalten sorgen müsse.

Welcher Art nun die Anstalten und Vorkehrungen seyn dürften, durch welche den schädlichen Folgen der geschilderten prinzipiellen Entwickelung begegnet werden könnte, dies auszumitteln können wir füglich denen überlassen, die der Schaden zunächst angeht; für uns, die wir das in seiner Entwickelung so verderbliche Prinzip verwerfen und stets verworfen haben, kann in jener ganzen Erscheinung nur ein neuer Beweggrund liegen, an unserem Standpunkt — dem katholischen nur um so mehr festzuhalten, und die Bibel nicht als ein für sich stehendes, sondern als ein in der Kirche entstandenes, von der Kirche gesammeltes und in ihr erhaltenes, mit einem Wort, als ein kirchliches Buch zu betrachten und zu behandeln. Auf der Festhaltung dieses Grundsatzes ruht die Erhaltung des Christenthums selbst, auf die Vertheidigung dieses Grundsatzes haben wir unsererseits das Hauptaugenmerk zu richten; darauf werd' ich demnach im dritten Band zurückkommen, in welchem von der Kirche als der lebendigen Fortbewegung des Christenthums die Rede seyn wird.

Tübingen, im Dezember 1842.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Erstes Hauptstück.

Anfang und erster Wendepunkt.

Seite

§. 1. Die Urreligion — durch die Uroffenbarung 3
§. 2. Entwickelung der Sünde und des Sündenbewußtseyns . . 8
§. 3. Aeußerer Cult, Opfer. 11
§. 4. Ungleiche Wirkung. Göttliche Gnade und Ungnade . . 13
§. 5. Die erste Scheidung des Menschen vom Menschen durch die Sünde 16
§. 6. Die Frommen stärken sich durch die Familienreligion . . 18
§. 7. Die Unfrommen versinken in Rohheit 22
§. 8. Die Kasten-Vermischung und die Nephilim 25
§. 9. Die Sündfluth und Noah 27
§. 10. Die noahitische oder postdiluvianische Religion . . . 30
§. 11. Die Völkerscheidung und die Tradition. 36
§. 12. Die Folgen der Völkerscheidung für die Entwickelung der traditionellen Religion 42
§. 13. Warum die Offenbarung particularistisch werden mußte? . 47
§. 14. Die zwei entgegengesetzten Wege der religiösen Entwickelung 50

Zweites Hauptstück.

Das Heidenthum.

§. 15. Sein Ursprung 53
§. 16. Erstes Moment 54
§. 17. Zweites Moment 57

Seite
§. 18. Drittes Moment 59
§. 19. Der Grundcharakter des Heidenthums 62
§. 20. Die Wege seiner Entwickelung 64
§. 21. Die Grundformen der heidnischen Religion . . . 67
§. 22. Entwickelungsstufen der Naturreligion 70
§. 23. Entwickelungsstufen der Geschichtsreligion 74
§. 24. Die Religionen der bedeutendsten Völker 77
§. 25. Der Dienst der Fetische 78
§. 26. Die germanische Naturreligion 83
§. 27. Der Sterndienst im westlichen Asien 89
§. 28. Die Religionssysteme im östlichen Asien 95
§. 29. Die Religion der Chinesen 96
§. 30. Die Religion der Meder und Perser 101
§. 31. Die Religion der Indier 108
§. 32. Die Religion der Aegyptier 116
§. 33. Die Religion der Griechen 129
§. 34. Die Religion der Römer 139
§. 35. Das Heidenthum — die falsche Religion 142
§. 36. Die Beziehungen der falschen Religion zur wahren . . 150

Drittes Hauptstück.

Die Entwickelung der wahren Religion durch fortdauernde Offenbarung oder das Judenthum.

§. 37. Vorwort 156
§. 38. Einleitung der göttlichen Offenbarungen 157
§. 39. Die Grundlegung durch Moses 160
§. 40. Das Gesetz und die Theokratie 162
§. 41. Das Priesterthum 168
§. 42. Das Prophetenthum 169
§. 43. Propheten werden verheißen 170
§. 44. Die Entwickelung des Prophetismus 173
§. 45. Die Wurzeln der Messiasidee 174
§. 46. Der Messia als Davids Sohn und großer König . . 177
§. 47. Fortbildung der Idee durch die Propheten 178
§. 48. Die messianischen Zustände 183
§. 49. Der Messia 188
§. 50. Seine äußern Lebensumstände 191
§. 51. Schluß des Judenthums 194
§. 52. Das Judenthum hat seine Bestimmung längst erfüllt . . 195

Seite

Viertes Hauptstück.

Die Vollendung der Offenbarung durch Christus.

Erster Abschnitt.

Die Bedeutung des Christenthums in der Entwickelungsgeschichte der Religion.

§. 53. Das Christenthum die vollendete Offenbarung nach der Form 199
§. 54. Dasselbe ist es auch nach seinem Inhalt 201
§. 55. Die sogenannte Perfectibilität des Christenthums . . 204
§. 56. Das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum . . 210
§. 57. Verhältniß zum Heidenthum 217
§. 58. Das Christenthum die große Erlösungsanstalt . . . 221
§. 59. Erschienen zur rechten Zeit 225

Zweiter Abschnitt.

Der göttliche Ursprung des Christenthums nachgewiesen an der göttlichen Persönlichkeit seines Stifters.

§. 60. Dieser göttliche Ursprung der höchste und letzte Gegenstand der christlichen Apologetik 232
§. 61. Divinatorischer Beweis für diesen göttlichen Ursprung . 233
§. 62. Der Gottmensch in seiner Erscheinung 239
§. 63. Das göttliche Selbstbewußtseyn in Christus . . . 240
I. Vorweltliches Daseyn. 240
§. 64. II. Sein inneres Verhältniß zu Gott 242
§. 65. III. Als Sohn Gottes 244
§. 66. IV. Als Gesandter Gottes 246
§. 67. Bewährung der Aussagen Christi über sich selbst aus der Gesammterscheinung seiner irdischen Persönlichkeit . . 250
§. 68. Die Göttlichkeit der Lehre Christi 252
§. 69. Die Lehre Christi ist geschichtlich nicht zu erklären . . 259
§. 70. Der göttliche Charakter seines Lebens 264
§. 71. Das auszeichnend Göttliche im sittlichen Charakter Christi . 270
§. 72. Christus selbst beruft sich auf diesen Beweis . . . 274
§. 73. Das Werk Christi 278
§. 74. Fortsetzung 286
§. 75. Der Beweis aus den alten Weissagungen 290
§. 76. Fortsetzung des Beweises 297
§. 77. Der Beweis aus den eigenen Weissagungen 303
§. 78. Alle diese Weissagungen liegen in ihrer Erfüllung vor uns 311

Seite

Dritter Abschnitt.

Der göttliche Ursprung des Christenthums nachgewiesen aus den Wundern Christi.

§. 79. Einleitung 316
§. 80. Wunderbare Krankenheilungen 318
§. 81. Todtenerweckungen 323
§. 82. Wunder an den Elementen 326
§. 83. Wunderbegebenheiten — zunächst zur Einführung Christi in die Welt 328
§. 84. Das große Wunder der Auferstehung 331
§. 85. Das Wunder der Himmelfahrt 334
§. 86. Was beweisen die Wunder — für die Person Christi? . 337
§. 87. Was für die Lehre? 339
§. 88. Die Wunder in der Geschichte des Christenthums . . 343
§. 89. Die erste Einführung des Christenthums in die Welt . . 345
§. 90. Dessen fernere Verbreitung im Laufe der Jahrhunderte . 350
§. 91. Seine Erhaltung bis jetzt 355

Die Religion

in

ihrer geschichtlichen Entwickelung.

Erstes Hauptstück.

Anfang und erster Wendepunkt.

---

§. 1.

Die Urreligion – durch die Uroffenbarung.

Wir haben schon im ersten Bande[1]) die Nothwendigkeit der Offenbarung, d. h. göttlicher Mittheilungen und Belehrungen, zum Behufe der ursprünglichen Entwickelung des religiösen Bewußtseyns aus dem Inhalte desselben nachgewiesen; was nun uns in der klaren Erfassung der Idee auf diese Weise nothwendig erscheint, das stellt sich geschichtlich in den Sagen und Ueberlieferungen der Völker als ursprüngliche Thatsache heraus, und beurkundet somit von Seite der Urwelt ein mehr oder minder allgemeines instinktartiges Begreifen dessen, was wir im klaren Denken als nothwendig erkennen. Ohne uns hier auf die Sagen der andern zumal orientalischen Völker einzulassen, halten wir uns, wie billig, an das Zeugniß der heiligen Schrift, in deren ersten und ältesten Ueberlieferungen dargestellt ist, wie die ersten Menschen ihr Gottesbewußtseyn nebst den ersten Elementen ihres religiösen Gefühls gleichsam an der Hand und unter einer unmittelbaren Leitung Gottes entwickelten, und so die Religion ursprünglich durch die Offenbarung vermittelt und zur Wirklichkeit wurde. Zwar ist die Darstellung dieser ersten, den Ursprung der Religion bedingenden, Offenbarung in einer Weise gehalten, welche sich von spätern Formen göttlicher Mittheilungen ganz unterscheidet, aber gerade diese Form der Vorstellung und Darstellung enthält den Beweis für das hohe Alter und die Ursprüng-

1) Zweit. Abschn. §. 9 ff.

lichkeit der Ueberlieferung. „Gott erscheint dem Menschen sichtbar „inmitten der Natur, wie ein Naturwesen, pflegt Umgang mit „ihm wie ein Vater mit seinen Kindern, bildet und erzieht ihn in „gleich väterlicher Weise, belehrt ihn, was er thun dürfe und was „er lassen soll, macht ihn auf die Folgen seiner Handlungen auf„merksam, um ihn vor Schaden und Unglück zu warnen, und „enthüllt zuletzt dem Menschen, der sich nicht warnen ließ, die „weitern Folgen seiner Uebertretung, ohne ihm doch seinen Trost „und seine Hilfe zu entziehen[1])." Dieß ist die Darstellung der Uroffenbarung in der Genesis; wie so ganz dem Urstande des Menschen angemessen, und darum gleich allem Naturgemäßen wie so ganz wahr und glaubwürdig! Im Urstande, das heißt, demjenigen Zustande des Bewußtseyns und der Entwickelung, womit das Individuum überhaupt beginnt und folglich auch das erste begann, liegen die großen oder centralen Gegenstände des Bewußtseyns noch in ihrer Unmittelbarkeit und Ungeschiedenheit in einander verschlungen; wie der menschliche Geist, seine primitive Thätigkeit beginnend, mit einem und demselben Akt sich Gottes, der Welt und Seinerselbst bewußt wird, und erst später das ursprüngliche Bewußtseyn zerlegend, die großen Momente desselben gesondert auffaßt, so auch in dem ersten Menschen, auch in ihm fiel das Gottes Bewußtseyn mit seinem Selbst- und Natur-Bewußtseyn zusammen; wie daher die äußere Offenbarung, um der innern in dem Bewußtseyn zur Entwickelung und Ausgeburt zu verhelfen, den menschlichen Zuständen stäts angemessen ist, so auch am Anfange. Gott erschien dem ersten Menschen äußerlich, wie er sich ihm innerlich im Bewußtseyn darstellte, und von diesem aufgefaßt werden konnte; als der Herr und leitende Geist und Mittelpunkt von Allem, darum auch wandelnd in Mitte der Geschöpfe, sichtbar und in sichtbarer Verbindung mit allen. Als aber der Mensch durch die Sünde sich von Gott abgetrennt, und sich in seinem eigenen Ich abgeschlossen hatte, da zog sich auch Gott vor ihm zurück und ward unsichtbar, und die sichtbare Natur selbst nahm nach dem Verschwinden Gottes aus

---

1) Genes. K. 2. 3.

ihr auch für den Menschen eine andere Gestalt an: Dieß ist die auf innern und nothwendigen Verhältnissen beruhende Wahrheit der äußern historischen Darstellung, über welche sich ebendarum nicht mehr sagen läßt.

2) Was ist aber nun die durch die Uroffenbarung entwickelte Urreligion selbst, und was ihr Inhalt? Fassen wir die Religion zuerst nicht was sie als Sache des Denkens und als ein bestimmtes Denken, sondern was sie als Gefühl und durch Gefühle bestimmte Haltung des Menschen gegen Gott ist, so liegt in der oben berührten Darstellung der Offenbarung Gottes an den Menschen auch schon das Grundgefühl angedeutet, welches sich in dem letztern aus jener Offenbarung entwickeln mußte. Gott stellte sich in dieser vor dem Menschen durchweg als Vater und Erzieher dar, konnte also das in dem noch unverdorbenen Menschen sich entwickelnde Grundgefühl gegen diesen Vater ein anderes seyn, als jenes welches sich noch jetzt in den Gemüthern der Kinder aus der analogen Ursache erzeugt, das Gefühl kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an die Erzeuger und Erzieher, ein Gefühl, welches wohl auch darum als das ursprüngliche zu betrachten ist, weil es in der Religion der wiederhergestellten Menschheit als der Grundton des religiösen Lebens bezeichnet wird. — Fassen wir die Religion als Sache der Reflexion, als Inbegriff göttlicher Gedanken, so erscheint folgendes als der Inhalt der Urreligion. Der Mensch besitzt ursprünglich eine Erkenntniß Gottes, und wie sollte er sie nicht besitzen, wenn sich Gott ihm offenbart, nicht blos innerlich in dunkeln Gefühlen und Ahnungen, sondern auch äußerlich in markirter Erscheinung? Er erkennt Gott zunächst als Schöpfer Himmels und der Erde, und ebendarum auch als seinen eigenen Schöpfer, und wie sollte er ihn nicht als diesen erkennen, da nicht nur dies Verhältniß Gottes seine allein und allzeit offenbare Seite[1]) ist, sondern auch dieser in seinem sichtbaren Wandeln in Mitte der Schöpfung als ihren Herrn und folglich auch als ihren Urheber sich vor den Augen des Menschen dargestellt hatte? Nur aus einer solchen

---

1) Röm. 1, 10.

Erscheinung, wie sie im zweiten Kapitel der Genesis beschrieben wird, läßt sich erklären, wie der Mensch den Begriff des Schöpfers mit dem der sichtbaren Welt in Verbindung bringen, und so bei weiterem Nachdenken auch die allgemeine Schöpfungsurkunde des ersten Kapitels entstehen konnte, welche also, den Grund der Möglichkeit betreffend, von der zweiten getragen wird. — Durch jene Erscheinung war aber dem Menschen zugleich die Erkenntniß seiner selbst und seiner Stellung gegen Gott vermittelt. Er erfuhr und begriff sich als unmittelbares Gebilde Gottes, sein Leben und seine Seele als Hauch aus Gottes Munde; er erfuhr und begriff auch namentlich aus jener Erscheinung, daß er Gottes Ebenbild sey, ein Gedanke oder vielmehr eine Vorstellung, welche eine auf Anschauung gegründete Vergleichung voraussetzt; eine aus den Tiefen des Bewußtseyns geschöpfte, und eine Vergleichung nach den innern Eigenschaften bedingende Anschauung Gottes konnte der Mensch im Zustande unvollkommener Entwickelung noch nicht haben, darum vermittelte ihm Gott die Erkenntniß seiner Ebenbildlichkeit durch äußere Anschauung, und auch in dieser Beziehung hat die erste Urkunde ihren Grund in der zweiten. Hiemit hängt ferner die Herrschaft und das Eigenthumsrecht über die Pflanzen- und Thierwelt zusammen, welche nur in der Repräsentation und Ebenbildlichkeit des Menschen in Beziehung auf Gott den Schöpfer und eigentlichen Herrn begründet seyn kann. — Mit seiner Stellung zu Gott kannte und begriff der Mensch auch seine Bestimmung, denn allgemein ausgedrückt ist und war diese keine andere, als die Stellung und das Verhältniß, worein der Mensch zu Gott ursprünglich gesetzt ist, unverrückt zu bewahren, und selbstthätig in allen Richtungen zu vollziehen; Ausbildung des göttlichen Ebenbildes in sich, und Behauptung seiner Würde und Herrschaft über die Sinnenwelt vermittelst der Vernunft und Freiheit erscheint demnach in unsern Urkunden als die Bestimmung des Menschen, auf welche daher auch nach der Erlösung und Wiedergeburt zurückgegangen wird[1]. Daß diese Bestimmung in den Urkunden, welche

---

1) Ephes. 4, 23. 24; Kol. 3, 9. 10.

Schöpfungsurkunden sind, in concreter Beziehung auf den ersten Ansiedler der Erde, seinen Wohnsitz und seine äußere Lebensweise dargestellt wird, liegt so sehr in ihrer Natur, daß sich gerad auch darin wie die Laute, so die Vorstellungen der Urwelt erkennen lassen; aber diese Vorstellungen, der Ausdruck der ersten und ältesten Akte menschlichen Bewußtwerdens, enthalten die Keime einer höhern Entwickelung in den folgenden Zeiten. — Selbst den Gedanken der Unsterblichkeit, der an sich, als Fortsetzung des Daseyns ins Unendliche, in dem Gefühle des Daseyns und Lebens selbst eingeschlossen liegt, läßt Gott dem Menschen in einen reflexeren Begriff hervortreten durch Hindeutung auf seinen Gegensatz — den Tod, der indessen jetzt nur als etwas mögliches bezeichnet, die Abwendung seiner Verwirklichung aber in des Menschen eigene Macht und Handlungsweise gestellt wird. Daß dieser Begriff, wie jener von der Bestimmung des Menschen, in concreter Beziehung auf die Erde und das irdische Leben gefaßt ist, beruht auf demselben Grunde; der erst geschaffene Bewohner der Erde bedurfte zuerst des Unterrichts über sein Verhalten und seine Hoffnungen auf ihr, wozu konnten ihm Aussichten in eine andere Welt und in ein anderes Leben dienen, solang er die gegenwärtige, und sich und sein Leben auf ihr noch nicht begriffen hatte; ist nicht für uns, denen jene Aussichten längst eröffnet sind, der rechte gottgefällige Gebrauch dieser Welt und dieses Lebens die Vorbereitung und der Weg in das Zukünftige? —

3) Von der Weckung des religiösen Gefühls ist die des sittlichen unzertrennlich, und darum kommt in der Urgeschichte mit den ersten religiösen Ideen auch ein Gebot Gottes an den Menschen vor. Wie Gott in jenen sich als Schöpfer, Vater und Herrn des Menschen ankündet, so verkündet ihm eine besondere Stimme in seiner Brust den Willen und das Gesetz des Herrn, und wie es die Aufgabe der Offenbarung ist, den inwohnenden Ideen ihre äußere Objektivirung zu vermitteln, ebenso liegt es in ihrer Aufgabe, durch Scheidung des Objektiven in ihm selbst der Stimme des Gewissens zur Bestimmtheit und Klarheit zu verhelfen. Eine solche Scheidung des Objektiven setzt nun das erste Gebot[1])

1) Gen. 2, 16. 17.

an den Menschen, das mildeste von allen, indem es ein einziges Objekt, als **unerlaubt** und verboten, alle andern, die universitas rerum für den ersten Zustand als **erlaubt** bezeichnet; und diese mit so großer Liberalität geschehende Scheidung des Unerlaubten vom Erlaubten wird noch motivirt durch die **Schädlichkeit** des Erstern, in Gemäßheit einer Theorie, welche freilich von vielen alten und neuen menschlichen Moraltheorien verschieden, aber dennoch die Theorie des Reiches Gottes ist, in welcher das Böse mit dem Schädlichen zusammenfällt. Diese erste höchst einfache Scheidung des Guten und Bösen genügte nicht nur für den ersten Zustand zur Entwickelung der Achtung für den väterlichen Willen Gottes, sie hätte für immer genügt, wenn ihr der Mensch **Glauben** geschenkt, und nach dem Glauben gehandelt hätte; da er aber dieß nicht that, so entwickelte sich aus dem ursprünglich **Einen** Bösen als einer fruchtbaren Mutter eine Unzahl gleichartiger Kinder, und gegen diese tausendfältige Brut folgte auf das erste Gebot eine Unzahl von Geboten, bis der Glaube zum zweitenmal als Rettungsmittel aus tausendjähriger Noth von dem Vater der Menschen ausgerufen ward.

§. 2.

Entwickelung der Sünde und des Sündenbewußtseyns.

Mit der ersten Unterscheidung des Guten und Bösen, welche ein Akt der Erkenntniß ist, wird zugleich die **Freiheit**, welche im Zustande des Nichtunterscheidens nur als gebundener Trieb oder als Instinkt sich zu äußern vermag, zuerst frei gemacht und in die Lage gesetzt mit Bewußtseyn und Wahl handeln zu können; dieß ist der große Moment, mit welchem das religiöse wie das sittliche Leben eigentlich beginnt, aber auch der kritische Moment, von dessen Ausschlag die ganze Stellung des Menschen zu Gott und der Welt in der Wirklichkeit, und damit sein eigenes Wohl oder Wehe abhängt. Sieht er auf Gott, der ihm das Gute nicht nur zeigt, sondern es auch verlangt, so liegt schon hierin für die Freiheit ein wichtiger Beweggrund, sich für das Gute zu entscheiden, und — da wir uns hier den Menschen noch im unverdorbenen Urzustande denken, dieser Beweggrund findet noch eine Stütze im

Herzen, welches die Freiheit selbst lenkt. Aber die Erkenntniß des Guten hat auch die Erkenntniß des Bösen an ihr als ihre andere Hälfte, und da ihm beide durch einen und denselben Akt aufgehen, so wird ihm dieser Akt des Aufgangs zur Versuchung, wie im Erkennen so im Thun, die eine Hälfte durch die andere zu integriren, und es bedarf zu dem wirklichen Versuche dieser Integration nur des Impulses durch einen äußern trüglichen Schein, der ihm die Wichtigkeit des göttlichen Gebotes aus den Augen rückt, oder Zweifel dagegen einflößt; — und die Sünde ist vollbracht. So und nicht anders läßt sich im unverdorbenen Zustande, — im verdorbenen wirkt das Verderben selbst als ein Gewicht, — die Entwickelung der Sünde begreifen, und so wird sie auch in der Urgeschichte dargestellt: „Der Mensch gelüstete nach dem Baume der Erkenntniß (des Verbotenen, des Bösen), er aß und sündigte [1]).“

2) Aber so, wie nur das Gute auch das Wahre und wahrhaft Wirkliche ist, und dessen Wahrheit und Wirklichkeit nur im Thun und nach demselben vollkommen erkannt wird, so wird auch das Trügliche und Nichtige des Bösen, was es schon an sich ist, erst durch die That und nach derselben recht erkannt. Dieses Erkennen ist das Sündenbewußtseyn. Seine Folgen oder vielmehr seine Momente sind, erstens die Scham vor sich selbst und vor Andern, zunächst als die Wirkung der entdeckten Selbsttäuschung und des begangenen Unschicklichen, dann die Furcht vor den Folgen, die jetzt um so mehr peinigt, als sich zur Entdeckung der Nichtigkeit des Bösen die nothwendige Anerkennung des verschmähten Guten, und des hintangesetzten göttlichen Willens gesellt, endlich die hieraus erwachsende stäte Unruhe, die den Sünder treibt, und welcher er sich zu erwehren meint, indem er den Zeugen seiner Sünde, und Allem, was ihn daran erinnern könnte, zu entfliehen sucht. Mit diesen Zügen schildert die Urgeschichte das Sündenbewußtseyn des ersten Menschen.

3) Nach vollbrachter That wurden beider Augen geöffnet, und sie gewahrten ihre Blöße, und suchten sie zu bedecken. Was

---

1) Genes. 3, 6. 7. u. sofort.

die alte Urkunde in ihrer Weise als die Wirkung der vollbrachten Sünde in Beziehung auf die äußere Selbstanschauung schildert, ist Sinnbild der auf das Sündenbewußtseyn folgenden innern Selbstanschauung; der noch in das Gewand der Unschuld gehüllte Mensch weiß nichts von der Scham, weil er auch nichts vom Bösen weiß, hat ihm aber die Sünde jenes Gewand abgezogen, so tritt sie selbst als geistige Blöße seinem Blick entgegen, und er schämt sich zunächst vor sich selbst, und ebenso und noch mehr vor Andern, und darum sucht er seine Sünde auf alle Weise vor ihnen zu verbergen, wiewohl es ihm damit ebensowenig gelingt als den ersten Menschen vor Gott. Mit dem Gefühl der Sünde und der Blöße tritt dem Menschen zugleich auch die Furcht hervor: als sie die Stimme des wandelnden Gottes vernahmen, da versteckten sie sich vor seinem Angesichte unter den Bäumen im Garten; und auf sein Rufen antwortete Adam: ich hörte deine Stimme im Garten, und fürchtete mich, denn ich bin nackend. — Es ist hier wieder dieselbe objektive Schilderung des den Menschen nach der Sünde verfolgenden Gefühls der Furcht vor dem allsehenden Auge Gottes, welcher vor der Sünde wohl hörbar, aber wie aus der Verborgenheit, dem Menschen in das Herz spricht, aber nach der Sünde aus seiner Verborgenheit hervortretend, dem Sünder überall nachgeht, und wenn auch noch so unwillkommen, ihm sein zurechtweisendes und strafendes Antlitz zeigt. — So hebt die Sünde den innern Frieden des Menschen mit sich selbst und mit Gott auf, aber nicht minder auch den äußern Frieden mit der Natur; denn er hat sie ja zur Zeugin seiner That gemacht, wohl sie selbst mishandelt, darum hält auch sie seine Sünde ihm vor, bedräuet ihn, und rächet sich. Daher die stete Unruhe des Sünders auch in Beziehung auf seine äußere Umgebung, und die psychologische Erscheinung, daß zumal schwerere Verbrecher den Ort ihrer That fliehen, und in der Folge ihn ängstlich meiden, gleichsam als hätte sie sich an diesen Ort angehängt, und träte sie seinem Blick immer wieder lebendig entgegen, so oft er sich ihm nähert. Dieß ist die Flucht des ersten Menschen aus dem Paradiese nach vollbrachter Sünde, und die Cherubsgestalt mit dem blitzend-drohenden Schwerte, welche ihm den Zu-

tritt zum Baume des Lebens verwehrt. In Beziehung auf die Stellung des Sünders zu Gott wird diese Entfernung als göttliches Gericht, und die Flucht des Sünders zugleich als Vertreibung dargestellt, weil die eine Idee so wahr ist wie die andere, und beide Eines und dasselbe ausdrücken, die erste in der Form des unmittelbaren Bewußtwerdens, die andere in der Form der Reflexion. Diese Flucht ist aber nur das erste Abbrechen des Sünders von der Natur als dem Lebensbaume, und der Anfang der Uebel, welche sich aus diesem Abbrechen in langer Reihe entwickeln, und die Wirkungen des ungleichen Kampfes sind, welchen der selbstständig gewordene und seine Selbstständigkeit behauptende Mensch mit der Natur zu bestehen hat. Insofern er nämlich seine Selbstständigkeit nur durch Sündigen errungen hat, hat Gott der Natur die Rache übertragen; dieß ist der Fluch, den Gott über die Erde ausgesprochen nicht um ihrer selbst, sondern um der Sünde willen, und in Beziehung auf den sündigen Menschen, darum tritt sie ihm feindlich entgegen, er muß mit ihr um seine Selbsterhaltung ringen bis zum Schweise, und am Ende überwältigt und verschlingt sie ihn. — Dieß erfährt der einzelne Mensch nur nach und nach im Laufe seines Lebens, aber ein alter Erfahrner hat es für Alle aufgezeichnet, und durch ihn läßt es Gott Allen vorausverkünden seit unfürdenklichen Zeiten.

§. 3.

Aeußerer Cult — Opfer.

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß uns die heilige Sage unmittelbar nach dem Falle und dessen nächsten Folgen von Opfern berichtet, welche die Menschen Gott darbrachten. Im paradiesischen Stande, im normalen Zustande des Menschen finden wir davon nichts, wiewohl wir ihn, im unmittelbaren Umgange mit Gott, auch voll Verehrung und Dank gegen seinen Schöpfer und Erhalter denken müssen. Auch ist es nicht Adam selbst, welcher diese Opfer bringt, sondern seine Söhne; denn er war unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgegangen, er hatte Gott geschaut, und wiewohl Sünder geworden, war ihm doch nach seinem Falle das Bild seines ursprünglichen Zustandes geblieben, wiewohl den

Fluch der Sünde tragend, konnte er sich doch an der Erinnerung seines ehemaligen ungetrübten Verhältnisses zu Gott aufrichten, ihn unter dem Bilde des Vaters und Erziehers umfassen. Aber seine Söhne waren in der Sünde gezeuget und geboren, ihr ursprünglicher Zustand war der der Sündhaftigkeit, für sie gab es keine Erinnerung an einen andern freundlichern und seligen, sie empfanden nur die Folgen der Verbannung aus dem Paradiese, ohne dessen Freuden gekostet zu haben, und so erschien ihnen Gott auch nur als Bestrafer der Sünde und des Ungehorsams. — Was aber bei diesen ersten Opfern, von denen wir lesen, noch besonders in Betrachtung kommt, ist der Umstand, daß sie nicht wie die spätern von Gott geboten und vorgeschrieben, sondern freiwillig aus eigenem Antriebe dargebracht waren, auch wird dabei einer andern äußern Veranlassung zu denselben nicht gedacht; in dieser Beziehung erscheinen daher die ersten Opfer unter den Menschen als zufällige Handlungen. — Und doch können sie das nicht seyn, es giebt in der Natur keinen Zufall, umsoweniger in den Handlungen der Freiheit; wo liegt also der bestimmende Grund derselben?

2) Schon die eben entwickelten Umstände, unter welchen wir die ersten Opfer entstehen sehen, enthalten den Beweis, daß sie aus dem Sündengefühle hervorgegangen sind. Der mit Gott vereinte Mensch bedarf keiner Vermittelung mit demselben, er trägt ihn in seinem Herzen, und dieses giebt ihm Zeugniß, daß hinwieder auch er Gottes vielgeliebtes Kind, und der Huld desselben sicher sey; so ist seine Liebe und sein unbegränztes Vertrauen zu Gott all sein Cult, ein rein innerer, im Geist und in der Wahrheit. Die Sünde aber löset jenes Band, sie trennt den Menschen von Gott, wie daher dieser der Sünde sich bewußt wird, wird er auch jener Trennung sich bewußt, er findet sich Gott gegenüber, feindlich weil abgefallen, strafbar weil schuldvoll, Gott selbst aber erkennt er als den der die Sünde haßt, und den Sünder straft; das natürliche Gefühl des Sünders gegen Gott ist daher die Furcht, und die natürliche Wirkung dieser Furcht das Verlangen Gott zu begütigen, und seine Strafe von sich abzuwenden. Aber wie soll er diesen erreichen, was kann er Gott als Mittel

zur Besänftigung, als Ersatz für die Strafe anbieten? Sich selbst nicht, denn Er selbst ist ja eben der Schuldige; sich selbst als Mittel zur Besänftigung anbieten, hieße darum nichts anderes, als sich dem Arme Gottes überantworten, und die Strafe hervor rufen, der er doch entgehen möchte. So bleibt ihm in seiner Angst nichts übrig, als Gott etwas anderes statt seiner zur Begütigung anzubieten, Etwas das in sich schuldlos dem göttlichen Zorne nicht unterliegt, Etwas das Gott wohlgefällig ist, und als solches gedacht werden kann. Und dieß sind seine Geschöpfe, diejenigen, die er gleich dem Menschen zu seinem Wohlgefallen geschaffen, die aber nicht wie der Mensch durch Ungehorsam von dem Schöpfer abfallen, sondern unveränderlich in ihrer ursprünglichen Natur verharren, die seinem Willen unverbrüchlich dienend, ohne Unterlaß den verherrlichen, der sie zu seiner Ehre gemacht hat. So führt uns die analytische Entwickelung des Sündengefühls ganz folgerecht auf den Ursprung der Opfer als äußern Cult, da der innere durch die Sünde unterbrochen worden, als Mittel die zerrissene Einheit zwischen Gott und dem Menschen wieder herzustellen. — Daß diese Ansicht der Opfer unserer Urkunde selbst zu Grund liege, werden wir sogleich daraus sehen, was sie uns über den Erfolg derselben berichtet. Hier genügen uns nur die kurzen Bemerkungen, daß die ersten und ältesten Opfer einfach seyn mußten, weil das Leben der Menschen auch so war, was das Feld und die Heerde bot, brachten sie Gott dar; später als sich mit dem Besitzthum auch das sittliche Verderben, und mit diesem das Sündengefühl steigerte, steigerte sich auch die Zahl und Gattungen der Opfer, bis zuletzt, da das Sündenmaß voll wurde, die Menschen an den Altären im Blute der Thiere wütheten, wie auf den Schlachtfeldern in ihrem eigenen Blute. — Der Grimm der Sünde.

§. 4.

Ungleiche Wirkung. Göttliche Gnade und Ungnade.

Den Ursprung des Opfers aus dem Sündenbewußtseyn erkennen wir aus dem, was uns die Urkunde über den Erfolg gleich des ersten Opfers berichtet. „Es geschah nach einiger Zeit, daß

Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes; auch Abel brachte Opfer von den Erstlingen seiner Heerde, und von ihrem Fette. Und der Herr sah gnädig her auf Abel und sein Opfer, auf Kain aber und dessen Opfer sah er nicht." — Wir sehen hier zwei Opfernde und zwei Opfer, dargebracht demselben Gott, und beiderseits in derselben Absicht, das Wohlgefallen und die Gnade Gottes auf sich herabzuziehen; diese Wirkung hatte auch das eine Opfer, aber das andere hatte sie nicht, auf Abel sah Gott gnädig, auf Kain aber nicht. Woher diese ungleiche Wirkung derselben Handlung? — Doch wohl nicht von den Opfergaben selbst, so daß das Fleisch und Fett der Thiere Jehova angenehmer gewesen wäre als die Früchte des Feldes; denn die Einen wie die andern sind Geschöpfe Gottes, über die Einen wie über die Andern sprach er in der Schöpfung seinen Segen, und überließ beide dem Menschen zu seinem Gebrauche; auch später als Jehova seinem Volke Opfer vorschrieb, schloß er die Früchte des Bodens und die Erstlinge nicht aus; endlich brachte jeder dar, was er besaß, und mehr konnte Gott nicht fordern, selbst wenn er Opfer gefordert hätte. In den Gaben selbst liegt also der Grund der ungleichen Wirkung der Opfer nicht.

Wir müssen ihn also in den Opfernden suchen. Zwar sind beide sich darin gleich, daß sie nach der Sünde ihres Vaters von Gott entfernt, das Sündengefühl in sich tragen, und aus diesem Gefühle ist auch bei beiden die Darbringung von Opfern zu erklären, aber neben diesem Gemeinsamen ihres Zustandes konnten sie sich doch durch das Besondere ihrer Gesinnung unterscheiden, und in dieser Besonderheit ist der Grund der ungleichen Wirkung ihrer Opfer zu suchen. Seit dem ursprünglichen Falle gehört die Sündhaftigkeit zur Natur des Menschen, aber über der Natur steht die Persönlichkeit mit der freien Gesinnung, und wie sich der Mensch vermittelst derselben über die objektive Natur erheben kann, so auch über die sündhafte Natur in ihm selbst, wenn seine Gesinnung rechter Art ist. Diese Gesinnung liegt nicht in dem Gefühl und Bewußtseyn der Sündhaftigkeit, denn dies ist unfrei und unabweisbar, auch nicht

in der bloßen Anerkennung der Sünde, denn diese ist mehr ein Akt der Intelligenz als des Willens und Herzens, sie liegt vielmehr in der Haltung, welche das Herz des Sünders gegen Gott annimmt, einer Haltung, welche wesentlich aus Demuth als Wirkung der Anerkennung der eigenen Versündigungen, aus der einfältigen Hingabe an Gott als Wirkung des wahren Reuegefühls, und aus dem liebenden Vertrauen auf die unverdiente Gnade desselben, als Wirkung von Demuth und Hingabe zusammengesetzt. Dieser Gesinnung steht eine andere gegenüber, deren Wurzel der Hochmuth ist, welcher entweder die eigene Sündhaftigkeit nicht anerkennt, oder wenn er dieß auch thut, sich doch vor Gott nicht demüthigt, so daß er nur von ihm Entsündigung und Kraft zum Guten als freie Gnade erwartete, sondern vielmehr darüber zürnend, daß er Gott zum Schuldner geworden, seine Schuld aus eigenen Mitteln tilgen will.

Dieser Gegensatz, welcher der Gegensatz der wahren und falschen Buße ist, enthält den Schlüssel zur Erklärung der ungleichen Wirkung der ersten Opfer. Zwar ist die Gesinnung, mit welcher Abel opferte, in keiner Weise angedeutet, aber der Erfolg, daß Gott es gnädig ansah, liefert den Beweis, daß die Gesinnung des Opferndem ihm wohlgefallen haben müsse; über Kains Gesinnung aber ist uns ein Wink gegeben durch den Eindruck, welchen die Verwerfung seines Opfers auf ihn machte. „Da ergrimmte Kain sehr, und sein Gesicht fiel ein.“ In diesen wenigen Worte sind uns zwei heftige Leidenschaften bezeichnet, welche in Kains Seele wie in einem finstern Abgrunde schon vorher verschlossen seyn mußten, und jetzt Veranlassung fanden, hervorzubrechen, — beleidigter Stolz, und Neid gegen den Begünstigten. Sein Zorn konnte nur gegen Gott gerichtet seyn, denn dieser war es ja, der sein Opfer verschmäht hatte; wie konnte er aber auf Gott zürnen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß ihm Unrecht geschehen sey? Dieß deckt uns die Gesinnung Kains bei seinem Opfer, den Grundton seiner Seele auf, er glaubte Gottes Wohlgefallen durch seine Opfergaben erkaufen zu können, er glaubte dadurch ein Recht auf dieses Wohlgefallen zu haben, und da es ihm dennoch nicht zu Theil wurde, betrach-

tete er dies als eine Rechtsverletzung, daher sein Zorn gegen Gott, und der Trotz in der weitern Entwickelung dieser psychologischen Erscheinungen, die alle ihren Grund in dem Hochmuthe haben. Der Neid gegen den Begünstigten ist hier wie in tausend andern Fällen, nur die Wirkung des beleidigten Hochmuths, der wenn er sich an dem vermeinten Beleidiger nicht unmittelbar rächen kann, seinen Zorn und seine Rache an demjenigen übt, den er sich vorgezogen sieht. Aber erscheint hier nicht die Verwerfung seines Opfers von Seite Gottes vollkommen gerechtfertigt durch das, was seine nachfolgende Handlungsweise über den Grund seines Gemüthes aufdeckt, zugleich ein schauerlicher Beweis, wie schnell die Sünde, wenn der Sünder von der Demuth verlassen ist, bis zur Ruchlosigkeit aufschießt, und die heuchlerische Religionsübung bis zum Gottes- und Menschen-Hasse überspringen kann!

§. 5.

Die erste Scheidung des Menschen vom Menschen durch die Sünde.

In der ersten äußern Religionshandlung, deren die Genesis erwähnt, haben wir einen Unterschied oder Gegensatz der innern Gesinnung hervortreten gesehen, der sich von da an zu einem gleich verschiedenen Zustande der Menschheit gestaltet, und diese selbst vermittelst der Association des Gleichartigen in zwei Hälften scheidet. Der Unterschied oder Gegensatz ist ursprünglich geknüpft an Kain und Abel, nach des letztern Ermordung tritt an seine Stelle Seth, und als aus den Individuen Familien hervorgehen, spaltet sich das erste Menschengeschlecht in Kainiten und Sethiten, als die Repräsentanten zweier entgegengesetzter Richtungen und Zustände in ethischer Hinsicht, die wir zum Behufe unsrer Aufgabe etwas näher betrachten müssen.

Als Gott Kain wegen des Brudermordes zur Verantwortung zog, antwortete er zuerst, die Stimme in der eigenen Brust erstickend, mit erkünsteltem Trotz; nachdem ihm aber der Herr den Schrei des Blutes seines Bruders entgegen gehalten, der von der Erde bis in den Himmel gedrungen, nachdem er den Fluch über den Boden, der das erste Menschenblut getrunken, wie über

den Schauplatz der ersten Sünde ausgesprochen, und im prophetischen Worte sein künftiges Schicksal ihm verkündet hatte, da wandelte sich Kains Trotz in Furcht, er sprach: zu groß ist meine Schuld, als daß ich von ihr frei werden könnte! Siehe, du treibst mich heute fort von diesem Boden, verbergen muß ich mich vor deinem Angesichte, unstätt und flüchtig werd' ich seyn auf Erden, und zu fürchten hab' ich, daß mich tödte, jeder der mich findet[1]). — Und wie die ersten Menschen zwar beladen mit dem Fluche der ersten Sünde, aber durch Gottes Vatergüte geschützt gegen die Unbilden der Witterung, mit den Fellen um die Lenden flüchtig wurden vor Gott aus dem Paradiese, so wurde der erste Menschensohn, beladen mit dem Fluche der zweiten Sünde, aber doch noch väterlich bedacht mit dem Zeichen Gottes auf seiner Stirne, flüchtig vor dem Angesichte der Menschen und aus dem Lande, welches Zeuge seines Brudermords gewesen war. „Also ging Kain weg vor dem Angesichte Gottes, und wohnte in dem Lande Nod (dem Lande der Verbannung, dem Lande des Schweifens) östlich von Eden." — Seth aber, welchen Gott dem Adam als Samen gesetzt hatte an Abels Stelle, blieb in dem Lande, in welchem sich die Menschen nach der Flucht aus dem Paradiese niedergelassen hatten; so ist daraus zu schließen, daß von einer Wanderung dieses Stammes, im Gegensatze zu Kain, keine Rede ist.

Wir sehen in dieser Darstellung, wie bei der fortschreitenden Entwickelung der Sünde die Momente und Folgen des Sündenbewußtseyns (§. 2, 2.) in verschiedenen Beziehungen immer vollständiger hervortreten. Die erste Entwickelungsstufe, der Anfang und allgemeine Charakter der Sünde, der Abfall von Gott, hat zu seiner nächsten Folge die Scheidung des Menschen von Gott, dieß ist uns vorgestellt in der Vertreibung aus dem Paradiese. Durch diese Scheidung löst sich das ursprüngliche Gefühl des Einsseyns mit Gott, was die wahre Religion und Frömmigkeit ist, zuerst innerlich im Bewußtseyn, dann aber auch, und ebendarum, äußerlich in Beziehung auf die Welt in räumlichen und

---

1) Genes. 4, 9—15.

zeitlichen Verhältnissen. Wie aber in dem Einsseyn mit Gott, und in diesem allein auch die Einheit mit der Welt und der Menschheit im Besondern gesetzt ist, so wird auch mit dem erstern die andere aufgehoben, der von Gott geschiedene Mensch kann auch mit der Welt und dem Menschen nicht mehr vereint bleiben, es wird und muß als die fortschreitende Entwickelung der Sünde — die zweite Scheidung, die Scheidung des Menschen vom Menschen eintreten, und zwar zuerst, gleich der ersten, innerlich in dem Bewußtseyn und der Gesinnung, dann aber wie sich die Gelegenheit und Veranlassung bietet, auch äußerlich in der Erscheinung. Diese ethisch religiöse Grundwahrheit ist uns vorgestellt in dem Haß und Neid Kains gegen seinen Bruder Abel, deren natürliche Wirkung der Mord ist; das rächende Gewissen aber und Gott der Vollstrecker desselben führt diese innere Verhältnisse zur Klarheit und Entscheidung in der äußern Erscheinung, er scheidet die Unfrommen von den Frommen, treibt jene in die Ferne, und läßt diese an ihrem Ort, und anticipirt schon in der Urgeschichte die erst im Evangelium gnomisch ausgesprochene Wahrheit, daß die Sanftmüthigen das Land besitzen werden. Wir werden im Verlaufe der folgenden Entwickelungen sehen, daß die mit den Kainiten und Sethiten beginnende Scheidung durch die Sünde sich in jedem neuen Stadium wiederholt.

§. 6.

Die Frommen stärken sich durch die Familien-Religion.

Wir haben bis jetzt die Entwickelung des religiösen Gefühls zunächst in der Form betrachtet, welche das tiefe Sündenbewußtseyn hervorrufen mußte, nämlich das Verlangen und Bestreben Gott zu begütigen, dargestellt in dem ersten Opfer, welches die Menschen ihm darbrachten; wir haben aber auch gesehen, wie die ungleiche Gesinnung der Opfernden auch eine ungleiche Wirkung in Beziehung auf die Gesinnung Gottes gegen sie hervorbrachte, nämlich für den From-demüthigen die Gnade und das Wohlgefallen, für den Hochmüthig-trotzigen das Misfallen Gottes, und wie dieses sogleich wieder in demselben verkehrten Gemüthe eine neue Unthat hervorlockte, welche die Flucht des Verbrechers, und

die erste Scheidung der Menschen zur Folge hatte. Damit war aber die Entwickelung der Religion bei einem Punkt angelangt, wo sie einerseits einen raschern Schritt vorwärts, andererseits ebenso rasche Schritte rückwärts machen mußte, jenen in Folge des bezeugten göttlichen Wohlgefallens, diese in Folge des bezeugten und verdienten Misfallens, dort freudiger Dank und Vertrauen auf Gott, hier Verzweiflung an der eignen Besserung und an Gottes Barmherzigkeit. Laßt uns beiden nachgehen.

Wie man auch die Stelle Genes. 4, 26.[1]) nach dem grammatischen Wortsinn übersetzen mag, immer ist der Gedanke ausgedrückt, daß sich in der Familie Seths und Enos eine Familien-Religion gebildet habe, wornach ihre Glieder benannt wurden, (Gen. 6, 2.) und wodurch sie sich von den Kainiten unterschieden.

---

1) Es sind im Grunde nur zwei Uebersetzungen oder Ausdeutungen, wovon die eine mit Bezugnahme auf die verwandte Stelle Genes. 6, 2. glaubt, es finde sich in Genes. 4, 26. der Anfang und Schlüsse zur dortigen Benennung — Kinder Gottes, indem dem Sohne Seths Enos zuerst der Name des Gottbefreundeten beigelegt worden sey, — coepit appellari Dei nomine —; die andere in direkter Auffassung die Worte von der Einführung einer bestimmten Familien-Religion, als Anrufung und Verehrung Jehova's versteht. Zu der ersten Ausdeutung neigen sich Aquila's Version und mehrere zum Theile sehr alte Kirchenväter hin, die zweite findet eine besondere Stütze in der Fassung der Siebenzig — ούτος ἤλπισεν ἐπικαλεισθαι κ. τ. λ. — so wie der entsprechenden Fassung der Vulgata. Luther — der Prediger — findet hier den Anfang des Predigens von des Herrn Namen. — Das an dieser wie an andern Stellen der Urgeschichte vorkommende Wort Jehova ist weder eine Anticipation der Mosaischen Jehova-Religion, noch steht es im Widerspruche mit Exod. 6, 3.; nicht das Erste, denn die Deutung unserer Stelle, als habe man damals angefangen Gott m i t d e m N a m e n Jehova anzurufen, ist durch nichts begründet, und die Verwandtschaft dieses hebräischen Namens mit ähnlichen Götternamen unter sehr verschiedenen Völkern und in sehr verschiedenen Religionen weist auf einen viel ältern als Mosaischen Ursprung; nicht das Andere aus dem einfachen Grund, weil Seth und Enos nicht Abraham, Isaak und Jakob, nicht die Väter des jüdischen Volkes sind.

Das Charakteristische dieser Familien-Religion werden wir errathen können, wenn wir die sie veranlassenden Momente ins Aug fassen. Die Geburt Seths wird ausdrücklich als ein Gottesgeschenk bezeichnet, welches dem Stammvater der Menschen den Verlust Abels ersetzen sollte; Seth trat also an Abels Stelle, aber nicht blos, um die in der erst beginnenden Generation entstandene Lücke auszufüllen, er trat auch in die Repräsentation Abels, in seine Stellung zu Gott und seine Prärogative ein, die Gnade und das Wohlgefallen Gottes, welches auf Abel ruhte, ging nun auf Seth über, und er wurde der Repräsentant jener Geistesrichtung, jener religiössittlichen Entfaltung der jungen Menschheit, welche den unverschuldeten Fall, das traurige Erbtheil überwindend, an der einmal bezeugten göttlichen Gnade vertrauensvoll sich emporwand zu dem Vater der Menschen, in kindlicher Demuth und Liebe den Begnadiger umfassend, und darum auch sicher und ruhig auf der erwählten Wohnstätte verharrend. Dieses Verhältniß und diese Repräsentation ging natürlich auch auf Enos über, und darum ist er es, (er besonders, oder er und Seth miteinander, denn die Zeitbezeichnung — damals — läßt beide Deutungen zu), an welchen die Jehova-Anrufung geknüpft wird. Hieraus ergibt sich auch ihre Bedeutung und das Charakteristische der Religion der Sethiten. Die Jehova-Anrufung ist die Verehrung Gottes, zu welcher sich die Sethiten, als das auch nach dem Urfall der ursprünglichen Kindlichkeit näher gebliebene Geschlecht verpflichtet fühlen, verpflichtet durch die eigenthümliche Weise, wie sie die Gnade Gottes erfuhren; es ist die Religion des Dankes, des Vertrauens [1]), der Liebe, und des erneuerten Gehorsams für diese Erfahrungen. Dies ist ihre innere Seite, ihr Inhalt; ihr äußerer Charakter, — ihre äußere Form zu bestimmen ist uns nicht möglich, — liegt darin, daß sie gerade die Religion dieses Geschlechtes ist, daß sie bei ihm zur Familien-Religion wird, und durch diese Firirung dazu geeignet, sowohl sich zu erhalten und fortzudauern, als auch dieses Geschlecht selbst vor der Ansteckung durch das

---

1) ἤλπισεν ἐπικαλεῖσθαι. Septuag.

andere zu bewahren. Wie diese daher auf der einen Seite durch die vorbemerkte Scheidung bedingt oder wenigstens eingeleitet war, so hing auch ihre Reinerhaltung großentheils von der Fortdauer dieser Scheidung ab.

Durch das Entstehen einer Familien-Religion beginnt allerdings eine neue Epoche in der geschichtlichen Entwickelung der Religion; wie aber haben wir diese Epoche des Nähern uns zu denken? Offenbar nicht als den Anfang der Religion selbst, da der Mensch — der sichselbstbewußte nie ohne alle Religion ist, und schon vor der gegenwärtigen Epoche von Opfern die Rede ist, deren eigenthümlichen religiösen Charakter wir §. 3. erklärt haben, ja schon der Mensch im Urstande nicht ohne besondere religiöse Gefühle seyn konnte (§. 1.). — Auch nicht als die Epoche einer neuen Religion darf die jetzt eingetretene betrachtet werden, insofern mit diesem Ausdruck ein innerer Gegensatz gegen die ursprünglich bestehende gemeint seyn soll; denn wir sehen hier weder neue Religionsbegriffe, noch neue Namen als Bezeichnung solcher Begriffe gegeben, da die Urkunde sich nur ganz im Allgemeinen ausspricht, und uns selbst über den äußern Modus der Jehova-Anrufung im Ungewissen läßt. Nur Zweierlei erscheint in der jetzt eingetretenen Epoche der religiösen Entwickelung neu, die eigenthümliche Bestimmtheit der religiösen Gefühle, und das Herrschendwerden derselben in einem bestimmten Geschlechte oder Familienkreise. Die eigenthümliche Bestimmtheit, zu welcher wir das religiöse Gefühl jetzt gelangen sehen, liegt darin, daß der Mensch, nachdem er durch die Sünde aus der reinen Unmittelbarkeit der Religion herausgefallen, — §. 1. 2. — und hierauf die Religion der Furcht, welche aus dem Sündenbewußtseyn entspringt und die Opfer erzeugt — §. 3. —, mit der göttlichen Gnade überwunden, nun an der Hand ebendieser Gnade sich zum freudigen Vertrauen auf Gott, zum kindlichen Glauben erhebt, diesen öffentlich ausspricht, und in seinem Kreise herrschend macht. Hierin erkennen wir also den Fortschritt und die Entwickelung der ursprünglichen Religion; sie wird, nach Aufhebung ihrer Unmittelbarkeit, zur vermittelten durch den Glauben, und strebt, wie sie das geworden ist, nach

Ausbreitung und Bestand. Dieß wird uns noch anschaulicher werden aus dem Gegensatze der unvermittelt bleibenden Religion, welchen Gegensatz wir nun ebenfalls in seiner Entwickelung an uns vorübergehen lassen wollen.

§. 7.

Die Unfrommen versinken in Rohheit.

Da uns der Gegensatz der Frommen und Unfrommen in der Urgeschichte in den Sethiten und Kainiten vorgestellt ist, so müssen wir hier noch einmal auf Kain, d. h. auf Kains Religion zurückgehen. — Kain, obwohl Brudermörder, wird doch nicht als schlechthin irreligiös dargestellt; er erkennt Gott, denn er vernimmt ja zuerst seine warnende, dann seine strafende Stimme, er erkennt auch die Ruchlosigkeit seiner That und gesteht sie ein, er glaubt an die strafende Gerechtigkeit Gottes, er hat also Glauben, aber keinen andern als ihn auch die Teufel haben, — er glaubt und zittert. Nach seinen eigenen Worten ist seine Religion die der Verzweiflung, der Verzweiflung an der Barmherzigkeit Gottes, an der Schonung seiner Mitmenschen, und an sich selbst; darum findet sich in dem, was von ihm und seinem Geschlechte noch weiter gemeldet wird, keine Spur eines Versuches, sich wieder hoffend und vertrauend an Gott zu wenden, oder durch neue Opfer ihn zu besänftigen, überhaupt keine Spur irgend eines frommen Gefühls, oder einer frommen Handlung. Und so scheint allerdings die Religion der Verzweiflung, die zuletzt in Kain allein noch übrig war, bei seinen Nachkommen in Religionslosigkeit übergegangen zu seyn. Dieser Uebergang ist schon an sich, bei dem fortwährend drückenden Sündenbewußtseyn, und dem hiedurch veranlaßten Bestreben desselben auf was immer für eine Weise endlich los zu werden, vollkommen begreiflich, wird uns aber noch überdies durch dasjenige erklärt, was uns die Urkunde über die Lebensweise und Erfindungen der Kainiten berichtet, wornach wir dieses Geschlecht in moralischer Hinsicht in zwei Klassen theilen können.

Der von göttlichen Gedanken abgewandte, Gottes vergessende Mensch nimmt in seinem Sinnen eine doppelte Richtung, entwe-

der auf die gemeine Sinnlichkeit, den Nutzen und das Vergnügen, und sinnlich frohen Lebensgenuß, oder auf die Rohheit und Gewalt, die sich in der Behauptung der souveränen Selbstsucht kund gibt, oder geradezu auf die Unterjochung jeder andern Selbständigkeit ausgeht. Beide dieser Richtungen sehen wir unter den Kainiten hervortreten. — Die erste in den Söhnen Lamechs; Jabal ist der Vater derer, die in Hütten wohnen und Viehzucht treiben, Jübal der Vater derer, die das Leben durch Sang und Klang erheitern (der Geiger und Pfeifer nach Luthers Uebersetzung), und Thübalkain erfindet die Werkzeuge für den Ackerbau[1]). Wir sehen in allen diesen Erfindungen das Sinnen der Menschen seine Richtung auf den irdischen Lebensgenuß nehmen, ja das Streben nach diesem ist es, was auf die Erfindung der Mittel und Werkzeuge dazu führt. Darum kann es auch nicht befremden, daß wir solche Erfindungen schon frühzeitig antreffen, da der Erfindungstrieb in demselben Grade gesteigert wird, in welchem das natürliche Bedürfniß oder die erkünstelte Genußsucht steigt, die letztere aber besonders in demselben Verhältnisse mächtiger wird, in welchem die Gottesvergessenheit, und das Bemühen das Sündenbewußtseyn zu übertäuben, jeden edlern und höhern Gedanken zurückdrängt. So erklärt schon diese blos sinnliche Richtung, warum sich in dem Geschlechte der Kainiten keine Spur einer fortschreitenden religiösen Entwickelung zeigt, ja diese mußte sogar stille stehen und rückgängig werden, wenn sich, wie dieß die constante Erfahrung lehrt, zu der Sinnlichkeit die Rohheit gesellte, oder jene in diese umschlug.

Diese Rohheit ist uns repräsentirt in Lamech dem Kainiten, und zwar äußert sie sich in zwei verschiedenen Richtungen, welche aber wegen innerer Verwandtschaft in der Erfahrung häufig miteinander verbunden vorkommen, und im Orient, der eigentlichen Heimath glühender Sinnlichkeit und despotischer Gewalt, eine konstante Erscheinung darstellen. Lamech tritt der Erste als Polygamist auf, und wiewohl dies ganz einfach ohne Nebenbe-

---

1) Genes. 4, 20—22.

merkung erzählt wird, so ist die Thatsache dennoch bedeutsam, und spricht mit Rücksicht auf die ursprüngliche Idee eine Depravation der natürlichen sinnlichen Triebe unzweideutig aus. Entsprechend nämlich den noch unverdorbenen Gefühlen und Wünschen, mit welchen die gegenseitige Neigung der Geschlechter zuerst erwacht, und worin sich die Idee ihres vernunftgemäßen Verhältnisses bereits ankündigt, stellt schon die Schöpfungsgeschichte den heiligen Gedanken der Monogamie dadurch auf, daß sie nur Einen Mann und nur Ein Weib von Gott erschaffen werden läßt, und ihnen bei ihrer Verbindung die Reflexion ihrer innigsten Anhänglichkeit aneinander und ihrer unzertrennlichen Gemeinschaft in den Mund legt. Wenn also dies die ursprüngliche, (und nach langer Verirrung und Ausschweifung erst von dem Christenthum wiederhergestellte) Idee ist, durch welche allein auch die Verbindung der geistigen und sinnlichen Natur im Menschen auf würdige Weise vermittelt wird, so bezeichnet das Verkennen dieser Idee und das Niedertreten derselben wohl einen Zeitpunkt in der Entwickelung des Menschen, wo die edleren Gefühle durch das Uebergewicht gemeiner Sinnenlust bereits erstickt sind, die Rohheit begonnen hat und sich immermehr dem Thierischen zuwendet. — Dieselbe Richtung tritt in dem zweiten Moment hervor. Lamech der Kainite wird auch als der Erfinder des Schwertes bezeichnet, wenigstens frohlokt er über dessen Erfindung, triumphirend ruft er seinen Weibern zu: einen Mann erschlage ich für eine Wunde, und einen Jüngling für eine Beule; und spottend über Kain, der des Zeichens Gottes auf seiner Stirne und der Verheißung Gottes zu seiner Sicherheit bedurft hatte, setzt er im Vertrauen auf seine eigne Faust bei: siebenmal sollte dem vergolten werden, der Kain verletzte, dem aber, der Lamech angreift, siebenzig und siebenfach. — Solche Züge sprechen für sich selbst, sie sind der Ausdruck der Gott verachtenden, auf sich selbst vertrauenden, keines Menschen schonenden rohen Gewalt, und die Vorboten einer nicht fernen Zeit, in welcher diese rohe Gewalt bald allgemein herrschen, und die Existenz des ganzen Geschlechtes bedrohen würde.

§. 8.

Die Kasten-Vermischung und die Nephilim.

Die Scheidung des ersten Menschengeschlechts in zwei Stämme oder Kasten, die Sethiten und Kainiten — Kinder Gottes und Kinder der Menschen, war die Wirkung der sich mit Macht entwickelnden Sünde gewesen, und darum weil aus dem Bösen selbst böse; aber einmal gesetzt diente sie in der Erscheinung zur Unterscheidung und Erkenntniß des Guten und Bösen, ihr Bestehen bewahrte die Frommen vor der Ansteckung durch die immer größerer Verschlechterung Entgegengehenden, für diese selbst aber blieb es ein Antrieb zum Bessern, oder wenigstens ein ewiger Vorwurf, der, wenn er sie auch nicht besserte, sie doch im Bösen nie sicher, desselben nie ganz froh werden ließ. Wie zu allen Zeiten, so mußten besonders am Anfange die Guten und Bösen geschieden bleiben, wenn die Letztern und mit ihnen das sittliche Verderben nicht zur allgemeinen Herrschaft gelangen sollten.

Diese Scheidung konnte ohne sonderliche Versuchung fortbestehen, solang das Menschenhäuflein noch klein war, und die Entfernung beider Stämme Raum genug zur Ausbreitung darbot, ohne gegenseitige Berührungen herbeizuführen; nachdem sich aber die Menschen im steigenden Verhältnisse vermehrten, mußten die bisher Geschiedenen einander immer näher rücken, und die räumliche Berührung zuletzt eine Vermischung der beiden Urstämme zur Folge haben. Diesen natürlichen Gang der Dinge hat auch die biblische Urkunde im Auge, wenn sie die Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen an den Zeitpunkt knüpft, wo sich das Menschengeschlecht sehr vermehrt hatte [1].

Als nächste und unmittelbare Ursache der Vermischung wird aber außer den räumlichen Verhältnissen, welche für sich allein nie bestimmend auf Willenshandlungen einwirken, ein anderer Beweggrund oder Reitz angegeben, der demjenigen ganz analog ist, welcher auch die erste Sünde zum Vollzug brachte; wie nämlich dort das Weib es war, welche den Mann verführte, so sind es auch hier die Töchter der Menschen, deren Reitze die

---

1) Gen. 6, 1 ff.

Söhne Gottes verführten sich mit ihnen zu verbinden. Damit war denn die Vermischung der reinern und edleren Kaste mit der verdorbenen vollzogen, die äußere Scheidewand zwischen den Guten und Bösen, und damit auch zwischen dem Guten und Bösen selbst niedergerissen, und dem letztern ein neues Feld zu seiner Verbreitung geöffnet, auf welchem es um so üppiger wuchern konnte, als es hier die noch frischen durch keine Entartung geschwächten Kräfte der Bessern antraf, die es nun auch in seinen Dienst zog, und damit eine neue, viel kräftigere Entwickelung seiner selbst begann. Diese hatte Gott verhüten, und das Böse seiner Aufreibung durch sich selbst, gleich dem Ausbrennen eines Vulkans überlassen wollen, indem er in Seth einen neuen Stamm der Guten pflanzte und ihn von dem verdorbenen Stamme schied; diese Absicht Gottes wurde durch die Vermischung der Stämme vereitelt, darum entbrinnt darob sein Eifer, er spricht es aus, daß sein Geist in dem fleischlichen Menschen fortan unwirksam seyn werde, und darum auch auf die Dauer nicht in ihm bleiben soll, und setzt ihm nur noch eine kurze Frist.

Jene neue viel mächtigere Entwickelung des Bösen, hervorgegangen aus der Kastenvermischung, ist uns vorgestellt in den Nephilim. Diese treten erst auf, nachdem jene Vermischung erwähnt ist, ja sie werden ausdrücklich als das Erzeugniß derselben dargestellt, denn die Gewaltigen der Vorzeit, die Männer von großen Namen sind doch dem Begriffe nach dieselben mit den Nephilim, und der Nachsatz will diese Bezeichnung nur durch die Angabe ihrer Abkunft motiviren und erklären. Dieses Riesengeschlecht, diese Gewaltigen, diese Vielberüchtigten — wer und was waren sie aber? Was ihr Name besagt, — ein Menschenschlag von großer physischer Stärke, Fleisch- und Knochenmassen, wie man des Herrn Wort wohl auch deuten mag (und die thierische Kraft gedeiht ja bekanntlich durch die Kreuzung der Rasen), Menschen, welche ihre physische Kraft zu Gewaltthaten, zum Raube, zur Unterwerfung Anderer misbrauchten, und unbekümmert um Recht und Herkommen sich selbst und ihren Namen groß zu machen strebten. Diese Zeit wird uns demnach als diejenige bezeichnet, wo die ursprüngliche Gleichheit der Menschen unterzugehen droht,

wo an die Stelle des in natürlichen Verhältnissen gegründeten Ansehens der Familienhäupter und der väterlichen Gewalt die Willkühr einzelner Uebermächtiger tritt, wo die Selbstsucht die Herrschaft der rohen Gewalt begründet, und diese immer weiter auszubreiten bemüht ist. Die Vorbereitung dieses Zustandes sahen wir in der fortschreitenden Entwickelung der Sünde, und namentlich in der zunehmenden Sinnlichkeit und Rohheit der Kainiten, zu seiner Verwirklichung verhalf ihm die Vermischung der Kasten, indem dadurch der bereits entwickelten Rohheit nicht nur neuer Stoff und neue Kräfte zugeführt, sondern auch die äußere Schranke, der Widerstand, welchen sie an den Kindern Gottes fand, hinweggeräumt wurde. Aber wohin mußte dieser Zustand, die absolute Herrschaft der rohen Gewalt die Menschheit am Ende führen? Diese Frage beantwortet die Bibel mit der Katastrophe der allgemeinen Sündfluth.

§. 9.

Die Sündfluth und Noah.

Es kann die kindliche Einfachheit befremden, mit welcher die Genesis diese Katastrophe einleitet: „da reuete es Jehova, daß er den Menschen gemacht hatte auf Erden, und es schmerzte ihn in seinem Herzen, und er sprach: vertilgen will ich den Menschen, den ich geschaffen habe, von der Erde, den Menschen und die Thiere, das Gewürm und die Vögel unter dem Himmel; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht habe“ 1). Diese Reue Gottes über seine Schöpfung, und sein Entschluß sie wieder zu vertilgen, sind nur begreiflich unter der Voraussetzung, daß diese erste Schöpfung unheilbar verdorben, ihre Vernichtung also unabwendbar herangerückt sey, und Gott der allsehende die Ueberzeugung von beiden gewonnen hatte. Und liegt nicht auch uns die Ueberzeugung von beiden nahe, sind nicht die überzeugenden Momente in dem bereits geschilderten Zustande gegeben? Die Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen, d. h. der Guten mit den Bösen hatte den Damm zerstört, welcher der allgemeinen Verbreitung des sittlichen Verderbens bisher widerstand, die-

---

1) Genes. 6, 6. 7 u. s. w.

ses Verderben hatte in der bisher gesunden Masse einen frischen Stoff zur Ansteckung und Durchdringung gefunden, und aus dieser Durchdringung war eine neue Generation hervorgegangen, jenes Geschlecht von Riesen an körperlicher Kraft, und was damit auf natürliche Weise verbunden ist, an frechem Uebermuth, roher Gewaltthat, Unterdrückung der Schwächern, Verhöhnung und Niedertretung alles göttlichen und menschlichen Rechtes. Also um sich fressend hatte das Verderben die damalige Menschheit ergriffen, die ganze Erde war verdorben vor Gottes Angesicht, alles Fleisch hatte seinen Weg verkehret, alles Dichten und Trachten der Herzen war nichts als Böses immerdar. An diesem Ziele war die erste Entwickelung der Menschheit angelangt, gerade dem entgegensetzten von dem, wozu sie Gott geschaffen hatte, damit war aber auch ihr erstes Stadium abgelaufen, ein anderer Stamm, ein unverdorbener nicht mehr vorhanden, der die Rolle der Wiederherstellung hätte übernehmen können; wenn also der Zweck Gottes mit dem Menschen und dessen eigene Bestimmung nicht verloren seyn sollte, so mußte die damalige entartete Menschheit untergehen, und eine neue aus ihren Ruinen erstehen; das Ende alles Fleisches war demnach gekommen, in nothwendiger Folge der naturwidrigen Entwickelung. Gott sah es kommen, aber der Schöpfer selbst zerstört keines seiner Werke, er überläßt seinen Zorn und seine Strafe zu vollziehen den Geschöpfen selbst, gibt einem Elemente Macht über das andere, und allen Macht über den von ihm abgefallenen Menschen, wie er es ihm gleich nach der ersten Sünde angekündigt hatte; hier aber, wo es sich nicht um die Bestrafung eines Einzelnen sondern der ganzen Gattung handelte, und die ganze Erde gereinigt werden sollte, schien es angemessen, daß das Geschäft der Zerstörung dem Elemente übertragen würde, welches am Anfange die Keime alles Werdens und aller Bildung in sich verschlossen hatte: aus Wasser und durch das Wasser war die Erde ursprünglich zu ihrem Bestande gelegt, im Wasser und durch dasselbe sollte sie jetzt auch untergehen. Und so geschah es.

In der Sündfluth offenbart daher oder bestätigt sich vielmehr das für die Entwickelung der moralischen Religion so wichtige

Moment der strafenden Gerechtigkeit Gottes, ein Moment darum so wichtig, weil der einzelne Mensch wie die ganze Menschheit nur durch die sichtbare Strafe zur vollen Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit geführt, und ebenso auch nur dadurch am wirksamsten von ihrer Verirrung zurückgebracht werden kann. Dieses Heilmittel hatte die erziehende Gottheit gleich nach der ersten Sünde durch die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies angewandt, und nach der zweiten Sünde durch die Scheidung der Stämme und die Wanderung der Kainiten in gesteigerter Weise wiederholt; nachdem jedoch die Menschen durch den göttlichen Geist in diesen Strafen sich nicht hatten warnen lassen, vielmehr das Verderbniß allgemein geworden, mußte es auch die Strafe werden, und konnte nicht anders ausfallen, als wir sie beschrieben finden, — eine allgemeine Vertilgung des unheilbaren Geschlechtes mit Ausnahme einer einzigen Familie als Stammes einer erneuerten Menschheit. Wie aber in Gott die Gerechtigkeit, selbst die strafende Gerechtigkeit zugleich Liebe ist, und daher alle Strafen Gottes zugleich Wohlthaten sind, so zeigt sich dasselbe auch hier, und zwar nicht blos in Hinsicht auf die Geretteten, denen die Rettung aus der allgemeinen Noth als die größte aller leiblichen Wohlthaten so wie die Noth selbst als die stärkste Warnung und als die größte geistige Wohlthat erscheinen mußte; sondern in Hinsicht der Untergehenden selbst. Denn setzen wir den physischen und moralischen Zustand der antediluvianischen Menschheit als faktisch so, wie er in den ersten Versen des sechsten Kapitels der Genesis beschrieben wird, so ging bei der Uebermacht physischer Kräfte von Seite einer gewissen Generation, bei der allgemeinen Herrschaft der rohen Gewalt, der Raubsucht und Herrschsucht, und dem mehr oder minder allgemeinen Mangel religiöser und sittlicher Gefühle nicht nur das Wohlseyn und die Freiheit der Schwächern verloren, selbst die Existenz aller war bedroht; die Mammuthe in menschlicher Gestalt hätten Alles niedergestoßen und zertreten, der ganzen antediluvianischen Menschheit stund auf natürlichem Wege kein anderes Loos bevor als das, welchem wir seit Jahrhunderten die Wilden in den amerikanischen Wäldern und auf verschiedenen

Inseln erliegen sehen, nämlich sich selbst langsam aufzureiben. Diesen langsamen Proceß einer blutigen Aufreibung kürzte die Sündfluth ab, und wurde den Untergehenden eine wahre Wohlthat, indem sie ihnen und ihren nächsten Nachkommen unberechenbare Leiden ersparte.

Doch nur die ganz Fleisch gewordene Menschheit, die sich durch den Geist Gottes in ihr nicht mehr wollte belehren lassen, sollte der vorausgegangenen Drohung zufolge untergehen, über ihren Ruinen aber eine neue Erde und Menschheit sich erheben, zu deren Stammvater Noah mit seiner Familie von Gott ausersehen war. In unserer Urkunde erscheint Noah als Sethite, also jenem Stamme angehörend, in welchem wir vom Anfange Gottesdienst und Sitte sich fortpflanzen sehen, und daher bei dem einreißenden allgemeinen Verderbniß noch eine und die andere Familie das alte Erbgut sich erhalten haben konnte. Als gerechter und untadeliger Mann stand Noah der Gnade und Belehrung Gottes nahe, und er erhielt sie, wie er sich selbst und seine Familie und einen Rest der Thierwelt aus dem bevorstehenden Untergange retten, und die Erde neu bevölkern sollte. Nachdem diese Rettungsanstalten ins Werk gesetzt waren, da brachen auf alle Brunnen der Tiefe, und es öffneten sich die Fenster des Himmels, und es kam ein Regnen über die Erde vierzig Tage und vierzig Nächte lang; die Gewässer bedeckten die Erde bis über die höchsten Berge, und begruben alles, was Leben hatte. Als aber die Fluthen sich verlaufen hatten, ging Noah wieder aus der Arche mit Allem was darin war, und brachte Gott Dankopfer [1]).

§. 10.

Die noahitische oder postdiluvianische Religion.

Die Nachricht von einer Fluth, in welcher die ursprüngliche Menschheit unterging, und aus der nur Einzelne gerettet die Stammväter eines neuen Geschlechtes würden, findet sich beinahe in allen alten Völkersagen, aber keine derselben knüpfet daran

---

1) Genes. 6, 8—8, 20.

ein religiöses Moment, wie es unsre Urkunden thun, und zwar in zweifacher Beziehung thun; einmal in Beziehung auf die erste ursprüngliche Entwickelung der Religion, welche eben mit der Sündfluth ihren Abschluß erreicht, dann auch in Beziehung auf eine neue nach der Sündfluth beginnende Entwickelung, welche ebendamit eingeleitet wird. In der ersten Hinsicht drückte die Sündfluth der ursprünglich geoffenbarten Wahrheit, von der absoluten Heiligkeit des göttlichen Willens und der unbedingten Unterordnung des menschlichen unter ihn, ein unvergängliches Siegel auf, indem sie in einer in der Tradition aller Geschlechter fortlebenden Thatsache die Idee constatirte, daß der menschliche Wille dem göttlichen sich nie ungestraft widersetze, und je frecher und kühner sich jener erhebe, nur desto näher seinem Untergange stehe. Mit dieser Sanction ging also die Grundwahrheit der ursprünglichen Religion in die zweite Periode der Menschheit über als die feste Grundlage einer neuen Entwickelung; aber zu dieser selbst gehörte außer der alten Grundlage eine neue Idee oder ein neues Moment, und dieses lag ebenso in der Sündfluth, wie der Abschluß und die Sanction des ersten und ursprünglichen Moments.

Dieses neue Moment ist die Idee der Versöhnung, und zwar einer allgemeinen Versöhnung. Die Idee ist neu, denn sie kommt in der ersten Periode nicht vor, obwohl Sündenfälle und göttliche Strafgerichte über dieselbe dort schon vorkommen; sie konnte aber dort noch nicht geoffenbart werden, weil die Sündenfälle und Strafgerichte zunächst einzelne Personen betrafen, das allgemeine Verderbniß aber sich erst nach und nach daraus entwickelte, und so das allgemeine Strafgericht nach sich zog. Insoweit hat die Idee der allgemeinen Versöhnung die Sündfluth als allgemeines Strafgericht zu ihrer Voraussetzung, sie lag aber auch unmittelbar in dieser ihrer Voraussetzung und ging aus ihr durch consequente Offenbarung hervor, indem die Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit, nachdem sich diese in einem so auffallenden und tief einschneidenden Beispiel erwiesen, die Offenbarung der göttlichen Güte zu ihrer nothwendigen Folge hat, da beide Eigenschaften Eines oder in Einem sind, und Gott

nur schlägt, um zu heilen. So sehen wir denn auf folgerechte Weise, nachdem die erste verdorbene Generation die Wirkungen des göttlichen Zorns erfahren hat, die zweite im Keime aufblühende die Zusicherungen der göttlichen Liebe erfahren, und die neue Offenbarung Gottes nach der Sündfluth ist die Offenbarung der Versöhnung, der Keim und Mittelpunkt der neuen jetzt eingeleiteten religiösen Entwickelung; die Form aber, in welcher die Idee der Versöhnung geoffenbart wird, steht natürlich im Zusammenhange mit der Veranlassung und den ursprünglichen Ideen. Darum offenbart sich die Versöhnung oder das Versöhntseyn Gottes zunächst in der Verheißung an Noah, daß er die Erde und was auf ihr lebt nicht mehr mit einer alles vertilgenden Fluth heimsuchen werde; diese Verheißung gibt Gott den Menschen und allem Lebendigen in der Form eines Bundes der Liebe und Freundschaft, und macht zum sinnigen Zeichen dieses Bundes die am Ende des Regens bei verklärtem Himmel sich einstellende Erscheinung, jenen farbigen Ring, der die Erde mit dem Himmel vermählt, und jetzt zum Ringe des Bundes zwischen Gott und der erneueten Menschheit wird [1]). — Diese Verheißung bestätigt Gott überdieß durch die Wiedergabe des Segens der Fruchtbarkeit, jenes Segens, welchen Gott ursprünglich in der Schöpfung über alles Lebende ausgesprochen, dessen aber die aus den Ruinen der alten erstehende neue Schöpfung in gleicher Weise bedurfte; zum Beweise der allgemeinen Versöhnung wird nun dieser Segen nicht blos über den Menschen, sondern auch über die Thierwelt ausgesprochen [2]); auch die Herrschaft über eben diese Thierwelt, welche dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes auf Erden ursprünglich verliehen war, und welche er durch den Sündenfall verlor, und noch mehr durch den Untergang der ganzen Erdeschöpfung verloren zu haben scheinen konnte, wird ihm in Folge der Versöhnung bei der allge-

---

1) Genes. 9, 9—17. In der jehovistischen Urkunde Kap. 8, v. 20. 21. ist die Versöhnung oder die beruhigende Verheißung vermittelt durch das von Noah Gott dargebrachte Dankopfer, was sich einfach aus dem uralten Cult — Genes. 4, 4. erklären läßt.

2) Genes. 9, 1.; 8, 17.

meinen Restauration wieder zurückgegeben [1]). — Selbst der leblosen Natur soll Versöhnung und Friedigung zu Theil werden; durch den Aufruhr des Menschen gegen Gott war auch sie in Aufruhr gerathen, dies ist eine biblische Idee, welche wir §. 2. u. 9. entwickelt haben, und es ist demnach ebensowohl im Geiste dieser Idee als es im Geiste der Naturwissenschaft ist, jene die Gestalt unsrer Erde gänzlich verändernde Fluth als die Wirkung eines Aufbrausens der entzweiten Naturkräfte zu betrachten. In der Naturgeschichte der Erde erscheint sie als die jüngste und letzte ihrer großen Revolutionen, in unsrer biblischen Geschichte gleichfalls; aber die nach ihr eingetretene Ruhe und Friedigung der Natur wird auf ein religiöses Moment zurückgeführt, die allgemeine Versöhnung des Schöpfers mit seinen Geschöpfen; daß diese Ruhe und Friedigung in der jedem Auge sich darstellenden Regelmäßigkeit der Erscheinungen von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Hitze und Kälte, Saat und Ernte anschaulich gemacht wird [2]), liegt in dem allgemeinen Standpunkte der Bibel in dieser Beziehung.

An die Versöhnung der Schöpfung mit Gott finden wir in der Urkunde auch ein neues Gebot angeknüpft, dessen Moment unmittelbar praktisch ist, und die Sittigung der restaurirten Menschheit zum Zweck hat; es ist das Gebot, des Menschenblutes zu schonen, und auch von dem Blute der geschlachteten Thiere sich zu enthalten [3]). — Dieses Gebot hat vermöge des Zusammenhanges, in welchem es vorkommt, sein Motiv in der Idee der Versöhnung; Gott verspricht der restaurirten Menschheit für ewige Zeiten Schonung, es soll fürderhin nicht mehr alles Fleisch um seiner Sünden willen im Wasser untergehen, die Erde nicht mehr durch eine ähnliche Fluth verwüstet werden; was war also billiger als die Forderung, daß der Mensch, dessen Gott schonet, auch seines Mitmenschen schone, daß er diesem Versöhnlichkeit erzeige, da sich Gott ihm für alle Zeiten versöhnt bezeuget, daß

---

1) Genes. 9, 2. 3.

2) Ebd. 8, 22.

3) Ebd. 9, 4—6.

er die Erde nicht mit Menschenblut tränke, welche Gott versprochen hat nicht mehr mit der Sündfluth zu tränken? Das Motiv dieses Gebots liegt daher nahe genug, aber auch sein Zweck, der kein anderer ist als die Sittigung des neu erstehenden Menschengeschlechts, Zurückdrängung der aufbrausenden Leidenschaft, der rohen Gewalt, und aller die kaum gerettete Existenz bedrohenden Unthaten, Achtung des Menschen und der Menschenwürde zum Behufe des Aufblühens der Menschheit. Die Reminiscenz an Kains Brudermord sowie an die Raubherrscher und Gewaltigen, durch welche die Zerrüttung aller geselligen Ordnung und alle Frevel über die frühere Generation gekommen waren, ist in diesem Gebote unverkennbar; darum wird, um von Blutthaten abzuschrecken, der ganzen Gesellschaft das Vergeltungsrecht verliehen, oder vielmehr nach unsrer Weise zu reden, der Mörder für vogelfrei erklärt: wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch vergossen werden, — im Gegensatze zu der milden Behandlung Kains, dem Gott ein Merkmal setzte, damit ihn Niemand tödte, und den, der es dennoch thun würde, mit siebenfacher Vergeltung bedrohte; aber die veränderten Verhältnisse, und die bereits entwickelte Rohheit erforderten strengere Maßregeln. — Denselben Zweck der Schonung und der Sänftigung der Sitten hat auch das andere Gebot, sich des Blutes der Thiere zu enthalten, da dieses andere Gebot ganz in das erste eingeflochten erscheint, und mit diesem eine verwandte Veranlassung hat; in der Herrschaft über die Thiere nämlich, die dem Menschen ursprünglich verliehen war, lag die Befugniß, sie auch zur Nahrung zu verwenden, schon eingeschlossen, aber Gott ließ sie, wohl mit Rücksicht auf die ursprünglichen Zustände, in seinen Verkündigungen an die Menschen noch nicht in ihr Bewußtseyn treten, sondern wieß sie an den Genuß des Grünenden an; in dem zweiten Weltalter dagegen, nachdem auch das Organische mancherlei Veränderungen durch die Fluth erlitten hatte, läßt Gott jene Befugniß hervortreten, umgibt sie aber mit gewissen Schranken, damit sie nicht misbraucht würde, und indem er das Blut der Thiere wie das des Menschen für etwas Heiliges erklärt, mäßiget er vermittelst gänzlicher Unterdrückung der Blutgier auch

die Gier nach Fleisch überhaupt, und lehrt Schonung gegen die Thiere, welche wir heute noch durch Vereine und Gesetze gegen Thierquälerei zu bewirken suchen. Das physiologische Motiv zu diesem Gebote, hergenommen aus der alten Vorstellung, daß das Lebensprincip oder die Seele im Blute sey, tritt erst in den mosaischen Gesetzen deutlich hervor [1]).

Da wir mit Noah in das zweite Weltalter hinüberschreiten, in welchem die Keime zu den verschiedenartigsten religiösen Entwickelungen sich ansetzen, so wird es gut seyn, das Ergebniß der ersten ursprünglichen Entwickelung in ihren wesentlichen Elementen hier in einer Skizze zusammenzufassen, damit wir mit einem Blicke überschauen mögen, was sich an religiösen und moralischen Ideen und Gefühlen vom ersten auf das zweite Weltalter vererbte, und als Grundlage zu weiterer Entwickelung dienen konnte:

a) Vom Anfange finden wir im Menschen unter Vermittlung äußerer Erscheinung das Bewußtseyn Gottes hervorgerufen;

b) Und zwar, wie es in der Ursprünglichkeit nicht anders seyn konnte, dieses Bewußtseyn in seiner Ungetheiltheit und Unzerrissenheit, d. h. als Monotheismus des Gefühls (nicht der noch nicht eintretenden Reflexion).

c) Mit diesem Bewußtseyn verbindet sich in der Selbstoffenbarung Gottes für den Menschen das Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott, vermittelt durch das sich ihm ankündigende Gebot;

d) aber in dem Gefühle der Abhängigkeit entwickelt sich zugleich das Gefühl der Freiheit, vermittelst durch den Gegensatz des Guten und des Bösen, welcher mit dem Gebote gegeben ist; die gefühlte Freiheit wird zur bewußten, wie sich der Mensch gegen das göttliche Gebot entscheidet.

e) Aus dem Bewußtseyn, mit Freiheit gegen das Gebot gehandelt zu haben, entspringt das Schuldbewußtseyn, welches mit dem Sündenbewußtseyn Eins ist, und ohne das erste Bewußtseyn gar nicht Statt finden könnte.

f) An das Schuldbewußtseyn knüpft sich das Gefühl der Furcht vor der Strafe, welche dem Gebote ursprünglich anhängt, aber

---

1) Levit. 17, 10 f. Deuter. 12, 23 f.

erst nach der Uebertretung mit der Idee der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes eigentlich erkannt wird.

g) Das Bewußtseyn der Schuld und Strafwürdigkeit erzeugt den äußern Cult (Opfer) als Mittel, Schuld und Strafe von sich abzuwenden, da der Cult der nie Gefallenen in der direkten Befolgung der göttlichen Gebote bestanden haben würde.

h) Aber jener äußere Cult beruhigt das Gewissen nie ganz, bis nicht von Gott selbst Vergebung und Versöhnung verkündet wird, und dieß kann nur geschehen, wenn der Heiligkeit und Gerechtigkeit genug geschehen ist.

Soweit finden wir im religiösen Gefühl und Bewußtseyn der Urwelt das Verhältniß des Menschen zu Gott entwickelt; über sein Verhältniß zur Welt gelangen folgende Momente zum Bewußtseyn:

i) Gleichheit der Menschen unter einander vermöge göttlicher Schöpfung und Anordnung; — brüderliches Verhältniß aller untereinander vermöge der gemeinsamen Abstammung vom Anfange und nach der Wiederherstellung; — aus beiden Ursachen Achtung der Menschenwürde und Schonung jedes Einzelnen; — jede Verletzung dieser Menschenpflichten wird von Gott gestraft.

k) Die übrigen Geschöpfe dem Menschen unterworfen, jedoch nur insoweit und solange, als er selbst Gott unterworfen und in dieser Unterwerfung der wahrhaft authorisirte Repräsentant Gottes auf Erden bleibt.

§. 11.

Die Völkerscheidung und die Tradition.

Von Noah und seinen Söhnen leitet unsre Genesis die gesammte restaurirte Menschheit ab, darum läßt sie auf die Beschreibung und das Ende der Sündfluth ein Geschlechtsregister folgen, um darin die Stammväter zunächst der Stämme und dann der später bekanntern Völkern nachzuweisen. Vor der Fluth weiß sie von keinem Volk (Urvolk), begreiflich, weil sie das ganze Menschengeschlecht von einem Urpaar ableitet, sondern nur von Familien in der Person des Familienhauptes bezeichnet; doch trennen sich dort schon die beiden Hauptfamilien unter gött-

licher Veranstaltung, vermischen sich aber wieder gegen den Willen Gottes, und diese Vermischung hat jenes Verderbniß zur Folge, welches als die Ursache ihres Untergangs erscheint. Auf ähnliche Weise unmittelbar nach der Fluth; wieder ein allgemeiner Stammvater — Noah, in dessen Söhnen sich die Häupter neuer Familien, so wie in Beziehung auf ihre Nachkommen die Häupter der Grundstämme, in den mit Namen bezeichneten Nachkommen aber die Ansätze zu eigentlichen Völkerstämmen und Geschlechtern darstellen. Wie also einerseits die Idee von einem Urvolke unsern Urkunden fremd ist, so geht nach ihnen andrerseits der Wille Gottes vom Anfange auf Trennung der Stämme und damit auf die Bildung von Völkern, von welcher Tendenz der Grund, einfach und ohne alle Reflexion, in dem ursprünglichen und nach der Fluth wiederholten Ausspruche: wachset und mehret euch, und füllet die Erde, — zu suchen ist, wiewohl auch die Reflexion auf das durch die Vermischung der Völker zu allen Zeiten entstandene sittliche Verderbniß biblisch begründet, und in der Vermischung der Kainiten und Sethiten versinnbildet ist; daß aber nicht minder die größtmögliche Entwickelung der Menschheit, die Ausbildung der Individualität in den Massen, durch die Völkerscheidung bedingt ist, liegt am Tage, wenngleich diese Reflexion über dem Standpunkt der Bibel liegt. — Also eine Völkerscheidung [1]) lag im Willen Gottes, und weil dieser der

1) Daß übrigens die im 11. Kap. der Genesis beschriebene Völkerscheidung sich blos auf den Semitischen Grundstamm beziehe, zeigt sowohl die Genealogie, als der Ort, wovon sie ausgeht, als die unmittelbare Veranlassung — die Sprachverwirrung, indem dem Hebräer doch nur die Semitischen Dialekte bekannt seyn konnten. Aber ebendarum mußte diese Völkerscheidung nicht gerade die erste, es konnten ihr die durch Nimrod angedeutete im Hamitischen, und die 10,5 allgemein berührte im Japhetischen Stamme wohl vorausgegangen seyn. Es steht daher Nimrod und Pheleg (der Semite), so wie das 10. und 11. Kapitel in keinem Widerspruch. Beide Urkunden sind ihrem Inhalte nach nebeneinander nicht nacheinander zu stellen, die erste ihr Thema in allgemeinem Ueberblick, die zweite in specieller Beziehung auf Sem und Eber — den Namens Stammvater — ausführend.

Sinn der Menschen entgegen war, wenigstens sie diesen Moment bis zum Eintritt drängender Nothwendigkeit hinauszuschieben wünschten, tritt Gott ihrem Bestreben als einer neuen Erhebung gegen seinen Willen entgegen, und macht den Versuch, ein gemeinsames Denkmal ihrer Verbindung und ein Bindungsmittel nach der Zerstreuung zu gründen, zur Veranlassung ihrer Scheidung; er verwirrt ihnen bei dem Baue Sinn und Sprache, und so wird, was ein Denkmal ihrer Ungeschiedenheit werden sollte, ein Denkmal ihres Geschiedenseyns.

Wie aber mit der Eigenthümlichkeit der Sprache schon eine Eigenthümlichkeit des geselligen Lebens, des Volkes und Staates, und umgekehrt gesetzt ist, ebenso verhält es sich mit der Religion, welche ebenso die Wurzel und Trägerin der individuell menschlichen wie der individuell volksthümlichen Entwickelung und Bildung ist; darum treten wir mit der Völkerscheidung auch an den Anfang der Religionsscheidung. Bisher nämlich fanden wir die Menschheit vor und eine zeitlang nach der Fluth noch nicht in besondere Völker, sondern nur in Familien und etwa Stämme geschieden, und ebenso ungeschieden oder ununterschieden auch ihre Religion; es ist ein und derselbe Gott, den unsre Urkunden abwechselnd mit dem Worte Elohim und Jehova ohne Unterscheidung im Wesen und den Eigenschaften bezeichnen, es sind dieselben Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen, welche für Alle gegeben werden und für Alle passen, es ist ein und derselbe Geist in diesen Offenbarungen Gottes an die Menschen, es ist dasselbe äußere Zeichen für den Ausdruck der innern Religion — Opfer; und wenn wir in der vorfluthlichen Zeit Sethiten und Kainiten unterschieden sehen, so bezeichnet diese Unterscheidung ebensowenig zwei verschiedene Religionen als zwei verschiedene Völker oder Raçen, die Kinder Gottes sind eben die Menschen, welche sich vom Geiste Gottes, d. h. der Religion leiten lassen, die Kinder der Menschen jene, welche sich dadurch nicht leiten lassen. Also bisher wie eine ungeschiedene Menschheit, so eine ungeschiedene Religion, nur mit einem größern oder geringern oder gar keinem Einfluß auf den Menschen, aber mit der Scheidung der Menschheit in Völker und Zungen tritt auch eine

Scheidung in ihrer Religion ein; wie das allgemein Menschliche in der volksthümlichen Entwickelung sich mannichfaltig gestaltet, so nimmt damit auch die religiöse Entwickelung verschiedene Richtungen und Gestalten an, und sowenig wir uns ein Volk in seinem Werden und in seiner selbstständigen Abschließung in sich gegenüber von andern Völkern denken können ohne die Fixirung und den Anbau einer eigenen Sprache, ebensowenig können wir es in denselben Verhältnissen uns denken ohne die Fixirung und Entwickelung einer eigenen Religion. Die Völkerscheidung, die unzweifelhaft einmal stattgefunden hat, leitet uns daher nothwendig auf eine Scheidung der Religion, und auf mannichfaltige Entwickelungen derselben nach der Mannichfaltigkeit der Völker, und die Darstellung dieser mannichfaltigen Entwickelungen nicht nur, sondern auch der Ursachen und Gesetze derselben, wird von hier an unsre Aufgabe. Ehe wir jedoch zu ihr übergehen, ist noch die Vorfrage zu erledigen, was für eine Voraussetzung wir denn jenen volksthümlichen Entwickelungen der Religion zu Grund legen, von wo wir sie ihren Ausgang nehmen lassen wollen oder müssen?

Die neuern Systeme der Philosophie der Geschichte stellen über die Entwickelung der Menschheit verschiedene Principien auf, welche denn auch auf die Entwickelung der Volksreligionen bezogen werden; um die Principien des Dualismus und Pantheismus nur im Vorbeigehen zu berühren, ist es vornehmlich der Rationalismus und Materialismus, welche sich hier geltend zu machen gesucht haben. Jener setzt die Vernunft oder die geistige Natur des Menschen nicht nur als Trägerin aller, besonders der religiösen Keime, welche in der Geschichte der Menschheit und Völker zur Entwickelung kommen; sondern auch ihre immanente Kraft und Thätigkeit als die einzige Potenz, durch deren Wirksamkeit alle Entwickelung eingeleitet und fortgeführt wird; der Materialismus dagegen betrachtet den Menschen und so auch jedes Volk ursprünglich als eine tabula rasa, die von den Eindrücken der jedesmal umgebenden Außenwelt beschrieben wird, er macht alle Entwickelung abhängig von physischen Bedingungen, also die Geschichte und Gestaltung der Völker von ihrer geographischen

Position, von ihrem Verhältniß zum Aequator, von Himmel, Luft und Wasser, den Nahrungsmitteln u. s. w. Da diese Theorie doch zu sehr gegen die Würde, Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes verstoßt, so haben andere das rationalistische Princip mit dem materialistischen zu verbinden gesucht, wie neulich Stuhr[1]), dessen Gedanken über den Anfang und Ausgangspunkt aller Entwickelung und Bildung im Wesentlichen sich darin concentriren: der menschliche Geist trägt in der Fülle seines Reichthums und seiner selbstschöpferischen Kraft den Anfang zu Allem, aber zu seiner Entwickelung bedarf er vor Allem einer Heimat (eines andern δός μοὶ ποῦ στῶ); hat er diese Grundbedingung gefunden, so entwickelt sich aus seinem Geiste in Selbstthätigkeit eine ureigenthümliche Bildungsform, die zunächst seinen heimatlichen Verhältnissen entspricht, aber vermöge der Berührung durch die geschichtliche Bewegung des Menschengeschlechts sich reicher entwickelt. Nach diesen Grundsätzen betrachtet und erklärt er sofort die verschiedenen heidnischen Religionsformen als ebensoviele Produkte der besondern geographischen und klimatischen Verhältnisse, als da sind die Stellung des ganzen Welttheils, die Lage des Landes, die Verhältnisse des Flüssigen zum Festen, örtliche und klimatische Bedingungen. — Diese Grundsätze über die Grundlage und den Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung der Völker können wir nicht anders als einseitig und im Widerspruche sowohl mit der Natur unseres Geistes als mit der Geschichte selbst finden. Gegen den Rationalismus haben wir schon im 1. Band S. 131—151. dargethan, daß wenn auch die Keime von Allem, was sich im menschlichen Geist entwickelt, in ihm ursprünglich liegen und liegen müssen, doch die wirkliche Entwickelung derselben weder durch ihn und seine Kraft allein, noch durch die Unterstützung der des Geistes ermangelnden Natur beginnen, und noch weniger auf diesem Wege mit Consequenz und Sicherheit fortschreiten kann, ohne auf mannichfaltige Abwege zu gerathen; daher denn die

---

1) Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients. 1. Theil. Berlin 1836.

Einwirkung höherer entwickelnder Kräfte, die Anregung durch höhere dem menschlichen Geiste verwandte Wesen, d. h. eine göttliche Offenbarung nothwendig erscheint. Eine Widerlegung der obenberührten materialistischen Ansicht ist wohl überflüssig, einer Ansicht, die den menschlichen Geist als leer und hohl, oder wenigstens als ruhend ohne eigene Bewegung ansieht, die ihn den Eindrücken der Natur unbedingt unterwirft, und die Phänomene des Bewußtseyns und der Freiheit als die Wirkungen blinder Naturkräfte darstellen will. Diese materialistische Ansicht wird dadurch im Wesentlichen nicht besser, wenn man sie mit der rationalistischen in Verbindung zu bringen sucht; denn einer solchen Verbindung widerstrebt der Rationalismus für sich selbst, da er den Geist und die Vernunft als aus sich selbst allein und primitiv thätig setzt, und daher ein Bestimmtwerden derselben durch die Naturthätigkeit schlechthin verneinen muß, am wenigsten aber ein solches sich gefallen lassen kann, wenn von der religiösen Entwickelung, von der Entwickelung die Natur übersteigender Begriffe und Bestrebungen die Rede ist. — Wenn daher nach dem Gesagten zur uranfänglichen Entwickelung die Hilfe der Offenbarung nothwendig war, und die beginnende Menschheit, noch ehe sie sich in bestimmte Völker schied, auf jenem Wege schon zu religiösen Notionen in einem bestimmten Umfange gelangt war, so war dieser Kreis religiöser Notionen die Grundlage aller weiteren Entwickelung, als die Völker sich zu scheiden anfingen, er war das Gemeingut aller Stämme vor der Scheidung, dieses Gemeingut nahmen sie in derselben mit sich, und bewahrten es anfänglich als das Vermächtniß ihrer Väter, als ihre einzige Religion, bis sie, jeder Stamm und jedes Volk, mit der Entwickelung ihrer anderweitigen Eigenthümlichkeiten auch dieses Vermächtniß auf eigenthümliche Weise zu bearbeiten anfingen, und so aus der allgemeinen Religion die Volksreligionen hervorgingen. Die Tradition mit ihrem Inhalt ist also auch der Ausgangspunkt für alle weitere religiöse Entwickelung unter den Völkern, und daß sie dieß wirklich war, beweist das Vorkommen jener religiösen und geschichtlichen Urnotionen, die wir nach dem Bisherigen als den Inhalt der gemeinsamen Ueberlieferung be-

trachten müssen, in den Sagen beinahe aller Völker, so daß jene Notionen in diesen Sagen zwar mannichfaltig und immer volksthümlich umgebildet erscheinen, aber merkwürdigerweise in ihrer Umbildung am wenigsten gelitten haben und unsern biblischen Vorstellungen noch am nächsten stehen bei solchen Völkern, welche, ohne in den Zustand einer vollkommenen Verwilderung herabgesunken zu seyn, doch in ihrer Entwickelung hinter den kultivirteren zurückgeblieben sind.

§. 12.

Die Folgen der Völkerscheidung für die Entwickelung der traditionellen Religion.

Betrachten wir die Scheidung der Völker, ihre Absonderung von einander, und die Abschließung eines jeden in sich selbst mit Rücksicht auf die Folgen, welche diese Ereignisse für die fernere Entwickelung der bisherigen gemeinsamen Grundlage, die nun eigentlich Tradition wird, haben mußten, so ist es nicht schwer einzusehen, daß zwar die Rückerinnerung an den verlassenen Zustand mit seinen Gefühlen und Strebungen noch eine zeitlang fortdauern, und so auch die religiösen Traditionen sich in ihrer Integrität und Gleichförmigkeit eine zeitlang erhalten konnten; daß aber dennoch bald ein Zeitpunkt eintreten mußte, wo jene Traditionen einer bestimmten Fixirung noch entbehrend, zum Theil vergessen, zum Theil misverstanden, entstellt und in einem verkehrten Sinn umgebildet wurden.

Diesem Schicksale mußten die religiösen Traditionen, sich selbst überlassen wie gesetzt wird, unterliegen schon durch sich selbst mit Rücksicht auf den Gang aller Ueberlieferung. Die Zeit ist ein Fließendes, in ihrem Strome reißt sie Einiges mit sich fort, Anderes setzt sie ab und läßt es zurück, wieder Anderes gestaltet sie um; so ist auch der Geist des Menschen, der Spiegel der Zeit oder die Zeit selbst in ihrer konkreten Erscheinung, er schreitet fort in seiner Bewegung, vergißt oder gibt auf, was er früher gedacht oder festgehalten hat, Anderes sucht er sich zu bewahren und auf mancherlei Weise neu zu gestalten; nur was außer seinem Gedanken in Werk oder bleibendem Zeichen einen objektiven

Bestand gewonnen hat, geht nicht verloren, und dient ihm als unvergängliches Besitzthum zu stets neuem Gebrauch und weiterer Erfindung. Aber gerade diese Mittel, welche eine Ueberlieferung sicher stellen, fehlten den religiösen Traditionen in jener Zeit, von welcher die Rede ist. Thatenreich in religiöser wie in andern Beziehungen konnte sie bei der ursprünglichen Einfachheit und respektiven Unmittelbarkeit der Völker noch nicht seyn, eben so einfach und dürftig war die Symbolik, die Ueberlieferungsmittel gebildeter Zeiten fehlten ohnehin, und so waren die überkommenen Traditionen einzig dem Gedächtniß und dem guten Willen im Familienkreise anvertrauet, Grundes genug zu Verlust und Entstellung. —

Einen noch größern Einfluß auf die Umgestaltung der ursprünglichen religiösen Ueberlieferungen, wie auf die ganze Gestaltung der Religion mußte die fortschreitende Entwickelung der Eigenthümlichkeit jedes Volkes, oder der besondern Volksthümlichkeit gewinnen. Jedes Volk in seiner innern und äußern Abgeschlossenheit ist eine Individualität, welche sich um so vielseitiger und schärfer ausprägt als die persönliche, weil sie viele solcher persönlichen Individualitäten in sich vereinigt, und ihre Eigenthümlichkeiten in einer höhern Einheit ausgeglichen hat. Diese Einheit, das eigentlich Volksthümliche in jedem Volke, wird Regel und Typus für alle Entwickelung in allen Richtungen, ihm fügt sich das allgemein Menschliche, ihm fügt sich auch die Religion, darum hat auch in der Geschichte, solang die Entwickelung der Menschheit in der Form der Volksthümlichkeit Plan und Wille der Vorsehung war, jedes Volk seine eigene Religion gleich allen übrigen Volksinstitutionen. Dieser allgemeinen Tendenz zur volksthümlichen Individualisirung mußten sich demnach auch die ursprünglichen Traditionen fügen, sie wurden unwillkührlich und unbemerkt den volksthümlich sich entwickelnden Begriffen, Neigungen und Bedürfnissen angepaßt, erhielten in derselben Weise örtliche und zeitliche Beziehungen, und wurden ebendarum ihres ursprünglichen Charakters, ihrer Reinheit und Wahrheit entkleidet, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Völker aber erschienen sie eben so verschiedenartig und vielfarbig wie die

Völker selbst; beispielsweise erinnern wir nur an die volksthümlichen Umbildungen der Sagen von der Fluth und Noah.

Aber auch abgesehen von der Unsicherheit blos mündlicher Ueberlieferungen und von der Nothwendigkeit ihrer volksthümlichen Umbildung, fand die überlieferte Religion noch ein bedeutenderes Hinderniß ihrer ungehemmt und lauter fortschreitenden Entwickelung an den natürlichen Schranken und Gesetzen des menschlichen Verstandes. Wie hoch nämlich auch der Rationalismus die unendliche Entwickelungsfähigkeit, die Fülle und den Reichthum, und die selbstschöpferische Kraft der menschlichen Vernunft erheben mag, so liegt es doch gerade in der Unendlichkeit der Entwickelung, und ist durch die tägliche Erfahrung bezeugt, daß der schöpferischen Kraft der individuellen Vernunft, d. h. der Vernunft in dem Individuum ziemlich enge Schranken gesetzt sind, daß diese individuelle Vernunft sich aus sich selbst und ohne fremde Beihilfe zu entwickeln nicht einmal anfangen, und die begonnene Entwickelung aus sich selbst nicht anders fortsetzen kann, es sey denn, daß ihr von Stufe zu Stufe immer wieder fremder Beistand zu Theil werde; und wie mit der Entwickelung der Individuen so ist es auch mit der Entwickelung einzelner Völker, welche nur Individualitäten im Großen sind, darum bezeugt es auch die Geschichte, daß diejenigen, die sich am schärfsten in sich selbst abschlossen, oder durch ihre Wohnsitze und schwer zu überwindende Barrieren abgeschlossen waren, in der Entwickelung an weitesten zurückblieben, so wie umgekehrt nur durch den Verkehr die Entwickelung vorwärts gebracht worden ist. Wenden wir dieß auf die Entwickelung der religiösen Traditionen unmittelbar nach der Völkerscheidung an, so ergibt sich, daß sie mit der Entwickelung derselben früher oder später an eine Gränze kommen mußten, an welcher angelangt sie fremder Beihilfe bedurften, oder ein Stillstand und mit diesem ein Rückschritt eintreten mußte. Mehr noch als ein Stillstand in ihrer Entwickelung drohte den religiösen Traditionen von Seite des Ganges, welchen die Entwickelung des menschlichen Verstandes seiner Natur gemäß im Allgemeinen nehmen mußte. Die natürliche Entwickelung des ganzen Menschen wie die ganzer

Völker geht aus von der Sinnlichkeit, steigt von dieser auf zur Verständigkeit, und erreicht erst später die Stufe der höhern geistigen Bildung; diesem natürlichen Gange gemäß mußten auch die ererbten religiösen Nationen in den Kreis sinnlicher Anschauungs- und Auffassungsweise herabgezogen, hiedurch die Reinheit und Wahrheit der religiösen Erkenntniß nothwendig getrübt, und zu den mannichfaltigsten Verirrungen einer falschen Religion die Keime gelegt werden. Wir werden dieß in der Entwickelung der heidnischen Religionsformen auf das deutlichste wahrnehmen.

Hiebei ist auf das sittliche Moment in der Entwickelung der Religion noch keine Rücksicht genommen, und doch ist dieses vom größten und mannichfaltigsten Einfluß; wie die wahre Religion durch sich selbst die Gesinnung heiligt und die Sitten veredelt, und umgekehrt die reine sittliche Gesinnung auch das wahre und reine religiöse Denken an ihr hat, so erzeugt die Sünde und Unsittlichkeit sowohl zu ihrer eigenen Beschönigung als zur Beschwichtigung ihrer geheimen Angst und Furcht die größten religiösen Irrthümer. Nun ist aber unschwer einzusehen, daß die Völker in ihrer Entwickeluug sich selbst überlassen, außer der dem Menschen überhaupt beiwohnenden Hinneigung zum Bösen, in dem obenbemerkten Gange der Entwickelung, der sie lange Zeit auf den Stufen der sinnlichen und der gemeinverständigen Bildung festhielt, wie in der Ausbildung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, die vielfachsten Versuchungen und Veranlassungen zur moralischen Corruption finden mußten, welche denn auf die besagte Weise auf ihre religiöse Begriffe und Institute zurückwirkte. Die Geschichte des Heidenthums lehrt uns auch in der That, daß gerade seine gröbsten Irrthümer und seine schändlichsten Ausschweifungen in der Religion und dem Cult weit weniger aus der Unwissenheit als aus der Lasterhaftigkeit entsprangen, und das Christenthum trug bei seiner Entstehung kein Bedenken ihm dieses vorzuhalten (Röm. 1, 18—31.).

Sehen wir nun auch, was wir als Gegengewicht gegen so viele und starke Momente, die zum Versinken in die falsche Religion zogen, in die Wagschale legen können. Wenn auch die Vermischung der Frommen mit den Gottlosen in der Periode

vor der Völkerscheidung nicht die Besserung der letztern, sondern die Verschlechterung der erstern zur Folge hatte, so liegen doch in dem Beisammenseyn und dem Verkehre der Menschen und Völker wesentliche Hilfsmittel für die geistige und sittliche Entwickelung, die bei einem im Ganzen noch nicht verdorbenen Zustande, (und so müssen wir uns doch die Völker in ihrer Scheidung denken), ihre Wirkung nicht verfehlen können. Die Möglichkeit einer leichten und ununterbrochenen Mittheilung erleichtert den Austausch der Ideen, die Berichtigung von Irrthümern, den Fortschritt in der Erkenntniß des Wahren und Guten; der Verkehr und die gegenseitige Berührung unterhält den Wetteifer, diesen mächtigen Hebel der eigenen Thätigkeit und Anstrengung, und übt damit einen beständig neuen Reitz auf den menschlichen Geist aus; endlich ist es eben die Gemeinschaft oder wenigstens die neben der Trennung noch fortdauernde Berührung, welche der individuellen Entwickelung unbeschadet noch eine gewisse Gleichförmigkeit unterhält, und das Zerfließen der Subjektivität und Individualität in den heterogensten Bildungen und Verbildungen verhindert. Aber alle diese Momente, die der stetigen Fortbildung der religiösen Traditionen zu gut kommen konnten, gingen durch die Völkerscheidung verloren, und stellten sich erst wieder ein, nachdem die religiöse Entwickelung auf die verschiedensten Abwege gerathen war; denn die Scheidung der Völker mußte gerade am Anfange am schärfsten hervortreten, theils wegen der vielfältigen Wanderungen, bis bleibende und passende Sitze gefunden waren, theils wegen der großen Entfernungen bei noch geringer Volkszahl, theils endlich wegen Abgangs von Nöthigungen zu auswärtigen Verbindungen bei noch beschränkten Bedürfnissen. — Da auf diese Weise die fernere Entwickelung der religiösen Grundlage den oben auseinander gesetzten Gefahren blosgestellt blieb, so hätte nur eine fortgesetzte Offenbarung denselben vorbeugen können; aber gerade diese Offenbarung konnte jetzt nicht mehr allen Völkern eignen, sie mußte partikularistisch werden.

§. 13.

Warum die Offenbarung partikularistisch werden mußte?

Gott wollte die individuelle Entwickelung und Ausbildung der Völker; dieß wird uns in den Urkunden der Genesis dadurch angedeutet, daß er selbst die Trennung der Urstämme vermittelst der Sprachverwirrung herbeiführt, womit ebendarum die individuelle Abschließung derselben in sich, und in der Folge die individuelle Ausbildung der Völker gesetzt war. Dasselbe lag auch in der Aufgabe der Menschheit selbst, welche weder sich räumlich über die ganze Erde ausbreiten und nach dem Ausdrucke der Schrift sie füllen, noch geistig sich in allen möglichen Formen entfalten konnte, ohne in Völker auseinander zu gehen. Diese Bestimmung der Menschheit festhaltend, konnte Gott nach der Völkerscheidung sich nicht mehr in jener allgemeinen Weise offenbaren, wie in der Zeit der Ungeschiedenheit; die Offenbarung hätte jetzt nicht mehr sich auf die allgemeinen und höchsten Ideen der Religion oder die ersten und allgemeinsten Entwickelungen des sittlichen Gefühls beschränken dürfen, sie hätte die volksthümliche Entwickelung unterstützen und befördern, sie hätte daher bei jedem einzelnen Volke eine besondere, diesem angemessene Form annehmen, und sich über die besondern Bedürfnisse, Interessen und Verhältnisse eines jeden auf die entsprechende Weise erstrecken müssen; mit einem Worte, Gott mußte, wenn er fortan sich allen Völkern offenbaren wollte, sich einem jeden derselben auf eine andere Art, und einem jeden auf jene eigenthümliche Art offenbaren, wie wir sehen, daß er sich dem einzigen, welchem er sich zu offenbaren fortfuhr, wirklich geoffenbart hat. Aber was bei diesem einen, eben weil es das einzige war, geschehen konnte, das war bei allen nicht möglich.

Zuvörderst die religiöse Grundlehre von der Einheit Gottes, — sie hätte anstatt befestigt zu werden, auf diese Weise unwiderbringlich zerstört werden müssen, und die Offenbarung selbst wäre es gewesen, welche diese Idee zerstört hätte. Denn Gott, um seine Selbstoffenbarung jedem einzelnen Volke anzupassen, hätte sich einem jeden als sein besonderer Gott, in den nationalen Formen und nach den nationalen Bedürfnissen des-

selben offenbaren müssen; dadurch würden für den Glauben der Menschen ebensoviele Götter entstanden seyn als Völker entstanden, und dieser Polytheismus würde sich auf göttliche Offenbarungen gestützt haben, und vermöge ihrer Auktorität unauflöslich gewesen seyn. Es schadete der Lehre und dem Glauben an den Einen Gott nicht, wenn er sich Einem Volke, wie z. B. dem jüdischen, als sein Nationalgott offenbarte, (eigentlich aber doch nur als den Gott seiner Väter, welcher zugleich der Gott vom Anfange, der Weltschöpfer war), wenn nur dieser in seiner Offenbarung national gewordene Gott der Eine und wahre Gott war, und diese seine nationale Beziehung zu Ende führend, sich als den gleichen Gott aller Menschen und Völker offenbarte. Ebenso wenig schadete es der Wahrheit und dem Ansehen der Offenbarung, wenn alle Völker außer jenem Einen sich in ihrer Blindheit eigene, falsche Götter schufen; denn es konnte (und mußte) eine Zeit kommen, wo sie die Verirrungen ihres Verstandes und Herzens erkennend zu dem Einen und wahren Gott zurückkehrten, erleuchtet durch eben jene Offenbarung, in welcher er nicht mehr als Gott eines Volkes, sondern als Vater und Erlöser aller Menschen sich offenbarte. Diese neue allgemeine Offenbarung würde durch eine vorausgegangene tausendfältige nationale Offenbarung unmöglich gemacht, und ihre Glaubwürdigkeit gänzlich untergraben worden seyn. — Und hier treffen wir auf das **zweite Moment** unseres **Hauptsatzes**. In der Offenbarung, wir mögen sie als Handlung Gottes für sich, oder in Beziehung auf ihren Zweck als Erziehung des Menschengeschlechts erfassen, muß Wahrheit und Einheit, Uebereinstimmung und Zusammenhang seyn, denn hierauf stützt sich ihr positives Ansehen und ihre innere Glaubwürdigkeit vor der menschlichen Vernunft, und ihre Wirkung auf das menschliche Gemüth; wie hätte sie beides erreichen und behaupten können, wenn sie in lauter nationale Formen zerfallen wäre, wenn sie den verschiedenen Bildungsstufen, Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen der verschiedensten Völker sich hätte anbequemen müssen? Hätte sie nicht hier etwas anderes und dort etwas anderes als Wahrheit lehren, hier etwas anderes und dort etwas anderes als Gesetz vorschreiben, und was sie einem

Volke gestattete, dem andern verbieten müssen, wie wir denn in der Geschichte der Völker wirklich finden, daß nicht nur ihre Begriffe über Wahrheit und Irrthum, sondern auch ihre Sitten und sittlichen Grundsätze einander häufig widersprachen, und was dem einen für erlaubt, anständig und schön galt, von dem andern für unerlaubt, unanständig und abscheulich erklärt wurde; Verschiedenheiten und Widersprüche in sehr bedeutenden Dingen, von welchen sich zeigen läßt, daß sie eben aus der Verschiedenheit der Völker selbst, aus ihren individuellen geistigen, physischen, klimatischen Verhältnissen, und in Folge dieser aus der jeden eigenthümlichen Entwickelung hervorgingen? Und auf welchem Wege und durch welche Mittel wäre es möglich gewesen, diese Verschiedenheiten und Widersprüche in den religiösen Doktrinen und sittlichen Maximen jemals auszugleichen? Nicht durch die Völker selbst und ihre fortschreitende nationale Ausbildung, denn gerade diese hatte ja jene Verschiedenheiten und Widersprüche erzeugt; aber ebensowenig durch eine neue Offenbarung, denn wie konnte sie aufheben, und für Irrthum und Thorheit erklären, was sie selbst früher aufgestellt und durch ihr Ansehen geheiligt hatte, wie konnte sie selbst sich so widersprechen, und noch Glauben fordern? Da hingegen, wenn Gott Irrthum und Sünde aus der selbsteigenen Entwickelung der Völker hervorgehen ließ, er mit seiner Offenbarung vermittelnd und erlösend einschreiten, und die Menschheit ihre eigene Verirrung im Lichte höherer Wahrheit leichter einsehen und aufgeben konnte.

Darum also, weil Gott nicht allen Völkern, einem jeden nach seiner eigenthümlichen Weise sich offenbaren konnte, überließ er die übrigen ihrer eigenen Entwickelung, ließ sie, wie der Apostel sich ausdrückt, ihre eigenen Wege wandeln, und wählte eines aus, um die Entwickelung der wahren Religion auf der Grundlage der ursprünglichen durch fortlaufende neue Offenbarungen bei demselben zu befördern. Diesem Volke, weil es ein besonderes war schon durch den Stamm, aus welchem es erwuchs, und mehr noch ein besonderes werden sollte durch die Führungen Gottes, offenbarte er sich nun auf eine eigenthümliche und partikulare Weise, so jedoch daß das Partikular-volksthüm-

liche dieser Offenbarungen sowohl der Erhaltung und Fortpflanzung der ursprünglichen und allgemeinen Notionen zum Vehikel, als der Entwickelung neuer und umfassenderer als Keim und Hülle dienen mußte. Diesem doppelten Zwecke galt die Auswahl jenes Volkes, nicht seinem eigenen Werth oder Verdienste; als daher jener Zweck erreicht war, war auch seine Bestimmung und sein scheinbarer Vorzug zu Ende; die bei demselben lange Zeit hinterlegten und weiter entwickelten Offenbarungen hatten einer neuen den Weg gebahnt, welche bestimmt war, auf den Ruinen der alten Welt eine neue zu schaffen, und nach dem Verfalle der alten Völker und volksthümlichen Bildungen eine neue Menschheit zu erziehen. So ging der Segen, welcher auf jenem Volke solange geruhet, auf die ganze Menschheit über, und die Offenbarung erreichte durch die anscheinende Beschränkung ihrer Mittel auf das kleinste aller Völker den allgemeinsten und umfassendsten aller Zwecke.

§. 14.

Die zwei entgegengesetzten Wege der religiösen Entwickelung.

Wir sind nun auf dem Punkte angelangt, wo die religiöse Entwickelung zwei entgegengesetzte Wege einschlägt. Die Völker, von einander geschieden, und ihren eigenen Wegen überlassen, entwickeln sich aus sich selbst, ohne andere Beihülfe Gottes, als die in der ursprünglichen Offenbarung und in den Traditionen der Urväter lag; die Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit auf dieser Seite ist daher die Geschichte ihrer Entwickelung außerhalb der Offenbarung, indem diese sich mit der noahitischen Religion schließt. Auf der andern Seite sehen wir das auserwählte Volk von seinem Stammvater Abraham an sich nicht nur einer besondern oft wunderbaren providentiellen Führung erfreuen, sondern auch die Offenbarungen Gottes, ähnlich denen in den Tagen der Vorzeit, sich in Thaten, Belehrungen, Verheißungen und Vorschriften wiederholen, welche in gleicher Weise die religiöse wie die nationale Entwickelung dieses Volkes zu ihrem nächsten, aber noch viel ausgedehntere

Wirkungen zu ihrem entferntern Zwecke haben. Die Geschichte dieses Volkes ist daher die Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit unter der fortdaurenden Leitung der Offenbarung.

Auf jener ersten Seite erblicken wir den Schauplatz der in volksthümlichen Gestalten aus sich strebenden, mit sich selbst und den Hindernissen ihrer Entwickelung ringenden menschlichen Natur; die Anstrengungen der Vernunft, aber auch ihre Umnebelung durch Sinnlichkeit und Sinnenschein, ihre Niederhaltung durch Begierlichkeit und Sinnenlust, ihre tausendfachen Verirrungen nicht nur in Thorheit, sondern bis in Wahnsinn und Raserei; die Willensfreiheit in ihrer ungebundenen Entwickelung, aber mit immer mehr vorherrschender Richtung auf das Böse, und hieraus ein Ueberhandnehmen der Sünde, und zuletzt die vollendete Knechtschaft der Menschheit unter dem Joche der Leidenschaften und dem Elende der allgemeinen Sündhaftigkeit. Dieß konnte nicht der unmittelbare Willen Gottes seyn, als er die Völker seiner Zucht entließ und ihre eigenen Wege wandeln ließ; aber abgesehen von der Unmöglichkeit, sich einem jeden auf eigenthümliche Weise zu offenbaren, geziemte es sich schon für sich selbst, der Vernunft und Freiheit Raum und Zeit zu ihrer eigenen durch keine göttliche Erziehung geleiteten Entfaltung zu gewähren, selbst auf die Gefahr hin, daß jene sich in tausend Irrgänge verlaufen, und diese in ihr eigenes Verderben rennen würde. Konnten sie doch der rettenden und die größte Unordnung wieder in Ordnung kehrenden Hand Gottes nicht entlaufen, mußten sich doch neben dem Irrthum auch die Wahrheit und neben den bösen Künsten auch gute eutfalten, welche als Elemente in eine neue Ordnung der Dinge eingehen konnten; und wenn nach dem Ablauf der der Vernunft und Freiheit gegönnten Periode das Resultat sich herausstellte, daß Vernunft und Freiheit und Völker, sich selbst überlassen, endlos irren, mußte da nicht das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer höhern übermenschlichen Hilfe rege werden; mußte da nicht die Menschheit, nachdem sie tausende von erdichteten Göttern vergebens angerufen, sich endlich nach dem wahren Gott umsehen,

und wie er erschien, sich ihm zuwenden; mußten da nicht die Völker, nachdem sie ihre selbstgeschaffenen Staaten der Reihe nach in Nichts zerfallen gesehen, sich nach dem allein daurenden, allein beglückenden Gottesstaate sehnen, und sich mit ihrem Volksthum ihm einzuverleiben trachten? Dieß ist die Bedeutung und Bestimmung des Völkerwesens oder Heidenthums, von welchem wir demnach zu zeigen haben werden — seine Genesis oder die Ursachen seiner Entstehung und Gestaltung, — seinen Grundcharakter, — seine besondern Formen, — seine gemeinsamen religiösen und sittlichen Gebrechen, — und endlich wie trotz des Gegenscheines auch es habe dienen müssen dem Christenthum den Weg zu bahnen, und seine Einführung in die Welt zu erleichtern.

Auf dem andern Wege der Entwickelung finden wir das Volk Gottes, das Volk der Offenbarung, auserlesen, um bei ihm die ursprünglichen Offenbarungen zu hinterlegen, und neue zu deren weiterer Entwickelung zu empfangen. Wenig wird hier der Bestrebsamkeit seiner eigenen Vernunft überlassen, da es Gott schon in seinen Vätern auf den Glauben angewiesen, und nach langen Zwischenräumen aus dem Zustande harten Druckes und großer Verwilderung herausgerissen; darum bleibt es auch fast in allen menschlichen Künsten und Erfindungen hinter vielen andern Völkern zurück, aber durch seine göttlichen Unterweisungen auch von deren religiösen Verirrungen und noch mehr von dem Herabsinken und der Verwilderung der übrigen Völker bewahrt. Noch weniger ward seiner Freiheit und Willkühr überlassen, denn Gott stellte es vom Anfang, und lang zuvor ehe andere Völker Gesetze erhielten, unter ein ausführliches und strenges Gesetz, schrieb ihm seine Handlungsweise in allen Richtungen vor, und schnitt es von der Vermischung und dem Verkehr mit andern Völkern ab; aber das Gesetz war in allen Beziehungen national und weise, erzeugte einen Geist der Gesetzlichkeit, der das Volk gegen Bedrückungen nach innen und gesetzlose Ausschweifungen nach außen sicherte, und ihm jene starre Anhänglichkeit an die väterlichen Institutionen einprägte, durch welche es sich zum Depositär der göttlichen Offenbarungen eignete. So bildete sich Gott sein Volk als Volk in Mitte der übrigen Völker, aber nicht für sich,

noch für es selbst, sondern für höhere und allgemeinere Zwecke; volksthümliche Einrichtungen mußte auch das Volk Gottes haben, um sich als eigenes selbständiges Volk behaupten zu können, aber alle seine Institutionen haben eine Doppelgestalt, eine nationale für die Gegenwart und eine universale für die Zukunft; daher ist an Alles, was dem Volke gegeben wird, eine Verheißung geknüpft von Etwas, was es erwarten soll, die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger, eine Typik und ein Prophetismus geht durch alle Offenbarungen und durch die ganze Geschichte, woraus es klar ist, daß es nicht für sich, sondern für einen zukünftigen Zustand der Dinge da ist, in welchen es sich selbst freiwillig verschmelzen, oder durch die Macht der Zeit untergehen muß. Dieß ist Israel, nach seiner Auserwählung das Kind, nach seiner Erziehung und Bestimmung der Knecht Gottes, nach seiner Verstoßung der Knecht der Kinder Gottes; von ihm haben wir zu zeigen: wie Gott ihm die Bewahrung der ursprünglichen wahren Religion anvertrauet, sie durch neue Offenbarungen vermehrt, vermittelst dieser unmittelbar auf die wahre und vollkommene Religion und das Heil der Menschheit vorbereitet habe; habe; nachdem aber beides in Christus, in der Mitte Israels, wirklich erschienen, und auch die Verkünder der vollkommenen Religion, die Boten des Heils aus diesem Volke genommen waren, den alten Weissagungen und der Natur der Dinge gemäß, es selbst und seine Institutionen und sein Cult habe aufhören müssen zu seyn.

Zweites Hauptstück.

Das Heidenthum.

---

§. 15.

Sein Ursprung.

Das Heidenthum erscheint im Lichte der Bibel und der durch die Offenbarung geleiteten Vernunft als die Entwickelung der falschen Religion. Als solche ist es, wie alles Böse nichts Pri-

mitives oder Anfängliches in der Menschheit, vielmehr wie in Gott dem ewigen nur Wahrheit und Heiligkeit ist, so hat er auch sein zeitliches Geschöpf, den Menschen zur Wahrheit und Heiligkeit geschaffen, und dieser besaß auch in seinem anfänglichen Zustande beide als Gaben aus der Hand Gottes. Der Irrthum also, der Abfall von der Wahrheit, hat wie die Sünde als der Abfall von der Heiligkeit, einen spätern Ursprung, und so auch die falsche Religion als der Abfall von der wahren, welche in der Erkenntniß der Wahrheit und Liebe des Heiligen lebt. Der Ursprung des Heidenthums fällt daher mit der sichtbar werdenden Umkehrung der ursprünglichen Natur des Menschen in Unnatur zusammen, und wird auch als eine solche Umkehrung von dem Apostel der wahren Religion beschrieben. „Obgleich sie Gott kannten, so ehrten sie ihn doch nicht als Gott, und dankten ihm nicht, sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz sank in Finsterniß. Indem sie sich für weise ausgaben, wnrden sie Thoren, und verwandelten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Bilder, gleich dem vergänglichen Menschen, und den Vögeln, und den vierfüßigen und kriechenden Thieren. Darum hat sie Gott dahin gegeben in die Lüste ihres Herzens, in unnatürliche Unzucht u. s. f.[1]." — Indem wir also den Ursprung des Heidenthums erklären wollen, werden wir den Proceß jener Umkehrung gleichsam zergliedern, und die Momente in das Licht setzen müssen, durch die er hindurchgeht.

§. 16.

Erstes Moment.

Jene Verirrung der menschlichen Entwickelung, welche durch das Heidenthum bezeichnet ist, ist keine theilweise, sondern eine durchgängige, sie beruht nicht auf der Erschlaffung einer normalen Thätigkeit oder der abnormen Richtung eines menschlichen Vermögens, sondern in der verkehrten Richtung aller; darum stellt sie sich als eine Umkehrung aller ursprünglichen und natür-

---

1) Röm. 1, 21 ff.

lichen Verhältnisse dar. Unsere Aufgabe ist nun dieß zu zeigen, indem wir den Gang der Entwickelung unter dem vorherrschenden Einfluß der Sünde, als der primitiven Verkehrung verfolgen, und die Störungen in den natürlichen Verhältnissen und Funktionen der geistigen und seelischen Kräfte nachweisen, woraus sich die Entstehnng und der Fortschritt des Heidenthums erklären läßt. Fangen wir auf der Erkenntniß Seite an.

Denken wir uns den Menschen als reines Naturwesen, d. h. in seiner Entwickelung sich selbst überlassen, und ohne andere Beihilfe als die ihm die Natur gewähren kann, so liegt es schon in dieser Annahme, und selbst der gegenwärtige Zustand des Menschen enthält die Belege, daß die natürliche Entwickelung nicht harmonisch und nicht in jenem gegenseitigen Verhältnisse der Vermögen fortschreiten kann, welches ihrer innern Dignität, und der auf diese gegründeten Ueberordnung und Unterordnung entspricht. Die Abhängigkeit des Menschen von der Außenwelt, nicht blos in Beziehung auf die Erhaltung seines Daseyns, sondern auch in Beziehung auf die geistigen Apperceptionen und die Entfaltung seiner Anlagen, hat die Folge, daß die niedern Vermögen sich früher und schneller entwickeln als die höhern; das sinnliche Selbstbewußtseyn drängt das innere und geistige zurück, der empirische Verstand gewinnt den Vorsprung vor der Vernunft, und die sinnlich nachbildende Phantasie vor der idealen Anschauung. Hiemit tritt ein Verhältniß der intellectuellen Entwickelung ein, welches die natürliche Ordnung in der geistigen Organisation mit einer Umkehrung bedroht, den niedern Potenzen ein Uebergewicht über die höhern verschafft, und diese der Gefahr aussetzt nur im Dienste jener thätig zu seyn, und mit ihnen endlos zu irren. Diese Folgen der rein natürlichen Entwickelung erkannten und bedachten alle tieferen Denker unter den christlichen Theologen, und lehrten darum, daß der Mensch im Urstande zu den natürlichen Kräften und Vermögen noch ein außerordentliches Gnadengeschenk, das πνευμα empfangen habe, welches als Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit auf die Seite der Vernunft tretend und sie unterstützend, ihr die Herrschaft sichern, und das Umschlagen der natürlichen Ver-

hältnisse der menschlichen Vermögen in Unordnung und Verkehrung verhindern sollte.

Wenn nun schon im reinen Naturstande die Entwickelung der menschlichen Vermögen einen solchen Gang nehmen mußte, daß wegen des Vorsprunges der niedern über die höhern Vermögen die Funktionen der letztern gehemmt wurden, oder die niedern Vermögen sich derselben bemächtigten, woraus nothwendig eine Verfinsterung der übersinnlichen Erkenntniß und ihrer Gegenstände, und eine Kette von Irrthümern auf dem sinnlichen Gebiet entsprang; um wie vielmehr mußte dieß der Fall seyn, als nach dem Verluste des Pneuma und der Naturreinheit die Entwickelung durch das entschiedene Uebergewicht der sinnlichen Vermögen beherrscht wurde? — Hiemit sind wir bei dem ersten Hauptmomente der Entstehung und Fortbildung des Heidenthums angelangt, deren Erklärung uns nun keine Schwierigkeit machen wird. Der erste Grundgedanke der wahren Religion ist der Gedanke oder die Idee Gottes, und zwar des Einen und Wahren; wie dieser dem Menschen nicht im sinnlichen, sondern im tiefsten Selbstbewußtseyn aufgeht, so wird er auch von dem Verstande oder irgend einem andern sinnlichen Vermögen nicht begriffen, er ist und bleibt das Eigenthum der höhern übersinnlichen Gefühls- und Anschauungsweise; da nun diese in dem Zustande überwiegender sinnlicher Entwickelung gehemmt wird und zurücksteht, das Gottesbewußtseyn aber den Menschen unabwendbar sollicitirt, so kann hieraus nichts anderes entstehen, als daß der Mensch entweder jenes Bewußtseyn zurückzudrängen, von sich abzuhalten sucht, — Gottesvergessenheit, auf einer höhern Stufe der Corruption Gottesläugnung —, oder da dieß in den gewöhnlichen Zuständeu der Fall nicht ist, daß er die Thatsachen jenes Bewußtseyns in den Kreis der Thatsachen des sinnlichen Bewußtseyns hereinzieht, und mit jenen wie mit diesen verfährt, beide vermischend und nach gleichen Gesetzen zurechtlegend. Zu diesem Zwecke zersetzt denn der sinnliche Verstand den ihm unerfaßlichen Grundgedanken des Einen Unendlichen, und macht aus einem Gott mehrere und viele Götter, bringt jeden derselben in Verbindung mit einer hervorstechenden, dem Menschen nützlichen

oder schädlichen Erscheiuung in der Sinnenwelt, und macht ihn zum Herrn derselben; die dichtende Phantasie umgibt ihn zur Verschönerung oder Vergrößerung mit einem Kranze von Mythen, die nachbildende Phantasie schafft Bilder von ihm, und sinnliche Empfindungen aller Art, die ein so gestaltetes Götterwesen zu erregen fähig ist, erzeugen einen entsprechenden Cult. So entsteht zunächst Polytheismus als Grundirrthum, der eine Verkehrung und Entstellung aller Vorstellungen des Göttlichen zur Folge hat; durch die Vermischung derselben mit den Erscheinungen und wirksamen Potenzen der Natur werden diese selbst vergöttert, und so entstehen zuerst Naturgötter; wie aber die Natur und ihre Erscheinungen nach der Verschiedenheit geographischer und klimatischer Verhältnisse sich verschieden gestalten, so nehmen auch die Naturgottheiten eine diesen Verhältnissen entsprechende Gestaltung an; zuletzt, wenn das menschliche Selbstbewußtseyn und Selbstgefühl sich von der Hingabe an die überwältigenden Sinneneindrücke mehr losgewunden hat, und der Mensch sich selbst als das edelste Naturwesen erscheint, vermischt er die Vorstellungen des Göttlichen mit menschlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten, wohl auch mit seinen Unvollkommenheiten, und so vergöttert der Mensch sich selbst. Den Schluß macht dann eine bunte Mischung aller dieser vielfachen Verirrungen untereinander, wie die Völker bei steigendem Verkehr sie sich gegenseitig mittheilen und gegenseitig annehmen.

§. 17.

Zweites Moment.

Dieses liegt in derselben Umkehrung der organischen Ordnung, in derselben Ueberwucht der sinnlichen Entwickelung über die geistige, wird aber angeschaut auf der Willensseite. Die natürlich unvermeidliche Folge der Sünde ist die Neigung zum Bösen, der Wille einmal von Gott und seinem Gebot abgefallen, und dem Reitze des Bösen gefolgt, gelüstet mit einer Art von Nothwendigkeit nach demselben, und schon dieses einfache Gelüsten beschränkt und schwächt die sittliche Freiheit, die sich nun nicht mehr mit der ursprünglichen Leichtigkeit bewegen

und erheben kann. Diese Beschränkung der sittlichen Freiheit kommt aber dem sinnlichen Menschen nicht zum Bewußtseyn, weil die Freiheit in Beziehung auf das Sinnliche und Irdische ungeschmälert bleibt, in dem Gelüsten nach demselben seine Nahrung und einen immer weitern Spielraum findet, und so der sinnliche Mensch wähnen kann, desto freier zu werden, je mehr er sich der Neigung und Lust zum Bösen hingibt, und von den höhern Gedanken und Anforderungen abwendet. So tritt zu den Lockungen der Sinnlichkeit noch das täuschende Bewußtseyn einer falschen Scheinfreiheit, und beide zusammen bringen den Willen dahin, daß er sich ganz in den Dienst der Sinnlichkeit begibt, und von dieser, ohne es zu merken, fortgerissen wird; in diesem Zustande wird der Mensch zu sittlichen wie zu religiösen Erhebungen immer unfähiger und kommt am Ende dahin, daß er sich mit Bedacht und Vorsatz von ihnen abwendet, und nun ungestört im sinnlichen Selbstbewußtseyn verharrt. So tritt zu dem Irrthum noch die Sünde; und wie sie in ihrem Ursprunge stets beisammen und ineinander sind, und schon im ersten Abfall beisammen und ineinander waren, so wirken sie auch ferner neben und miteinander fort, sich gegenseitig hervorrufend und erzeugend; der von dem göttlichen abgefallene menschliche Wille verdunkelt die Vernunft, und die verdunkelte Vernunft verdirbt ihrerseits wieder den Willen, und so in gegenseitiger Wechselwirkung und steigender Progression fort, bis der Mensch gleicherweise von Gott und dem Guten ganz abkommt.

Diese Gestalt zeigt das Heidenthum von seiner ethischen Seite. Wie es auf der Erkenntnißseite den Mangel der wahren und reinen Idee des Göttlichen, des Inbegriffs und der Quelle aller Wahrheit darstellt, so auf der Willensseite den Mangel der wahren und reinen Idee des Guten, der Bedingung und Triebfeder aller sittlichen Erhebung; und wie das Verkennen und Nichtkennen der Wahrheit ein Läugnen und Ankämpfen gegen dieselbe zur nothwendigen Folge hat, so das Verkennen oder Nichtkennen der sittlichen Idee eine positive Verkehrung und Verachtung derselben. Zwar fehlt es dem Heidenthum, zumal in seinen durchgebildetsten Erscheinungen, nicht an Kraft, Muth und Anstrengungen, aber

der ganze Aufwand derselben steht im Dienste niederer Zwecke, geschieht für die Behauptung und den Genuß irdischer Güter, des vaterländischen Bodens, leiblicher Freiheit, menschlichen Ruhmes, für Ländererwerb, und andere gemeine Güter; für höhere Zwecke hingegen, für die Behauptung der sittlichen Freiheit, für den Ruhm vor Gott, für ein höheres Vaterland und einen ewigen Besitz mangelt wie der Sinn so die Kraft so sehr, daß die leiblich Freien Sklaven aller bösen Begierden sind, und die, welche ganze Völker überwunden, jeder sittlichen Versuchung erliegen, die über Millionen zu herrschen schienen, sich selbst zu beherrschen nicht vermochten. Und wie die sittliche Schwäche, so die sittliche Armuth; der Mangel sittlicher Begriffe in der öffentlichen Religionslehre bis zu dem Grade, das selbst das Laster vergöttert oder wenigstens zu einer religiösen Handlung wurde; Mangel an sittlichen Motiven, an deren Stelle sinnliche oder politische traten; Mangel an sittlichen Formen des öffentlichen Lebens, der Vergnügungen, selbst der Kunst und des Cultus.

§. 18.

Drittes Moment.

Wenn in den beiden Momenten die eigentliche innere Genesis des Heidenthums liegt, so dürfen wir doch mit Rücksicht auf den äußern historischen Gang der Entwickelung ein drittes nicht übersehen, welches den beiden ersten ihre Wirkung erleichtert hat. Nach dem historischen Gange der religiösen Entwickelung gingen vermöge der gemeinsamen Abstammung die ursprünglichen, durch die Offenbarung vermittelten Notionen in der Scheidung auf die Völker über, und bildeten bei diesen die Grundlage neuer, von nun an auf blos natürlichem Wege geschehender Entwickelungen, eine Grundlage, die wegen ihres Ursprungs und als Erbgut der Väter hätte heilig gehalten und bewahrt werden sollen, und wenn dieß der Fall gewesen wäre, den Folgen der natürlichen Entwickelung, jener zweifachen Verirrung, wenn auch nicht vorbeugen, doch wenigstens Dämme und Schranken entgegensetzen konnte. Aber die Tradition unterlag den Nachtheilen, welche §. 13. angegeben sind. — Sie wurde zunächst vergessen von

Völkern, welche außer den moralischen Ursachen auch noch durch natürliche Unfälle bald in Rohheit und Verwilderung herabsanken. Die, welche durch die Katastrophen der Erde auf Inseln im weiten Ocean eingeschlossen wurden, entbehrten mit dem Verkehr auch alles bildenden Einflusses, welchen dieser auf Völker wie auf einzelne Menschen ausübt, die Einförmigkeit ihrer Eilande, die ewig gleiche und beschränkte Lebensweise drückte alle geistigen Kräfte nieder, und erzeugte eine geistige wie leibliche Armuth. Andere, welche sich näher blieben, verdarben mehr durch ihre Leidenschaften, durch gegenseitigen Haß, durch blutige Kriege, welche für sich selbst geeignet sind, die Gedanken von allem Höhern abzuziehen, und unmittelbar in Rohheit zu stürzen. Auch die vielen Wanderungen nicht nur von einem Land in das andere, sondern aus einem Welttheil in den andern, konnten nicht geeignet seyn, die alten Ueberlieferungen zu bewahren, die an verlassene Gegenden und Wohnstätten geknüpft waren; selbst die klimatischen Verhältnisse der neuen Wohnstätten und andere im Boden gegründete Umstände konnten mit den räumlichen auch die geistigen Erinnerungen auslöschen. —

Unter denjenigen Völkern, welche durch ihre Schicksale und ihre äußern wie inneren Verhältnisse begünstigt, auf der Bahn der Cultur fortschritten, wurde die Natur und Art der Cultur selbst der Reinerhaltung und Entwickelung der ursprünglichen religiösen Grundwahrheiten hinderlich; denn diese Cultur war und konnte nach ihrer Natur keine andere seyn als eben jene sinnliche, mit den Thatsachen des sinnlichen Bewußtseyns sich beschäftigend, und in der vorwaltenden Entwickelung und Thätigkeit der sinnlichen Vermögen beschlossen (§. 16.). Vornehmlich war es hier die Phantasie im Dienste der sinnlichen Lust, welche sich überwiegend entwickelte, und der fortschreitenden Cultur der Völker ihren Charakter aufdrückte. Indem die sinnliche Einbildungskraft sich der religiösen Vorstellungen und der traditionellen Sagen, an welchen jene hingen, bemächtigte, entstand die Dichtung; diese verwandelte die Sagen in Mythen, und indem sie dieses Geschäft nach ihrer eigenen Laune oder nach der Eingabe örtlicher oder volksthümlicher Beziehungen wiederholte,

bildeten sich ganze Mythenkreise, in welchen schon ihrer Natur nach die historische Ueberlieferung unterging, und durch die Menge und Vielgestaltigkeit der Mythen immer unkenntlicher werden mußte. Mit der historischen Wahrheit als ihrem Vehikel schwand auch die Reinheit und Wahrheit der religiösen Vorstellungen, und was an diesen die Dichtung etwa noch unverdorben gelassen hatte, das verdarb vollends durch die Beimischung unsittlicher Elemente, entsprungen aus der ungezügelten sinnlichen Lust, unter deren Einfluß die Einbildungskraft dichtete. Der Herrschaft dieser beiden Principien konnten sich selbst diejenigen Völker nicht entziehen, welche wie die im tiefern und östlichen Asien entweder durch ihren Genius, oder durch die Gunst äußerer Umstände zur Entwickelung höherer geistigen Vermögen, zur Tiefe der Contemplation und religiösen Spekulation angewiesen zu seyn schienen; an ihre alten Philosopheme über die Natur und das höchste Wesen hat die fabelnde Dichtung in unbekannter Zeit ihre Produkte angehängt.

Unabhängig von den verschiedenen Zuständen der Cultur und Gesittung, erlitten endlich die religiösen Ueberlieferungen nothwendig eine Entstellung noch aus dem weitern Grunde, daß sie überall volksthümlich umgebildet wurden. Wie nämlich in der Urzeit die Erhaltung der Einheit in der religiösen Vorstellung und die Fortpflanzung derselben in ihrer Lauterkeit bedingt war durch die Ungeschiedenheit des Menschenstammes, so mußte später die Geschiedenheit in Völker eine Auflösung jener Einheit, eine volksthümlich gestaltete Verschiedenheit, und damit nothwendig auch eine Entstellung der Ueberlieferung zur Folge haben. Wie das allgemein Menschliche oder menschlich Allgemeine durch die Entwickelung des Volksthümlichen den Charakter des Besondern annimmt, wie selbst die objektive Natur von jedem Volk aus dem Gesichtspunkt seiner räumlichen und klimatischen Verhältnisse angeschaut wird, so erhielten auch die historischen Begriffe und Ueberlieferungen der Urzeit eine Beziehung auf die sagenhafte Geschichte des Volks und seine räumlichen Verhältnisse. Wir finden diese Umbildung in das Volksthümliche in den besondern Völkersagen über die Hauptmomente der biblischen

Urgeschichte, z. B. vom Sündenfall, der Sündfluth u. s. w. Wie aber in dieser volksthümlichen Umbildung die ursprüngliche Ueberlieferung durch Anheftung mythischen Stoffes entstellt ist, zeigt die Vergleichung.

§. 19.

Der Grundcharakter des Heidenthums.

Fassen wir dem gemäß, was über die Genesis des Heidenthums so eben gesagt ist, dasselbe in seinem Verhältnisse zu den religiösen Grundgedanken auf, so ergibt sich hieraus auch sein Grundcharakter, der kein anderer ist, als Verkehrung eben jener Grundgedanken, herrührend primitiv aus einer Verwechselung des wahren Gottes mit seinem Bilde, des Schöpfers mit dem Geschöpfe in der Vorstellung, von dieser fortschreitend zu der Zuwendung der dem wahren Gott gebührenden Verehrung an die Geschöpfe in Gedanken und Werken, und als Folge von Beidem Hingabe an den sinnlichen Schein und die sinnliche Lust im Willen und Begehrunsvermögen, Herrschaft der Gelüste bis zur Vergötterung des Lasters. Röm. 1, 21—32.

Nämlich, wenn die wahre Religion ihre Grundgedanken von dem Wesen Gottes und seinem Verhältnisse zu der Welt so bestimmt, daß sie jenes als eine untheilbare, in sich abgeschlossene Einheit im Begriffe festhält, dieses aber aus demselben Grunde zugleich als ein immanentes und transscendentes erkennt, so geht im Heidenthume mit der Auflösung jener Einheit der Begriff von Gott selbst verloren, er bestehet nicht mehr in sich selbst und verschieden von der Welt, erhaben über sie, er gehet in ihr auf, ist beschlossen in ihr; und was der wahren Religion als die Verhältnisse Gottes zur Welt, und nur insofern als seine Immanenz in derselben erscheint, das wird in der heidnischen Vorstellung statt eines Verhältnisses zur Wesenheit selbst oder zu einem Wesenhaften, das Göttliche wird mit dem Weltlichen völlig vermischt und identisch. Dieser Grundcharakter des Heidenthums stellt sich daher in seiner Entwickelung in folgenden drei Hauptzügen dar.

a) Zuvörderst Polytheismus als das innere Wesen und die wesentliche Form aller heidnischen Religionen; er ist die na-

türliche Folge der unnatürlichen Verkehrung des Göttlichen in das Weltliche, der Verwechselung des Einen Schöpfers mit der Vielheit seiner Geschöpfe. Aber obgleich das Wesentliche und Gemeinsame aller heiduischen Religionen, kann der Polytheismus dennoch seinem Umfange und seiner Ausbildung nach sehr verschieden seyn, je nach den Anlagen und der Bildungsstufe einzelner Völker, und ihren äußern Verhältnissen, welche auf die Entwickelung und Gestaltung der Religion Einfluß haben. Wir werden in der Darstellung der geschichtlichen Formen der heidnischen Religionen sehen, wie der Polytheismus mit der Vorstellung weniger vermeinter Götter beginnend, vermittelst der Reflexion und der dichtenden Phantasie zu einer Unzahl von Göttern fortschreitet, nud wie die Vorstellung dieser Götter selbst, in ihrem Entstehen roh und unbestimmt, bei steigender Entwickelung sich mehr und mehr läutert, und zu bestimmten Begriffen ausbildet.

b) Der zweite Hauptzug im Charakter des Heidenthums ist Polythreskie, oder die Vielheit, Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Culte als äußere Religionsübung. Sie ist eine nothwendige Folge der Vielgötterei in der Vorstellung, welche die Götter nicht nur nach ihrer Zahl und Persönlichkeit, sondern auch nach ihren Eigenschaften, Funktionen und Wirkungen unterscheidend, nothwendig zu der weitern Vorstellung führt, daß jede Gottheit besonders, auf eine ihr entsprechende, und von ihr geforderte Weise verehrt werden müsse. Diese Polythreskie an sich betrachtet ist ein wahres Chaos von Cerimonien und Handlungen, welches durch keine innere Einheit, durch keine verknüpfende Idee zusammengehalten wird, und daher weil doch Gefühl und Verstand Einheit verlangen, eine solche in einem äußeren Bande suchen mußte; dieses Band ist die Nationalität, die Verbindung einer Menschenmenge zu Einem Volk und Staate, daher alle heidnischen Religionen Volks- und Staatsreligionen, mit bestimmter Beziehung nicht nur der einzelnen Culte auf volksthümliche Geschichte, Oertlichkeiten u. s. w., sondern auch der Götter selbst, welche Volksgötter sind. Hier stoßen wir auf den religiösen Grund dieser Erscheinung im Heidenthum, welche wir §. 12. aus einem politisch historischen zuerst abgeleitet haben.

c) Als dritter und letzter Grundzug erscheint, es sey mir erlaubt dies Wort zu bilden, die Aeschrothreskie, d. h. die Aufnahme solcher Handlungen in den Cult, welche außerhalb desselben im gesellig ethischen Leben von den Heiden selbst für schimpflich und schändlich gehalten wurden. Diese in ethischer Beziehung unbegreifliche Erscheinung setzt eine besondere Verirrung des Heidenthums, die Vergötterung des Lasters in der Vorstellung voraus, diese selbst aber ist kein bloßes Resultat des Polytheismus allein, sondern der aus demselben sich entwickelnden sittlichen Corruption. Zwar hat der Verlust der Idee von Einem Gott, und die Auflösung des göttlichen Wesens in die Vielheit von Naturwesen ein Befangenseyn des Menschen in der Natur, und praktisch seine Hingabe an dieselbe zur Folge; wenn aber der Natur auch die Freiheit und der sittlichgute Wille und die Idee der Heiligkeit abgeht, so ist sie doch ebenso wenig böse an sich und zum Bösen führend; es kann daher jene Befangenheit in der Natur wohl der sittlichen Entwickelung hinderlich seyn, die positive Unsittlichkeit kann nur aus dem menschlichen Willen, und jene Steigerung derselben bis zur Vergötterung des Lasters aus einer vollendeten Corruption erwachsen, wie wir sie denn auch nur in den spätern Zeiten und unter den ausgeartetsten Völkern wirklich finden.

§. 20.

Die Wege seiner Entwickelung.

Wir haben oben §. 14. auseinander gesetzt, wie in der geschichtlichen Entwickelung der Religion, als die positive Offenbarung partikularistisch werden mußte, jene Entwickelung auf zwei verschiedenen Wegen verlaufen mußte; doch sind diese Wege selbst nicht in jeder Beziehung verschieden, sie haben vielmehr eine gemeinschaftliche Form, worin sie einander berühren gleichsam wie in ihrem Ausgangspunkt, obwohl sie zu einem ganz verschiedenen Ziele führen. Wie nämlich die später sich nur bei einem Volke fortsetzende außerordentliche Offenbarung auf einem doppelten Wege an die Menschen gelangte, nämlich durch die Wunder der Natur und der Geschichte, so hatte die ursprüngliche Of-

fenbarung denselben doppelten Weg eingeschlagen, sie war eine äußere Offenbarung in der sichtbaren Natur, und eine innere in dem Geiste des Menschen, welche bei der Entwickelung dieses Geistes und der Menschheit überhaupt zu einer Offenbarung in der Geschichte werden mußte. Wie also die Natur und Geschichte fortbestand, und beide vor den Augen des Menschen sich zu entfalten fortfuhren, so dauerte auch die ursprüngliche Offenbarung in ihnen fort, und durch ihre Vermittlung in Verbindung mit den religiösen Ueberlieferungen der Vorzeit war allen Völkern, wenn sie auch außerordentlicher Offenbarungen entbehrten, die Möglichkeit weiterer und wahrer Entwickelungen der Religion gegeben, vorausgesetzt — daß sie in treuer Anhänglichkeit an die urväterlichen Traditionen verharrten, und durch das Ueberhandnehmen der Sünde nicht verhindert würden, die Offenbarungen Gottes in der Natur und ihrer eigenen Geschichte richtig zu verstehen und sich zu Nutzen zu machen. Obschon nun die Völker keine dieser Voraussetzungen erfüllten, und nachdem sie mit dem Abfalle von der Tradition, Natur und Geschichte mißzuverstehen, und beide nach den Eingebungen der Sinnlichkeit und Sünde zu verdrehen und zu mißbrauchen angefangen hatten, blieben doch beide die einzigen Wege und Mittel zur Entwickelung der Religion wie auch diese sich gestalten mochte, oder die Wege und Mittel zur Entwickelung des Heidenthums, wobei Niemand verkennen kann, wie alles was von Wahrheit in demselben sich findet, jenen beiden Offenbarungsquellen angehört, alles Falsche und Ungöttliche aber der Nichtachtung, oder dem Mißbrauch und Verachtung derselben. Wir wollen durch einen vorläufigen Ueberblick uns darüber verständigen.

Von der Naturseite sehen wir in allen heidnischen Religionen; von den rohesten bis zu den spekulativen, den Satz als allgemeines Faktum, daß die Natur mit ihren Erscheinungen und Kräften eine Offenbarung des Göttlichen sey, aber nur in seiner Abstraktion kann er als die Wahrheit des Heidenthums gelten, insofern nämlich überall in der Natur ein Göttliches erkannt wird, in concreto aber hängt dieser Wahrheit überall der Irrthum an, welcher der Grundirrthum des Heidenthums ist, daß das Göttliche

in die Natur selbst eingegangen, in ihr aufgelößt, durch sie hin vertheilt sey, so daß jede Naturkraft und Erscheinung gleichsam einen Theil desselben besitze, und dadurch ein besonderer Gott für sich sey; dieß ist die erste Seite des Polytheismus, worin er sich als Naturvergötterung darstellt. Dasselbe geschieht auch noch auf eine mehr formelle Weise dadurch, daß die jedem Land und Volk eigenthümlichen Götter in genauer Beziehung stehen zu dem eigenthümlichen Charakter der es umgebenden Natur, zu den klimatischen und selbst örtlichen Verhältnissen derselben. Daß wir z. B. in den großen Ebenen um den Euphrat und Tigris, so wie westwärts durch Syrien und Phönizien, Aegypten und Arabien, und ostwärts durch Persien, den Licht- und Feuerdienst, den Dienst der leuchtenden Himmelskörper antreffen, erscheint aus dem bemerkten Grunde eben so natürlich, als daß dieser Cult unter den Nebeln der Skandinavischen und Celtischen Inseln fehlt, und hier die Götter in der Heimat der Nebel und des Eises hausen. Wo bei der Klarheit des Himmels und der Weite des Gesichtskreises das Licht und seine Quellen vor andern Gegenständen die Aufmerksamkeit auf sich lenken, werden sie zu Sinnbildern des Göttlichen und selbst zu Göttern, anderwärts die Schauer der Natur, wo sich diese in einem solchen Gewande zeigt.

Nicht minder gewahren wir dasselbe auf der Geschichtseite. Hier ist es vornämlich der Mensch und die Menschheit, es sind ganz besonders die Völker, in deren Auftreten, Entwickelung und Sinken, in deren hervorragenden Persönlichkeiten, wie in dem Wechsel ihrer vielfach verschlungenen Geschicke, das Werk einer gewissen Regel und Ordnung, und daher diese selbst als das Produkt eines höchsten Verstandes, als die Richtschnur eines heiligen Willens und als das Ziel einer alles beherrschenden Macht erkannt werden mag. Insoweit konnte die Geschichte wie die Natur den Völkern als Mittel und Weg zur religiösen Entwickelung dienen, und diente ihnen auch wirklich, aber mit einer ähnlichen Verirrung wie die Natur. Mit der Auflösung nämlich der Idee der Einheit Gottes in die Vorstellung von einer Vielheit der Götter, welche Auflösung von der Naturseite zuerst begonnen, ging den Heiden konsequenterweise auch die Idee der Providenz, das

Prinzip der richtigen Geschichtsanschauung verloren, und statt derselben blieb ihnen nur ein dunkles, unerforschliches, gespensterhaftes Wesen, das blinde Schicksal, ebensowenig Trost als Belehrung gewährend. Darum konnte ihnen das Göttliche in der Geschichte nicht mehr als die höchste und letzte Ursache, als das die Kette von Ursachen und Wirkungen zu einem großen Zwecke Verknüpfende, als die eigentliche Einheit des geschichtlichen Drama's erscheinen, es blieben ihnen nur noch die vereinzelten Erscheinungen, in welchen sich etwas Außerordentliches, Großes, Prinzipienhaftes herausstellte, und weil ein solches in der Geschichte immer an einen oder mehrere Menschen sich anschließt, so entstand hieraus die Menschenvergötterung. So wurde die Religion der Heiden historisch, und wir finden daher, daß sich ein großer Theil derselben sich auf wirkliche Geschichte bezieht; es haben aber nach dem nothwendigen Grundsatze, daß jede Religion das Göttliche personifizieren muß, auch die Erscheinungen des Göttlichen in der Natur den Charakter von Personen, und damit eine geschichtliche Form annehmen müssen, welche freilich keine andere als die symbolisch-mythische seyn konnte, welche bei der Verbindung der Naturreligion mit der Geschichtsreligion auf die historischen Sagen der letztern übertragen, und mit dem Schmucke der Poesie überkleidet wurde [1]).

§. 21.

Die Grundformen der heidnischen Religion.

Da sie sich auf den beiden vorgenannten Wegen entwickelte, ihre Gegenstände wie die Art ihrer Darstellung und Verehrung einerseits aus der Natur andererseits aus der Geschichte nahm, so mußte die ganze Religion des Heidenthums ihrer Genesis gemäß Natur- und Geschichts-Religion werden; dieß also sind ihre Grundformen, die sich aber bei verschiedenen Völkern ungleich ausbildeten, miteinander verbunden wurden und ineinander flossen, so daß keine der besondern Volksreligionen die eine oder die andere

1) Vergl. meine Abhandlung: Von der Landesreligion und der Weltreligion. Theolog. Quartalschr. 1827. S. 245—249.

Grundform rein dargestellt, jede aber eine bestimmte Stufe ihrer Ausbildung oder eine bestimmte Art der Vermischung beider Grundformen ausdrückt.

Die Naturreligion, d. h. die Vergötterung der Natur ist nach ihrem Begriffe und dessen konsequenter Durchführung Pantheismus. Als System gedacht ist dieser entweder materialistisch, wenn er die erscheinende Körperwelt gleich Gott setzt, wie der Dichter, der da sagt: Jupiter est, quodcunque vides, quodcunque movetur; oder spiritualistisch, wenn er Gott als die Weltseele betrachtet, die das sichtbare All in gleicher und noch vollkommenerer Weise ordnet, bildet und beherrscht, als unsre Seele ihren Körper; dieß ist der Pantheismus der Jonischen Naturphilosophen. Der systematische Pantheismus ist als ein absoluter nur das Erzeugniß der Spekulation, und findet sich daher geschichtlich nur in den Religionssystemen jener alten Völker, welche theils durch ihre Anlagen, theils durch andere Umstände begünstigt sich zur Höhe spekulativer Naturbetrachtung erschwungen haben, wie die Völker im östlichen Asien, von welchen auch die Griechen ursprünglich ihre Weisheit geholt. Außer dem Gebiete der Spekulation zeigt sich in den heidnischen Religionen ein auf empirischer Naturanschauung beruhender Pantheismus, welcher ebendarum bei jedem besondern Volke nach dem Maße seiner sinnlichen Bildung blos ein relativer und unvollständiger ist, und nur in der Zusammenfassung sämmtlicher volksthümlicher Gestaltungen sich einem empirisch absoluten Pantheismus nähert.

Die Geschichtsreligion, d. h. die Vergötterung der Geschichte und ihrer Erscheinungen kann nie Pantheismus werden, da die Geschichte zu keiner Zeit, wie die Natur in ihrer Totalität gegeben und anschaulich ist, sondern sich in einem fortlaufenden Strome abwickelt, auch in diesem das Gemeine und Unbedeutende sich viel bemerkbarer von dem Ungemeinen, Außerordentlichen und Großen unterscheidet, welches allein Gegenstand göttlicher Verehrung werden kann. Die Vergötterung der Geschichte kann daher nur einen Polytheismus zur Folge haben. Dieser Polytheismus der Geschichtsreligion ist insofern der eigentliche und der Wortbedeutung entsprechende, als nur die großen lebendigen Er-

scheinungen der Geschichte, nämlich ausgezeichnete Menschen, Heroen u. s. w. wirkliche Personen sind, und die Vorstellung der Persönlichkeit sich von Gott nicht trennen läßt, wie die Heiden in der That diese Nothwendigkeit auch erkannten, und den von ihnen vergötterten Naturkräften und Erscheinungen durch Dichtung eine Persönlichkeit liehen, die ihnen an sich nicht zukommt. Sie schufen daher ihren Naturgöttern zu diesem Zweck eine Geschichte, — die mythische, und dieß führt uns zu einigen Bemerkungen über das gegenseitige Verhältniß der Natur- und Geschichtsreligion. So gewiß die Natur älter ist als die Geschichte der Völker, so gewiß ist auch die heidnische Naturreligion älter als die historisch mythische, zumal jene auf der einfachen Naturanschauung und der empirischen Reflexion beruht, diese aber schon eine höhere Entwickelung der sinnlichen Vermögen, besonders der dichtenden Einbildungskraft voraussetzt. Dieß bestätigt auch die Vergleichung der geschichtlich gegebenen Religionen, indem die entweder auf ihrer ursprünglichen Stufe der Unkultur stehen gebliebenen, oder frühzeitig dahin zurückgesunkenen Völker eine bloße und zwar rohe und unentwickelte Naturreligion besitzen, hingegen die Völker, welche eine Geschichte haben, im Fortgange derselben die historisch mythische ausgebildet haben. Aber auch dieses mit Nothwendigkeit. Denn die Naturreligion, obwohl älter, kann der historisch mythischen nicht entbehren, nicht blos darum, weil diese mit der Zeit und fortschreitenden Entwickelung zu ihr gleichsam ungesucht hinzutritt, sondern auch darum, weil die Naturgötter nur durch Personification, und persönliche Thätigkeit und Wirksamkeit eigentliches Leben und eine bestimmte Gestalt empfangen können, woraus eben eine Geschichte der Götter hervorgeht. So geht also die Naturreligion in die Geschichtsreligion über; beide vermischen und durchdringen sich, wie wir im gebildeten Heidenthum es wirklich finden.

Diese beiden Grundformen erleiden aber außer ihrer Vermischung noch verschiedene Gestaltungen durch den Einfluß des Volksthümlichen, wie bereits angedeutet ist, und zwar des Volksthümlichen in dreifacher Beziehung, nämlich des Physischen, Intellektuellen und Moralischen. — In der ersten Beziehung hat den

größten Einfluß das Klima des Landes, die Beschaffenheit des Himmels, Luft und Wasser, die Fruchtbarkeit des Bodens, und die hievon abhängige Lebensweise der Völker. Durch diese Verhältnisse bestimmt sich besonders die volksthümliche Gestaltung der Naturreligion sowohl in Ansehung der Naturgegenstände, welche vergöttert werden, als der Symbole und der Art der Verehrung (Cultusformen). — Durch die intellektuellen Eigenthümlichkeiten eines Volks, seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten ist zunächst seine geistige Cultur überhaupt bestimmt, und diese hat Einfluß sowohl auf die Beschaffenheit der Naturreligion, als noch mehr auf die Gestaltung der historisch mythischen; darum finden wir die letztere in ihrer vollkommenern Entwickelung nur bei solchen Völkern, welche eine höhere Stufe intellektueller Bildung erreicht haben, wie die Griechen, Aegyptier, Indier, und bei jedem dieser Völker gibt der Geist uud die besondere Richtung seiner Cultur auch seiner Religion eine eigenthümliche Gestalt. — Daß die Religion eines Volkes auch durch dessen sittlichen Charakter modificirt werden müsse, folgt aus dem innern Zusammenhang der religiösen Gedanken mit der moralischen Empfindung und Gesinnung, wiewohl diese wegen der durchaus sinnlichen Richtung der Religion, und der hieraus folgenden Gebundenheit des sittlichen Gefühls zu keiner bedeutenden Entwickelung gelangen konnte. Doch zeigen einzelne Völker, die ihr Naturell oder eine gütige Vorsehung in sittlicher Hinsicht minder tief sinken ließ, den Einfluß dieses Moments auf die religiösen Gedanken wie auf den Cultus, indem z. B. die Römer statt der Naturgegenstände die Volkstugenden vergötterten, und die alten Perser bei einer mehr geistig sittlichen Religion keine materiellen Opfer kannten.

§. 22.

Entwickelungsstufen der Naturreligion.

Wie die wahre Religion (I. Hauptst.), so hat auch die falsche Stufen ihrer Entwickelung, und diese werden andere seyn auf der Naturseite und andere auf der Geschichtsseite der heidnischen Religionen, da jede dieser Grundformen ein anderes Medium ihrer

Entwickelung hat, und eine andere Art von Cultur voraussetzt. Beginnen wir mit der Nuturreligion.

Das Minimum oder Infimum von religiöser Empfindung, insoweit diese durch Anschauung der Natur vermittelt wird, ist wohl eine dunkle Ahnung von etwas Höherem und Mächtigerem in ihr, dem folglich des Menschen Kraft und Beginnen unterworfen ist, und von welchem demnach je nach seiner Gunst oder Ungunst das Gelingen oder Mißlingen menschlicher Unternehmungen, Nutzen oder Schaden, Glück oder Unglück abhängt, von welcher Vorstellung dann die natürliche Folge ist, daß man jene unbekannte Macht zu begütigen, ihren Schutz zu gewinnen sucht. Auf einer solchen dunkeln Ahnung, und den daran sich knüpfenden Vorstellungen und Bestrebungen ruht jene Form von Religion und Cult, welche von ihren Symbolen und Bildern (Fetisch), als Fetischismus oder Fetischdienst bezeichnet wird. Auf den Grundgedanken der wahren Religion, die Idee Gottes, bezogen ist diese After-Religion Pantheismus, aber da seine Grundlage kein bestimmter Begriff, ja nicht einmal eine fixe Vorstellung, sondern nur eine dunkle Ahnung ist, so läßt sie sich nur bezeichnen als vager Pantheismus, d. h. als solcher der durch zufällige sinnliche Eindrücke bestimmt wird, und daher die Gegenstände seiner Verehrung ebenso zufällig wechselt. Sieht man auf die Form der religiösen Empfindung, die im Fetischdienst sich ausspricht, so ist es das Gefühl der Ueberlegenheit der Natur über den Menschen, und hieraus das Gefühl der Furcht vor ihrer Gewalt, welches wir als die nothwendige Folge des Sündenfalls §. 3 u. ff. bezeichnet haben, und welches sich daher durch alle heidnischen Culte hindurch zieht, aber bei denen, die aller geistigen Begriffe ermangeln, am stärksten hervortritt. Aus diesem letztern Mangel erklärt sich auch, warum im Fetischdienst alle sittlichen Motive und Gefühle fehlen, und die Fetischdiener lediglich vom sinnlichsten Eigennutz beherrscht werden, sowie es nur die Allgewalt des letztern begreiflich macht, daß sie bei aller Furcht vor der Macht der Natur ihre Fetische so oft verächtlich behandeln und wegwerfen. Da dieser Cult die niederste Stufe menschlicher Entwickelung und Civilisation bezeichnet, so findet er sich geschichtlich nur bei wilden,

vereinzelten, kleineren Volksstämmen, übrigens in allen Welttheilen.

Die zweite Stufe der Naturreligion ist in der Geschichte bezeichnet als Vergötterung der Natur in ihren großen sinnlichen Erscheinungen und ihren sich durch ihre Wirkungen kundgebenden Grundkräften, also in der Verehrung der großen Himmelskörper, der mannichfaltig und ordnungsmäßig zeugenden Naturkraft. Sie setzt die auf einer höhern Stufe der Verstandesbildung fortgesetzte Betrachtung der Natur, und eine beschränktere oder umfassendere Kenntniß ihrer Gesetzmäßigkeit und Ordnung in dem Wechsel der Jahreszeiten, den Bewegungen des Sonnensystems, und anderer auf die Befruchtung des Bodens und der Thiere einwirkender Potenzen voraus, auf welche Kenntniß und sich darnach gestaltende Naturreligion klimatische und örtliche Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß haben müssen. Auch diese Religionsstufe ermangelt des religiösen Grundgedankens von der Einheit des göttlichen Wesens, und zersplittert es ebenfalls in der Natur, nur knüpft sie es an fixe Gegenstände und Erscheinungen, wodurch sie zu bestimmten und bleibenden Begriffen gelangt, und insofern einen bestimmten aber relativen Pantheismus darstellt. Auf dieser Stufe der Naturreligion finden wir die Völker Asiens zwischen dem Tigris und Nil, jedoch in der Weise, daß es sichtbar wird, wie sie ursprünglich von der einfachen Verehrung der Sonne und des Mondes, als der für das menschliche Leben wohlthätigsten Gestirne ausgegangen, hierauf durch Personification derselben und mit Rücksicht ihres Einflusses auf das vegetabilische und animalische Leben ein System von Religion entwickelt haben, in welchem unter den Symbolen der Sonne und des Mondes die zeugende und gebührende Naturkraft überhaupt vergöttert und verehrt wird. Wiewohl nun dieser Verehrung ein sittliches Gefühl — das der Dankbarkeit zu Grund liegt, und man sie in dieser Beziehung die Religion der Dankbarkeit nennen kann, so ist es doch nur die Dankbarkeit gegen die Natur, das Geschöpf, und nicht gegen den Schöpfer, der vielmehr hier völlig verkannt, und an dessen Stelle das Geschöpf vergöttert wird. Außerdem ist in diesem Systeme,

durch Uebertragung der geschlechtlichen Verhältnisse auf das Göttliche, Theorie und Cultus der sinnlichen Lüsternheit so nahe gerückt, daß hiedurch das sittliche Moment wieder unterdrückt, und den gröbsten Ausschweifungen, wie sie der Geschichte zufolge wirklich stattfanden, Thür und Thor geöffnet wird.

Auf ihre dritte Stufe endlich erhebt sich die Naturreligion vermittelst der eigentlichen Spekulation, wodurch sie vollendeter, systematischer Pantheismus wird. Durch die Zusammenfassung der ganzen Natur in Eine Anschauung, durch die Einigung aller Kräfte und Objekte zu Einem Begriff geht zuerst die Idee des Universums, des All-Eins auf, welche ebendarum weil sie auf dem Wege der bloßen Naturbetrachtung gewonnen worden, mit der Idee des Göttlichen zusammenfällt. Dieser Pantheismus trägt daher allerdings die Idee der Einheit des göttlichen Wesens in sich, und daher ist es gekommen, daß Philosophen und Theologen in den hier einschlagenden Religions-Systemen die Keime oder Spuren christlicher Ideen haben finden wollen, ohne zu bedenken, daß die Idee der göttlichen Einheit sich hier von der Natur gar nicht losreißt, und daher in ihrer Entwickelung immer in Pantheismus ausgeht. Dieß erkennt man schon darin, daß der Begriff der Schöpfung, durch welchen Gott von der Welt gesondert wie mit ihr verbunden wird, hier nirgends angetroffen wird, statt dessen aber die Idee der Emanation zu Grund liegt, welche in dreifacher Weise entwickelt erscheint: unitarisch in der Religion von China dem himmlischen Reiche, nach welcher Alles vom Himmel ausfließt und wieder in ihn zurückgeht; — dualistisch in der alten Religion von Medien und Persien, in welcher die Emanation sich zuerst in zwei einander entgegengesetzte Grundwesen spaltet, und die Spaltung erst nach einem langen und schweren Kampfe wieder aufgehoben wird; — endlich trinitarisch in der Religion von Indien, welche der Entwickelung der Emanation die Grundformen der Naturthätigkeit in ihrem ewigen Wechsel, nämlich des Schaffens, des Zerstörens und des Wiederherstellens unterlegt. Auf dem Standpunkte höherer geistiger Entwickelung und Bildung, der diese Systeme ihre Entstehung verdanken, müssen auch die sittli-

chen Ideen in das Bewußtseyn treten, darum hat auch jedes eine Moral, aber jedes auf eigene Weise; in China dem uralten Staate, dem Nachbilde des ewigen Reiches, mußte sie zur Staatsmoral werden, wozu sie Confutius ausbildete; in Persien mußte sie den Charakter eines ewigen Kampfes gegen das Böse annehmen; in Indien mußte sie der ethischen Geschichtsphilosophie, nach der Vorstellung der ethischen Weltalter angepaßt werden.

§. 23.

Entwickelungsstufen der Geschichtsreligion.

Da die heidnische Religion sich zuerst in der Form der Naturreligion entwickeln (§. 21.), so konnte die Entwickelung der Geschichtsreligion nur mit dem Uebergange jener in diese beginnen; dieser Uebergang, in welchem die Naturreligion zuerst zu historischen Formen gelangt, bezeichnet also die erste Stufe der Geschichtsreligion. — Eingeleitet wird sie durch die Nothwendigkeit bei weiterer Entwickelung des Selbstbewußtseyns Gott als eine Persönlichkeit zu denken, denn so wie der Mensch einmal sich selbst, sein Ich als eine Person erfaßt hat, kann er das Höhere, das Göttliche, von dem er sich abhängig fühlt, auch nicht anders als ein Persönliches begreifen; hat er daher das Göttliche bis dahin in sichtbaren Gegenständen oder in unsichtbaren Naturkräften erkannt, so werden von nun beide in seiner Vorstellung zu Persönlichkeiten, die sich ihm in der ersten Hinsicht durch die hervorragenden Weltkörper als ihre Symbole, in der andern durch Naturerscheinungen als ihre Wirkungen zu erkennen geben. Durch die Verpersönlichung des Göttlichen tritt dieses aus seiner völligen Congruenz mit der Natur heraus, die Vorstellung von jenem reißt sich von der Anschauung des letztern los, und so entsteht die Möglichkeit, das Göttliche in einer persönlichen Thätigkeit, d. h. im weitern Sinne historisch zu erfassen. Befördert wird diese Erfassung durch eine weitere Folge der Personifizirung des natürlich Göttlichen, nämlich die Erschaffung von Bildern, worin der Mensch entweder die unsichtbar in ihren Wirkungen waltende Naturgottheit sich zum Behufe seiner Vorstellung veranschaulichen, oder die in den großen Naturkörpern symbolisirte sich näher brin-

gen will; mit den Bildern aber entstehen zugleich heilige Orte, auch Tempel, und an diese Natur-Personen wie an ihre Bilder und Oerter werden sofort die Verhältnisse der Verwandtschaft oder des Gegensatzes, der Ursache und Wirkung angeknüpft, so daß diese Verbindung an sich reiner Naturbegriffe die Gestalt einer Geschichte und Genealogie der Götter annimmt, wovon wir in der Hesiodischen Theogonie ein vollendetes Beispiel besitzen.

Es ist aber nicht die Personifizirung der Natur allein, es ist auch die Geschichte selbst, welche zur Vergötterung der Geschöpfe ihre Beiträge liefert. Wie nämlich die Natur unter ihren übrigen Erscheinungen solche aufweiset, welche durch ihre Erhabenheit, ihre Unerklärlichkeit, das Wohlthätige oder Schreckliche ihres Auftretens die Aufmerksamkeit des sinnlichen Menschen auf sich ziehen, so bietet auch die Geschichte ähnliche Erscheinungen dar; diese für sich schon Personen, werden von dem an die Vergötterung des Erscheinenden schon gewöhnten Menschen um so leichter zu Göttern erhoben, als sie ihm durch ihre Natur näher stehen, dem Stamm und Volke verwandt, durch ihre Thaten berühmt, durch ihre Erfindungen und Einrichtungen wohlthätig, Ansprüche auf die Verehrung und Dankbarkeit der Sterblichen zu haben scheinen. Fast in allen heidnischen Religionen, sofern sie nicht auf Spekulation beruhen, sondern sich an die historische Anschauung halten, finden sich Spuren einer solcheu Menschenvergötterung; so priesen unsre Altvordern noch zu Tacitus Zeiten den Gott Thuiston, den Sohn der Mutter Erde, und dessen Sohn Mann als die Stammväter ihres Volks; Osiris und andere ägyptische Gottheiten erscheinen nach den Berichten des Herodot als weise Könige oder sonstige Wohlthäter dieses Volkes; die italischen Ursagen bezeichnen Saturnus, Janus, Evander als die Urheber der Gesittung und einer auch im Physischen menschlichen Lebensweise, wie es sich immer mit ihren Namen und Wanderungen verhalten möge; selbst in den griechischen und indischen Göttersagen, obwohl sie durch und durch mit Mythen ausstaffirt sind, sind historische Spuren nicht zu verkennen, namentlich in den örtlichen Beziehungen vieler Sagen und Culte, so wie in der religiösen Bevorrechtung gewisser Geschlechter und Familien.

Was in allen diesen Sagen wirkliche Geschichte ist, verliert sich in das Dunkel der Vorzeit, und ist darum außer den erwähnten Ursachen auch um seiner geheimnißvollen Ehrwürdigkeit willen zur Vergötterung geeignet; wo diese Ehrwürdigkeit des Alterthums fehlt, und ausgezeichnete um die Menschheit verdiente Männer der historischen Erinnerung näher stehen, gelangen sie wenigst als den Göttern näher verwandte, als Heroen zu einer eigenen Art von Verehrung. Diese Vergötterung historischer Personen, — Vergötterung von Menschen bezeichnet also die zweite Stufe der Geschichtsreligion.

Auf die dritte erhebt sie sich durch Reflexion und dichtende Phantasie. Ist nämlich durch die Vergötterung der Natur und der Menschen der Grund zu einem religiösen Systeme gelegt, so bietet sie zunächst der Reflexion hinlänglichen Stoff zum Nachdenken; diese entwickelt die jenem historischen Stoffe zu Grund liegenden, mehr geahnten als deutlich bewußten Ideen in das Licht der Erkenntniß, ordnet und verbindet, und ergänzt sie wohl auch. Ist nun unter einem Volke oder unter den Weisern desselben das höhere Denkvermögen bereits mehr entwickelt, so bildet sich hier die religiöse Reflexion zu einem spekulativen Religionssystem aus, wie im östlichen Asien; ist aber das Vermögen der dichtenden und bildenden Einbildungskraft vorherrschend und überwiegend, dann tritt die religiöse Reflexion in den Dienst dieses Vermögens, die Ideen anstatt sich zu sammeln und zu verknüpfen, zerstreuen sich vielmehr und isoliren sich, statt in bestimmte Begriffe überzugehen, werden sie aufs Neue in Bilder, nur künstlichere und willkührlichere eingehüllt, die historischen Ueberlieferungen und Sagen poetisch behandelt, und die eine und selbe immer wieder anders und anders erzählt und symbolisirt; mit einem Worte, die Geschichtsreligion geht ganz in die mythische Form über, und was sie dadurch für die sinnliche Einbildungskraft gewinnt, geht für den Verstand und das Gemüth zehnfach verloren. In dieser Gestalt finden wir die Geschichte und in Vermischung mit ihr auch die Naturreligion bei den Griechen, verhältnißmäßig auch in der ältern Religion der Aegyptier und Indier, wo zugleich die Grundlagen der griechischen zu suchen sind.

§. 24.

Die Religionen der bedeutendsten Völker.

Indem wir nun zur Darstellung und Beurtheilung der geschichtlich vorliegenden Religionen der bedeutendsten Völker übergehen, haben wir in Beziehung auf das Voranstehende noch einige Bemerkungen hier anzuschließen. Wenn wir nämlich den Entwickelungsgang des Heidenthums, die Grundformen seiner Religionen und die stufenweise Ausbildung dieser Formen als wissenschaftliche Nachweisung der Genesis aller heidnischen Irrthümer vorausgeschickt haben, so haben wir dabei die allgemeinen Prinzipien dieser Genesis, die in der Natur des Menschen, in der äußern Natur und in der Geschichte liegenden Momente im Auge, wornach sich das ganze Heidenthum entwickeln mußte und in der That entwickelt hat. Aber wir dürfen deßwegen nicht auch erwarten, die von uns aufgestellte Skala in den historisch vorliegenden Völkerreligionen in der Weise wieder zu finden, daß jede der letzteren eine bestimmte Sprosse der Leiter darstellte, und wir sie so aneinander zu reihen vermöchten; dieß ist aus mehrern Ursachen nicht wohl möglich. Einmal zeigt uns die Geschichte wie den Anfang der Völker so auch den Anfang ihrer Religionen nirgends, wir finden vielmehr beide schon auf einer gewissen Stufe der Entwickelung, insbesondere die meisten Religionen schon in dem letzten Stadium, wo sie alle Formen und Stufen, deren sie nach ihrer nationalen Cultur fähig waren, bereits durchlaufen haben. — Weil indessen dieses letzte Stadium doch die früheren vor oder unter sich hat, so finden wir als Beweis der stufenmäßigen Entwickelung zugleich, daß jede besondere Form und jede Entwickelungsstufe derselben ihr Produkt in der Religion eines Volkes als etwas bleibendes abgesetzt hat; und dies ist die zweite Ursache, warum wir geschichtlich keine Grundform und keine Stufe derselben rein antreffen, vielmehr sie in einander übergegangen und oft wunderlich gemischt erscheinen, so daß es oft schwer zu erkennen ist, was der Natur- und was der Geschichtsreligion angehört, was in der letztern wirkliche Geschichte und was bloßer Mythus ist. — Dazu kommt noch, daß ein Volk selten seine ursprüngliche Religion rein erhalten, sondern sie mit fremden Ele-

menten beladen hat, sey dieß nun geschehen, um die eigene Armuth zu bereichern, oder weil man glaubte in der Religion nie zu viel thun zu können, oder aus politischen Gründen; so hat z. B. die ägyptische Religion indische Elemente, die griechische hat ägyptische und indische Elemente, die Römer haben am Ende gar alle Religionen aufgenommen; auch aus diesem Grunde stellt keine ihre immanente Entwickelung rein dar, doch ist hier das Fremde von dem Einheimischen leichter zu unterscheiden. — Endlich macht auch der Umstand bei der Darstellung einzelner Religionen Vorsicht nöthig, daß man über der Religion der höhern Klasseu die Religion der Ungebildeten nicht übersehe; zwar bei rohen Völkern, wie bei ganz durchgebildeten, z. B. den Griechen fällt dieser Unterschied hinweg, dagegen tritt er in den orientalischen Religionen, die auf höherer Naturanschauung beruhen, desto merklicher hervor, wiewohl er von den alten Berichterstattern meistens nicht beachtet ist. Ich werde dies gelegentlich an einem dokumentirten Beispiele zeigen.

§. 25.

Der Dienst der Fetische.

Da er die niederste Stufe nicht nur der religiösen, sondern jeder andern Entwickelung bezeichnet (§. 22.), so ist er auch nicht bei einem einzelnen Volk einheimisch, sondern findet sich, freilich mit Abstufungen, bei den verschiedensten Völkern oder Stämmen, welche bei der allgemeinen Zerstreuung von andern losgerissen, entweder auf Inseln, wie z. B. die australischen u. s. w. verschlagen, und dadurch von allem Verkehre mit andern abgeschnitten, es zu keinern höhern Bildung haben bringen können; oder welche in ihrer Isolirung verharrend, ohne feste Sitze und stehende Gewerbe, in Urwäldern wie in Amerika, oder an unwirthbaren Küsten wie die des Eismeeres, oder auf Bergen wie in Lappland, oder in Wüsteneien wie in Afrika umherirrend, von der rohesten Beschäftigung, der Jagd und dem Fischfang lebend, in den Zustand der Verwilderung herabgesunken sind und darin verharren.

Diesem Zustande entspricht der allgemeine Charakter des Fetischismus, den wir oben als vagen Pantheismus bezeich-

net haben. Er beruhet nämlich auf der Vorstellung von der Gegenwart eines Höhern, Geistigen und Göttlichen in der Natur, findet aber dieses nicht in der Gesammtheit derselben, wofür ihm der Begriff völlig fehlt, auch nicht in den großen Gegenständen und Erscheinungen, welche ein großes Gebiet der Natur repräsentiren, und daher ohne höhere Reflexion nicht begriffen werden, sondern in einzelnen und vereinzelten Gegenständen und Erscheinungen, die dem rohen Menschen nahe stehen, oder sich ihm plötzlich aufdringen, für ihn etwas Geheimnißvolles und Unbegreifliches haben, und was immer in der Vorstellung damit verbunden wird, ihm Vortheile und Schutz versprechen, oder ihn mit Angriffen und Schaden bedrohen. Solche Gegenstände findet der rohe Natursohn in der Thier= und Pflanzenwelt, in Steinen sogar und andern Mineralien; ob er nun unter der großen Menge solcher Gegenstände diesen oder jenen besonders auswähle und zu seinem Gott mache, das hängt von Ort und Klima und ähnlichen Verhältnissen, oft vom bloßen Zufall ab; auch wechselt der Fetischdiener seine Götzen, verwirft die bisherigen und macht sich neue. Hiedurch erklärt und rechtfertigt sich unsre Bezeichnung dieser niedrigsten Stufe des Naturdienstes als vager Pantheismus.

Das Bedürfniß, den Gegenstand des Glaubens und der Verehrung stets nahe zu haben, welches überall Symbole und Bilder des Göttlichen schafft, regt sich auch in diesen rohen Kindern der Natur, und erzeugt oft die wunderlichsten Bilder und Zeichen, auf welche sich eigentlich zunächst der Ausdruck Fetisch bezieht, und die in ihnen verborgene magische Kraft andeutet. Diese Bilder sind entweder der Gegenstand selbst, sofern er sich leicht handhaben läßt, wie z. B. Steine; oder Theile eines für heilig gehaltenen Thieres, der Kopf, die Haut, die Knochen u. s. w.; oder mehr künstlich aus solchen Theilen zusammengesetzte Amulete. Hier ist es offenbar, daß solche einfache oder zusammengesetzte Fetische eigentlich nur die Vertreter des Gegenstandes selbst sind, in welchem der arme Wilde etwas Göttliches erkennt, und folglich das Zeichen mit dem Bezeichneten zusammenfällt; von einer freiern Reflexion zeugen dagegen jene Fetische,

welche meisteus gestaltlos keine Beziehung auf einen bestimmten Naturgegenstand haben, wie säulenförmige Steine, mit Leder oder anderem Stoff umwickelte Pfähle, auch Kreuze u. a., wo demnach die sinnbildliche Bezeichnung schon auf die in der Abstraction gehaltene Vorstellung des Göttlichen zu gehen scheint. Ja bei mehrern Völkern nähern sich die Fetische der menschlichen Gestalt, indem sie den Pfählen einen Menschenkopf aufstecken oder Fantome aus Leder, Filz und andern Stoffen bilden, oder solche Stoffe mit wirklichen Figuren bemalen. Hierin leuchtet schon die Vorstellung durch, daß die Götter menschenähnlich seyen, wovon es nur noch ein Schritt ist zu der auch in das Wort gefaßten Vorstellung ihrer geistigen Natur, wie denn die Indianer in Amerika ihren Manitus nicht nur Seelen oder Geister beilegen, sondern auch von einem Manitu aller Thiere, aller Menschen, ja von einem großen Manitu, dem Geist aller Dinge sprechen. Wir sehen aus dieser gedrängten Darstellung wie sich der Fetischismus von der dunklen Ahnung einer höhern geistigen Macht in der Natur bis zum wirklicheu Begriffe des Geistes emporarbeitet, daß aber auch dieser Begriff das Höchste ist, wozu er es bringt, und die Idee des Göttlichen in eine Vielheit von Geistern der Natur aufgelößt erscheint.

Diesen religiösen Vorstellungen entspricht auch der Cult. Alle wilden Völker bringen ihren Fetischen Opfer dar, in den alltäglichen Angelegenheiten von dem Ertrage des Bodens oder dem Ertrage ihres Gewerbes, in wichtigern Thiere und Menschenopfer, alles zum Genusse; sie beten zu ihnen, sie legen sich selbst zeitenweise oder auf immer Entsagungen und Peinigungen auf, um ihren Götzen zu gefallen; aber der Beweggrund aller dieser Handlungen ist nicht das uneigennützige Gefühl der Demuth oder Liebe, sondern der sinnliche Eigennutz. Selbst die Dankbarkeit, noch die edlere Seite dieser Verehrungen hat keinen andern Grund, als weil nach ihrer Meinung ihre Götzen ihren Wünschen gedient und ihren Nutzen befördert haben; geschieht nach ihrer Meinung das Gegentheil, erreichen sie nämlich ihre Wünsche nicht, so zürnen sie ihren Fetischen, züchtigen sie, werfen sie wohl auch weg oder zerstören sie, um sich günstigere und wirksamere

zu machen. Obwohl nun dies Loos zunächst nur die Bilder der Naturgeister trifft, so ersieht man doch daraus, daß sie vor diesen selbst keine Ehrfurcht haben und im Grunde sich ihnen gleichstellen, wie es denn bei der beschränkten Vorstellung von ihnen als bloßen Naturwesen nicht anders seyn kann. Damit steht das Priesterwesen der Fetischdiener im Einklange. Zwar findet sich unter den meisten wilden Völkern, mit Ausnahme der rohesten, eine Gattung von Menschen, denen die übrigen eine größere Kenntniß der von ihnen verehrten Geister und Kräfte, so wie eine gewisse Macht über diese zutrauen, und sie daher in ihren Angelegenheiten zu Rath und Hilfe nehmen; aber Priester[1] kann man diese Leute nicht nennen, da sie den Charakter einer höhern Sendung oder irgend einer positiven Bestellung nicht haben, auch für die übrigen Fetischdiener weder opfern noch beten, also in keiner Weise als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen erscheinen; ihr Geschäft besteht vielmehr darin, daß sie den Götzendienern angeben, welche Fetische sie wählen sollen oder solche selbst verfertigen, desgleichen die Opfer bestimmen oder andere Werke der Entsagung, um die Götzen sich geneigt zu machen; ihr vorzüglichstes Geschäft aber ist die Beschwörung der Geister, die Lösung von Zaubereien, Zeichendeutung und Weisung der Zukunft, Dinge, an welchen der rohe und abergläubische Mensch mit ganzer Seele hängt. Zu diesem Behufe suchen bekanntlich die Schamanen durch die widernatürlichsten Bewegungen und gewaltsamsten Anstrengungen sich in einen Zustand der Ekstase und Betäubung zu versetzen, um des Einflusses der guten Geister theilhaft oder der bösen mächtig zu werden. — Wo sich der Gedanke des Menschen nicht höher erhebt als bis zu Dämonen, dort ist auch das höchste, was er selbst erreichen kann, der Rang eines Zauberers und Beschwörers.

Diesen rohen Vorstellungen von höheren Wesen, ihrer Verehrung und ihren Dienern entspricht auch das Uebrige, was von

---

1) Diese nur uneigentlich sogenannte Priester haben bei verschiedenen Völker verschiedene Namen, am bekanntesten sind die Schamanen bei den Kamtschadalen und andern Völkern im nördlichen Asien, welches tatarische Wort soviel als Beschwörer oder Wahrsager bedeutet.

religiösen und sittlichen Elementen sich im Glauben der Fetischverehrer findet. Der Glaube an eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode fehlt bei mehrern nordamerikanischen und nordeuropäischen Wilden gänzlich, bei dem größern Theile jedoch ist er vorhanden; daß er aber hier weder aus einem Gefühle der Unvergänglichkeit unseres Geistes noch aus dem sittlichen Begriffe der Vergeltung, sondern blos aus der sinnlichen Liebe des Lebens hervorgeht, erhellt zunächst aus ihrer Vorstellung von dem Zustande des andern Lebens, welches sie sich rein als eine Fortsetzung des gegenwärtigen in ihrer Nähe denken, und daher ihre verstorbenen Verwandten eine zeitlang aufsuchen, ihnen Nahrung bringen u. s. w., überhaupt was den Menschen in diesem Leben erfreuet oder plagt, findet er im andern wieder; doch überwiegt bei einigen Völkern die Hoffnung eines bessern Zustandes, bei einigen aber die Furcht des Schlimmern. — Von einer Vergeltung im sittlichen Sinne haben sie keine Ahnung und können keine haben, da bei ihnen der Unterschied des Guten und Bösen mit dem des Nützlichen und Schädlichen zusammenfällt; weil aber doch das Leben und ein auch noch so unvollkommener geselliger Zustand ohne praktische Anerkennung des Unterschiedes von Erlaubt und Unerlaubt nicht bestehen kann, so treten hier die ersten dürftigen Rechtsbestimmungen anstatt der Moral ein, und so bezeichnen die Wilden die Unverletzlichkeit ihrer Hütten und Felder durch gewisse Zeichen, für noch kräftiger gilt es aber, Sachen und Personen unter den Schutz der Religion zu stellen, und sie für Tabu zu erklären. — So stellt sich die Fetischreligion noch heute in der Wirklichkeit bei rohen uncultivirten Völkern dar; weil aber auch die cultivirten von dem Zustand ausgingen, welcher den Fetischismus erzeugt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir Ueberbleibsel desselben in den Religionen gebildeter Heiden finden werden [1].

---

1) Ueber den Fetischismus verbreitet sich weitläufig de Wette — in den Vorlesungen über die Religion. S. 197—241.

§. 26.

Die germanische Naturreligion.

Ueber den Fetischismus erhob sich bedeutend die Religion der alten Germanen sowohl durch die Auffassung des göttlichen Wesens in den großen Körpern und Kräften der Natur, als auch durch die Art der Verehrung und einen sittlichern Charakter; durch den letztern Zug und eine größere Einfachheit unterscheidet sie sich auch von den ihr verwandten Religionen asiatischer Völker, daher wir die Darstellung der zweiten Stufe der Naturreligion mit ihr beginnen. Wir finden aber in den geschichtlichen Quellen eine zweifache Darstellung der Götterlehre unserer Ahnen, eine ältere bei römischen und griechischen Schriftstellern und eine spätere in einheimischen Schriftwerken — den Eddas, und die Verschiedenheit beider Darstellungen ist so bedeutend, daß wir annehmen müssen, die altgermanische Religion habe mit dem Laufe der Zeiten, wenigstens bei einzelnen Stämmen dieses Volks, Veränderungen und Zusätze erhalten, was uns nöthigt jede Darstellung besonders anzuführen.

Nach den Berichten Cäsars nnd Tacitus (auch einiger spätern Römer), die darum am meisten Glauben verdienen, weil sie die Deutschen in der Nähe beobachten und die zuverläßigsten Erkundigungen von ihnen einziehen konnten, war die Religion der Germanen um den Anfang der christlichen Zeitrechnung eine Naturreligion, welche die scheinbar größten Himmelskörper mit ihrem Licht und Feuer, und die Mutter Erde mit ihren ältesten Söhnen für Götter hielt. In Beziehung auf die erstern sagt Cäsar: „die Germanen rechnen (von den übrigen Göttern) nur diejenigen zu den ihrigen, die sie sehen, und deren Hilfe sie augenscheinlich erfahren, die Sonne, den Vulkan und den Mond; von den andern haben sie keine Kunde erhalten[1]).“ — Tacitus ungefähr hundert und fünzig Jahre später hat drei andere Göttername, Merkur, Herkules und Mars[2]); da diese mehr der griechisch-römischen Mythologie angehörigen Namen mit den auf

1) Bell. Gal. VI, 21.

2) Germ. 9.

der bloßen Naturanschauung beruhenden Gottheiten Cäsars nichts gemein haben, so ist die Ausgleichung schwer. Dürfte man annehmen, daß Othins Namen und Lehre den Deutschen diesseits des Meeres zu Tacitus Zeit schon bekannt gewesen, so könnte mit Rücksicht auf die spätere Bezeichnungsweise unter Merkurius Wodan, unter Mars Othin verstanden werden, Herkules aber der Donnergott seyn. Wie dem sey, so findet Cäsars Angabe darin ihre Bestätigung, daß sich in den Gebräuchen der Deutschen mehrfache Beweise von dem Glauben an die göttliche Kraft des Mondes und des Feuers finden und Jahrhunderte lang erhalten haben. Bekannt ist, daß sie dem Monde — Neu- und Vollmond — den größten Einfluß auf ihre Berathungen und Schlachten zuschrieben[1]; auch der Glaube an die Gabe der Frauen, die Ereignisse der Zukunft zu wissen[2], möchte daher rühren, daß dieses Geschlecht den Einwirkungen des Mondes mehr unterworfen ist; die heiligen Feuer (Nedfyr, Nodfyr) — welche um die Zeit der Nachtgleichen und Sonnenwenden angezündet wurden, dauerten mit andern abgöttischen Gebräuchen noch unter den christianisirten Deutschen fort, und mußten durch wiederholte Verordnungen verboten werden[3]. War nun gleich in dem Monde das weibliche Naturprinzip vergöttert, so hinderte dieß nicht, daß einzelne Stämme dasselbe nicht unter andern Symbolen und Namen hätten verehren können; darum verdient Tacitus wohl Glauben, wenn er erzählt, daß die Sueven an der Ostsee, die Reudinger, Avionen, Angeln, Wariner, Eudoser, Swardonen und Nuithonen gemeinschaftlich die Mutter Erde verehren, als die sich um die Angelegenheiten der Menschen bekümmere, und die Völker besuche[4]; wie denn die Germanen überhaupt die Stammväter ihres Volkes, Thuisto als Sohn und Mann als Enkel der Mutter Erde priesen[5]. Wenn derselbe Schriftsteller berichtet,

1) Caes. bell. Gall. I, 50. Tac. Germ. 11. Ammian. 14, 10.

2) Caes. l. c. Tac. Germ. 8. Ann. 1, 51. Hist. 4, 61. Dio l. 68.

3) Synod. Franc. a. 742. Synod. Lipt. a. 743. Capitulare carolomanni e. a. apud Baluz. Tom. I. pag. 149.

4) Germ. 40.

5) Germ. 2.

daß ein Theil der Sueven auch der Isis Opfer bringe[1]), so finden wir hier wohl die erste Nachricht von der ächt deutschen Göttin Friya, Freia, deren Bedeutung zwar mit jener der ägyptisch-griechischen Isis vieles gemein hat, deren fremden Ursprung aber so wie den fremden Namen Tacitus blos den Griechen nachspricht, wie mehr anderes Fabelhafte[2]).

Der Mittelpunkt der Götterlehre der Edda's ist Othin. Diejenigen Gelehrten, welche Othin für eine historische Person halten, nehmen an, daß er kurz vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung aus Asien nach Skandinavien gekommen sey und die Religion seines Vaterlands im Norden verbreitet habe; andere halten Othin für eine bloße Personificirung der aus Asien nach dem Norden verpflanzten Lehre. Nach den Edda's selbst ist Othin nicht der höchste Gott, welcher vielmehr unbekannt bleibt, wohl aber der Weltbildner, der höchste und älteste der Asen oder Geister, deren zwölf sind; ihm zur Seite steht als Schwester und Gattin Friya, die Schicksalskundige, die Mutter der Minne, aber auch der List und Falschheit; unter ihm die Götter, Asinen und Halbgötter mit verschiedenen Namen und Attributen; endlich ihm entgegen Loki, der auf alles Böse sinnende Ase, der Feind der Götter und Menschen. Hierin siud parsische Ideen unverkennbar, aber doch eigenthümlich gestaltet und dem Norden angepaßt, andererseits zeigen sich Spuren des Thierdienstes in der Kuh Audhumla und heiligen Stieren, was übrigens nicht nothwenig auf einen asiatischen Ursprung hinweist.

Daß Othins Lehre dem Norden angehört und sich hier ausgebildet hat, zeigen viele Beziehungen ihrer Theogonie und anderer Dogmen; daß sie sich aber auch über die Nord- und Ostsee nach Großgermanien verbreiten mußte, begreift man aus der Verwandtschaft der aus Skandinavien eingewanderten mit den dort zurückgebliebenen Stämmen, wenn auch die Einwanderung früher erfolgte, als sich die Lehre Othins ausbildete, und hieraus erklärt

---

1) Germ. 9.

2) Z. B. die Ankunft des Herkules und Ulysses in Germanien, die Verehrung des Kastor und Pollux bei den Naharvalen. cap. 43.

es sich auch, warum wir später zwar bei allen großgermanischen Völkern, besonders bei den seefahrenden Sachsen, die Verehrung Othins finden, aber nur wenig oder nichts von den isländischen Mythen, vielmehr bildete sich sich hier die Verehrung von zwei andern Gottheiten aus, wovon die eine mit römischer Bezeichnung (Mars) bei Tacitus, die andere aber, der Donnergott, weder bei ihm noch bei Cäsar vorkommt, da doch, wenn sie diesen Gott bei den Deutschen gefunden hätten, die römische Bezeichnung nahe genug gewesen wäre. Ob die Deutscheu diese Götter von den Römern entlehnten oder selbst erfanden, wird nicht auszumachen seyn, da sie zu dem Letztern in ihren ewigen Kriegen unter sich und mit den Römern, so wie in der einfachen Naturbetrachtung Veranlassung genug fanden. Die gesammte Götterlehre der Deutschen, wie sie sich seit Cäsars Zeiten ausgebildet hatte, ist uns in ihrer Bezeichnung der Wochentage erhalten, eine Bezeichnung, die älter seyn muß als ihre Christianisirung, da sonst die Geistlichkeit sie nicht zugegeben haben würde. Zu den zwei ältesten Göttern kommt zuerst Othin (Thin); dann Wodan (nach Paul Warnefried ist Wodan derjenige Gott, der bei den Römern Merkurius heißt[1]); dann Thor oder Thunär, hierauf Freija, ob der letzte Wochentag von Sader (soviel als Saturnus) seinen Namen habe, lassen wir dahin gestellt seyn; aus der Absagungsformel aber bei der Taufe der Deutschen[2]) erhellt, daß sie zur Zeit ihrer Bekehrung zum Christenthum drei Hauptgötter verehrten, Thor, Wodan und Odin, während einzelne Völkerschaften noch ihre besondere Gottheiten hatten, oder die gemeinsamen mit besondern Namen belegten.

Man kann sagen, es lag in der ursprünglichen Religion der Deutschen, daß sie keine Tempel und keine Bilder hatten; denn wie Tacitus richtig bemerkt, die magnitudo coelestium gestattete

---

1) De Gest. Langobard. I, 8.

2) Sie lautete nach der von Bonifacius gegebenen Bestimmung also: End ek forsacho allum Diabolus Werkum, end Wordum, Thunaer, ende Woden, ende Saxen Ode, ende allam them Unholdum, the hira Genotas sint.

nicht, sie in Wände einzuschließen, oder in Menschengestalt abzubilden. Tempel erbauten die Deutschen auch später nicht [1]), aber den Götterwagen der Hertha und ihr Fest, nebst dem Bilde der Isis beschreibt Tacitus selbst [2]), und für die Götzenbilder in späterer Zeit haben wir Beweise genug; daß sie dazu auch Priester hatten, und diese in hohem Ansehen standen, sagen uns die römischen Schriftsteller [3]), wiewohl sie keinen geschlossenen Orden bildeten und keine Schule hatten wie die Druiden in Gallien [4]). Sie brachten ihren Göttern Opfer, anfänglich sparsamer [5]), später häufiger, auch Menschenopfer [6]); und gewöhnten sich so sehr daran, daß sie noch geraume Zeit nach ihrer äußern Bekehrung zum Christenthum die alte Weise fortsetzten [7]). — Auch der Glauben an Vorbedeutungen und daher mancherlei Zeichendeuterei bestand fort, wie ihn der römische Geschichtschreiber schildert, wovon aber dieser in seiner verschönernden Schilderung nichts sagt, das erfahren wir aus dem gedachten Verzeichniß heidnischer Gebräuche, nämlich, daß die Deutschen noch im achten Jahrhundert Fetische hatten [8]). — Wenn dies uns nöthigt, die Vorstellungen von der

1) Das templum Tanfanae — Tac. Ann. 1, 51 — ist kein Göttertempel, sondern wie das templum der römischen Augures ein prophetisches Observatorium, wie der Thurm der Veleda. Hist. 4, 65.; doch ist im Indiculus superstitionum et paganiarum im angeführten Kapitulare ein Titel de casulis, id est fanis.

2) Tac. Germ. 40, 9. Signum in modum liburnue figuratum.

3) Tac. G. 40, 43. Ammian. 28, 5. Der Oberpriester bei den Burgundionen war unabsetzbar, der König nicht.

4) Caes. bell. Gall. VI, 17.

5) Caes. l. c.

6) Tac. G. 9.

7) In dem gedachten Indiculus ist die Rede von sacrificiis silvarum, quae Nimidas vocant; de his quae faciunt super petras; de sacris Mercurii vel Jovis; de fontibus sacrificiorum, d. h. wohl soviel als de sacrificiis ad fontes; alles wie es Tacitus zu seiner Zeit fand, G. 9. Dazu kam aber jetzt noch sacrificium, quod fit alicui Sanctorum; und jeder Verstorbene war ihnen ein Heiliger.

8) Die hierauf bezüglichen Titel lauten: de simulacro, de conspersa farina, de simulacris de pannis factis. De simulacro, quod per campos portant. De ligneis pedibus vel manibus pagano ritu.

geistigen Religion unserer Ahnen, zu denen Tacitus etwa verleiten könnte, sehr herabzustimmen, so geschieht dasselbe durch die Vorstellungen von dem Zustande der Verstorbenen. Zwar finden wir bei den Deutschen den Glauben an die Fortdauer des Seyns allgemein, aber das andere Leben ist in allen Beziehungen nur eine Fortsetzung des gegenwärtigen. Nach Othins Lehre kommen die Edeln und Helden in die Valhalla, aber sie thun dort nichts anderes, als was sie schon hier gethan, sie zechen mit einander aus mächtigen Hörnern; die Ehemämen und Feigen nimmt die Halja (Hölle) auf, doch hat sich daneben die Vorstellung von einer Sühne nach dem Tode geltend gemacht; auf diese Sühne beziehen sich mehrere Gebräuche, gegen welche die Kirche ebenfalls eifert[1]). — In diesen Beziehungen steht also die germanische Religion dem Fetischismus ziemlich nahe, wenn sich gleich ihre Auffassung des Göttlichen in der Natur erweitert hat.

Wenn wir bei den Deutschen eine größere Entwickelung sittlicher Begriffe finden, so möchte ich die Ursache hievon weniger in ihrer Religion, als in ihren häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, und dem angestammten Charakter suchen. Eine Religion, die außer der nur dunkel erkannten göttlichen Kraft der Natur blos den Muth und die Stärke des Menschen (Wodan, Othin) heiligt, kann nicht viele sittliche Momente darbieten, vielmehr heiligt sie unsittliche, wie Gewalt-, Raub- und Mordsucht, welche Fehler neben der Völlerei die Deutschen länger als andere Völker beibehalten haben; ihre Tugenden aber, wie Treue, Redlichkeit, Offenheit dürften mehr dem nationalen Charakter und der Abgeschiedenheit von verdorbenen Völkern, ihre Keuschheit aber außer dem letztern Grund besonders dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß sie nicht in Städten und Dörfern, sondern vereinzelt familienweise wohnten.

---

2) Auf eine solche Sühnung der nach der Meinung noch um die Gräber weilenden Abgeschiedenen beziehen sich ohne Zweifel die Titel: **de sacrilegio ad sepulchra mortuorum. De sacrilegio super defunctos, id est, dads-isas.**

§. 27.

Der Sterndienst im westlichen Asien.

Durch das ganze westliche Asien, vom Tigris bis an den Nil, zieht sich geschichtlich eine Naturreligion hin, deren wesentliche Beschaffenheit darin besteht, daß sie Gott oder das Göttliche ausschließlich in den großen Himmelskörpern anschauet, von diesen und ihren Einwirkungen nicht nur die Fruchtbarkeit der Erde, sondern auch die Schicksale der Menschen im Guten und Bösen herleitet, und sie aus diesen Gründen und in diesen Beziehungen verehrt. Dieser Cult begann, wie sich noch nachweisen läßt, ursprünglich mit der Verehrung der Sonne und des Mondes, zog später auch die übrigen glanzvollern Gestirne, besonders des Planetensystems in seinen Kreis, und ging bei den Völkern von griechischer Bildung, mit Hilfe der Mythen, in eine Art von Natur-Dualismus über, in welchem die männliche und weibliche Naturkraft personificirt und vergöttert erscheint. Daß wir diesen Cult gerade in diesen Ländern ausgebildet finden, hat seinen Grund theils in ihrer physischen Beschaffenheit, indem der meistens klare Himmel die Gestirne in ihrem vollen Glanze hervortreten ließ, und deren Beobachtung bis zur Ausbildung einer Astronomie und Astrologie erleichterte; theils in der Beschäftigung und Lebensweise der Einwohner, welche entweder durch die Fruchtbarkeit des Bodens veranlaßt Landbau, oder durch Meeresküsten begünstigt, Schifffahrt trieben, und in beiden Beziehungen die Abhängigkeit ihres Gewerbes von den Gestirnen empfanden.

Der Ursprung dieses Naturdienstes ist in Babylonien, nicht nur in Gemäßheit des Zeugnisses der Bibel — Genes. 11, 31 ff., wornach der dort beginnende Licht — und Feuerdienst als die Veranlassung zu Abrahams Auswanderung erscheint, sondern weil auch alle übrigen ältesten Zeugnisse auf Babylon als den Sitz des ersten Weltreiches hinweisen, dessen Herrschaft sich über das ganze westliche Asien hinstreckte. Bel erscheint überall historisch als der erste Herrscher Assyriens, und mythisch in der gleichen Bedeutung des Wortes — als Sonnengott. Noch zu Herodots Zeiten stand sein Tempel, ein achtstöckiger Thurm von acht Stadien Höhe und ebensoviel im Umfang, theilweise zwar

geplündert von Darius Hystaspis, doch noch mit einem goldenen Bild und goldenem Altar, und einem jährlichen Feste, an welchem für 1000 Talente Weihrauch verbrannt wurde [1]). — Außer diesem berühmten Sonnentempel stand im obern Mesopotamien zu Karrä, dem alten Haran der Bibel, ein nicht minder berühmter Tempel des Mondes, in dessen Nähe der Kaiser Caracalla ermordet wurde [2]), und der noch zu Julians Zeiten, als die Stadt selbst bereits zerfallen war, stark besucht wurde [3]). — Insoweit finden wir in Chaldäa oder Mesopotamien bis auf späte Zeiten den Dienst der zwei großen Himmelslichter; daneben aber hatte sich auch hier ziemlich frühe der unreine Dienst der sinnlichen Lust als Verehrung der geschlechtlichen Naturkraft eingeschlichen, dies erkennt man an der Priesterin des Bal bei Herodot am a. O., noch mehr aber an dem Dienste der Mylitta, in welcher die ursprüngliche Mondsgottin schon in die griechische Aphrodite übergegangen ist, welche zu ehren jedes babylonische Frauenzimmer einmal in ihrem Leben gegen einen beliebigen Lohn sich einem Fremdem preisgeben mußte [4]).

Daß in Syrien sich dieselbe Religion wie in Assyrien finden werde, erwartet man aus der Nachbarschaft beider Länder; und wirklich war im alten Tempel zu Heliopolis die Verehrung und das Bild des Sonnengottes und des Mondes vereinigt, jener als Adad, diese als Adargatis (Atarg. Aterg.) verehrt. Beide Bilder waren mit einer Glorie von Strahlen umgeben, jedoch so, daß bei dem ersten Bilde die Strahlen abwärts, bei dem andern aufwärts gerichtet waren, um anzudeuten, daß die Sonne

1) Herod. 1, 180 ff.

2) Herodian. Hist. 1, 24.; Spartian. Carac. 7. — welcher schreibt Deus Lunus, und dafür folgenden possirlichen Grund anführt: Sciendum, doctissimis quibusque id memoriae traditum, atque ita nunc quoque a Carrenis praecipue haberi, ut qui Lunam femineo nomine ac sexu putaverit nuncupandam, is addictus mulieribus semper inserviat; at vero qui marem Deum esse crediderit, is dominetur uxori, neque ullas muliebres patiatur insidias. Unde et rel.

3) Ammian. 23, 3.

4) Herodet. 1, 199.

das Licht ausstrahle, der Mond es empfange. Makrobius [1]), der uns diesen Bericht mittheilt, hält Adargatis für die Mutter Erde, in welche Bedeutung allerdings das Wort später durch eine leichte Veränderung übergegangen, aber die ursprüngliche war wohl die von uns angegebene. Als Mutter Erde oder als gebährende Naturkraft wurde zu Bambyce oder Hierapolis in Cölesyrien Derketo oder Derketis verehrt, welches Wort von den Griechen offenbar aus Adergatis gebildet ist [2]); die Göttin selbst aber war abgebildet mit dem Kopf eines Weibes und dem Leib eines Fisches, um die Fruchtbarkeit auszudrücken. Diese Göttin heißt auch sonst bei den Schriftstellern die Syrische.

Wenn wir bei den genannten ackerbauenden Völkern die Verehrung der Sonne und des Mondes vorherrschen und die letztere in die Verehrung der Erde als Repräsentantin der gebährenden Naturkraft übergehen sehen, so werden wir den Dienst der Gestirne erweitert finden, wenn wir mehr westwärts zu den seefahrenden Phöniziern gelangen. Diesen war in Ermanglung der Hilfsmittel, womit wir bei Nacht die Zeit messen und die Weltgegenden unterscheiden, die Kenntniß der Gestirne und ihrer Bewegungen nothwendig, welche am nächtlichen Himmel vorüberziehen; in Phönizien also mußte sich die Dankbarkeit und Verehrung auch diesen Weltlichtern zuwenden, der Cult eigentlicher Sterndienst werden. Zwar fehlen auch hier die syrischen Gottheiten nicht; der Cult des Adonis zu Byblus war ein Sonnencult, wie schon das Wort und nochmehr die Doppelgestalt des Festes, zuerst ein Trauerfest über die in die südlichen Zeichen hinabgesunkene, dann ein Freudenfest über die sich wieder erhebende Sonne andeutet. Nicht minder berühmt war der Cult der sidonischen Astarte, hebr. Astaroth oder Astoreth, welcher Salomon einen Tempel und Opfer errichtete [3]), und deren ursprüngliche Bedeutung die einer Mondgöttin gewesen seyn dürfte; der sidonische oder tyrische Baal, dem Ahab, nachdem er die Königs-

1) Saturn. 1, 23.
2) Plin. H. N. V, 19.
3) 1 B. d. Kön. 11, 5. 7.

tochter von Sidon zum Weibe genommen, einen Cult zu Samaria eingerichtet [1]), war wie aus seinen Emblemen hervorgeht [2]), ursprünglich ein Sonnengott. Als sich aber der Dienst der Hauptgestirne auch auf die übrigen ausdehnte, und die Völker Phöniziens und Palästinas, wie es die Bibel ausdrückt, das ganze himmlische Heer anbeteten, dienten die üblichen Namen auch zur Bezeichnung der planetarischen Götter, unter welchen sich wieder drei durch Größe und Glanz auszeichneten; so wurde die sidonische Astarte zum weiblichen Glücksstern Venus, der tyrische Baal, von den Phöniziern und Karthagern Melkarth (Stadtkönig), von den Griechen der tyrische Herkules genannt, zum männlichen Glücksstern Jupiter; — der oberste oder äußerste Planet Saturn aber als Unglückbringend — zum Moloch. Mit diesem Namen, dessen wörtliche Bedeutung mit der von Baal identisch ist, bezeichnet die Bibel die Gottheit der Ammoniter [3]), Salomon nahm auch diesen Götzen auf, und damit auch die Gewohnheit ihm Kinder zu opfern [4]). — Welche Bedeutung der Gott der Moabiter, welcher Baal Pehor von dem Berge dieses Namens [5]), auch Baal Chamos [6]) genannt wird, dessen Dienst Salomon ebenfalls unter den Juden einführte, gehabt habe, ist nicht wohl zu bestimmen; doch scheint darin, daß Moses die Häupter des Volkes, als es sich zu Sittim dem Baal Pehor geweihet hatte, dem Herrn zu Ehren gegen die Sonne gekehrt aufhängen ließ, eine Andeutung zu liegen, der Baal der Moabiter sey eine Sonnengottheit gewesen. — Im westlichen Phönizien, oder im Lande der Philister begegnen wir zwei Götternamen, dem Gotte Dagon [7]), und der Aphrodite Urania [8]). Jener hatte einen Tempel zu Asdod und zu Gaza, vielleicht auch in den

---

1) 1 B. d. Kön. 16, 31 ff.
2) 2 B. d. Kön. 23, 11 ff.
3) 3 Mos. 18, 21.; 20, 2.; heißt auch Milkon.
4) 1 B. d. Kön. 11, 7.
5) Num. 23, 28.; 25, 3—10.
6) Num. 21, 29.: Jud. 11, 24.; 1 B. d. Kön. 11, 7.
7) Num. 25, 3. 4.
8) Judic. 16, 21—31.; 1 B. Sam. 5, 1 ff.

übrigen Hauptstädten, und wie sein Standbild vor der jüdischen Bundeslade einstürzte, die Philister selbst aber mit einer Krankheit an den geheimen Theilen geschlagen wurden, ist in dem angeführten Kapitel des 1. Buchs Samuels zu lesen; nach der Ableitung des Wortes, von דָּג = Fisch, scheint das Bild die Gestalt eines weiblichen Kopfes mit einem Fischrumpfe gehabt zu haben, wie die syrische Derketo, und folglich wie diese die vergötterte weibliche Naturkraft, im Sinne der Griechen eine Aphrodite gewesen zu seyn. Unter diesem Namen selbst führt Herodot ein Heiligthum zu Askalon an, und erklärt es für das älteste unter allen dieser Gattung, indem nach dem eigenen Zeugnisse der Cyprier der Tempel zu Cythera nach dem Muster von diesem und von Phöniziern erbauet worden sey. — Eine gedrängte Uebersicht des gesammten phönizischen Sterndienstes gewährt uns die von dem Könige Josia vorgenommene Reform des Cultus, weil wir da sehen, was er abzuthun fand. Es ist hier die Rede von Priestern des Sonnengottes, des Mondes, des Thierkreises, und der Gestirne überhaupt, von Sonnenpferden und Sonnenwagen, von Bildern und Altären dieser Götzen, von heiligen Höhen und Hainen und Kapellen in denselben, von unzüchtigen Dienern und Dienerinnen dieser Culte, von Menschenopfern, die dem Moloch gebracht wurden u. s. w.[2]).

Wie die Phönizier ihre Religion und ihren Cult überall hinbrachten, wo sie Colonien anlegten, so besonders nach Karthago; darum finden sich hier alle Hauptgottheiten von Phönizien wieder, vermehrt durch eigene, welche sich auf den in Mythen gehüllten Ursprung der Stadt beziehen, oder auch aus den von ihnen eine zeitlang besessenen Inseln Sardinien und Sizilien einführten. — Von den Arabern als Nachbarm und semitischen

---

1) Herodot. 1, 105. Merkwürdig ist wegen der Aehnlichkeit die von Herodot hier angeführte Sage. Bei einem Einfalle der Scythen in Syrien hatte ein Theil derselben den Tempel zu Askalon geplündert; dafür wurden diese und ihre Nachkommen mit einem Blutflusse an den geheimen Orten gestraft, θήλειαν νοῦσον nennt es Herodot; etwas ähnliches war wohl auch die Krankheit der Philister.

2) 2 Kön. 23, 4—22.

Stämmeverwandten, welche mit Phönizien und Syrien in mehrfachem Verkehr standen, läßt sich der Feuer- und Sterndienst ohnehin erwarten, die wenigen Götternamen deren die alten Schriftsteller erwähnen, Urotal und Alilat bei Herodot (von Spätern Dysares und Alitta genannt [1]), und Sabin bei Plinius [2]), weisen darauf hin. Die geringe Kenntniß der Alten von diesem Lande erklärt die Dürftigkeit der Nachrichten über dessen Religion, die erst in späterer Zeit Epoche zu machen bestimmt war.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf diesen weit verbreiteten, verschiedentlich modificirten Zweig der Naturreligion, so finden wir darin allerdings das Bestreben des menschlichen Geistes, sich auf der Leiter der Natur-Betrachtung zu einer höhern und weitern Vorstellung von dem göttlichen Wesen zu erheben, und es gelingt ihm, den Begriff eines Herrn und Beherrschers der Dinge zu finden; aber dieser Herr ist nicht schlechthin Einer, sondern nur einer unter mehrern andern, deren jeder sein Gebiet und darin seine Herrschaft für sich selber hat; keiner dieser Herrn steht über der Natur, alle stehen in ihr, und als Theile des Ganzen unter ihr und darum ihren Gesetzen unterworfen. Wie ganz anders der Gott der Hebräer, der Herr Gott Zebaoth, der Sonne, Mond und Sterne geschaffen hat? der darum auch nicht aufhört sein Verdammungsurtheil über die Scheusale der Kanaaniter durch den Mund seiner Propheten auszusprechen. Und weiter, weil diese westasiiatischen Gottheiten ganz der Natur angehören, so übt diese ihre Gewalt über sie wie über die Menschen in ihrem Dienste, daher jene Gräuel von Grausamkeit und Wohllust in dem sabäischen Cult, welche zu Karthago ihren Höhepunkt erreichten [3]).

---

1) Herod. 3, 8.

2) H. N. 12, 14 (32).

3) Die neueste und umfassendste Schrift über den gesammten Sterndienst sind — Movers „Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Culte der Carthager, Syrer, Babylonier, Assyrer, der Hebräer und der Aegypter.“ Bonn 1841. 1, Bd.

§. 28.

Die Religions-Systeme im östlichen Asien.

Die bisher dargestellten Religionen haben bei aller sonstigen Verschiedenheit das gemein, daß sie mit ihrer religiösen Ahnung oder Anschauung, mit ihren Gottheiten und deren Verhältnissen innerhalb der Natur, nämlich der empirisch sinnlichen Natur stehen, ohne ihre Decke zu durchbrechen und den Standpunkt außer und über ihr zu nehmen; immer sind es nur vereinzelte Erscheinungen, Gegenstände oder Kräfte, welche zum Range von Göttern erhoben werden, wobei nur der Unterschied stattfindet, daß die Gegenstände dieser Vergötterung hier auf einer tiefern dort auf einer höhern Stufe der erscheinenden Natur gegriffen sind, hier weniger dort mehr neben einander gestellt werden; aber in der Nebeneinanderstellung fehlt entweder die Verbindung zur Einheit ganz, oder es ist die Verbindung blos der empirischen Erscheinung, die man etwa, wie in der spätern phönizischen Götterlehre, durch Mythen zu vervollständigen sucht. Innere Einheit kommt in die Naturreligion nur durch die Idee der Natur als eines Ganzen, eines Universums, dazu führt aber die sinnliche Naturbetrachtung nicht, sondern nur die höhere Contemplation und Speculation, und zu dieser konnten sich die bisher genannten Völker nicht erheben.

Dies war den Völkern des östlichen Asiens vorbehalten; darum finden wir in ihren religiösen Ideen einen innern Zusammenhang, ihre Religionen sind Systeme, nicht nur religiöse, sondern auch naturphilosophische Systeme, da sie auf dem Wege der Naturbetrachtung gefunden wurden. Weil aber die philosophische Naturbetrachtung nicht Jedermanns Sache, sonden nur die Sache der Begabteren ist, so finden wir in der Geschichte der ostasiatischen Religionen, obwohl sie gewöhnlich auch den Namen von gewissen Völkern tragen, eine zweifache Erscheinung, einmal daß wir hier zuerst auch die Stifter der Religionen kennen lernen, was bei den auf der gemeinen sinnlichen Naturbetrachtung beruhenden Religionen nicht der Fall seyn kann; sodann daß in jedem dieser Systeme sich eine doppelte Religion leicht unterscheiden läßt, eine Religion der Weisen, die darum auch einen eige-

nen Stand und Orden bilden und ihre eigene Schule haben; und eine Religion für das **Volk**, welche entweder die ursprüngliche Religion des Landes war, über welche die Weisen sich erhoben haben oder zu der sie sich herablassen mußten, um ihre Ideen dem Volke zugänglich zu machen. Wie diese Religionssysteme im Einzelnen in Bezug auf die allen zu Grund liegende Idee der Emanation und deren Form sich charakterisiren, ist §. 22. angegeben; wir lassen nun ihre Darstellung in der angegebenen Ordnung folgen.

§. 29.

Die Religion der Chinesen.

Die Religion der Chinesen, als ein System naturphilosophischer Ideen in der Form von Religionslehren, ist die Erfindnng mehrerer Männer aus verschiedenen Zeiten, welche darum als Religionsstifter verehrt werden. Der älteste derselben ist **Fo-hi**, zugleich der Gründer der gesammten Bildung der Chinesen nach ihrer Zeitrechnung geboren 3070 vor Christus; ihm wird eine tiefe Kenntniß der Natur zugeschrieben, indem ihm durch das Heraufsteigen eines Drachenpferdes aus dem Flusse Meng-ho, welches wunderbare Figuren auf seinem Rücken hatte und ebenso durch das Erscheinen einer Schildkröte mit ähnlichen Zeichnungen auf ihrer Schale, die symbolischen Zeichen der acht Grundelemente geoffenbart wurden, durch deren Quadrirung er die übrigen Hieroglyphen (zugleich die Grundlage der chinesischen Schrift) fand. Diese Hieroglyphen nebst ihrer Deutung, also die älteste Kosmogonie und Geogonie der Chinesen enthält das Buch **Yeking**, Buch der Verwandlungen, das älteste ihrer heiligen Bücher. — Auf Fo-hi folgten andere Weisen, unter denen **Tao-tee** hervorragt, ungefähr 600 Jahre vor Christus blühend; er ist der Schöpfer der in China einheimischen, nicht von Außen eingebrachten naturphilosophischen Ideen, auf welchen das Religionssystem der Chinesen seinem spekulativen Theile nach ruhet, von welchen gleich nachher die Rede seyn wird. — Der Vollender endlich der chinesischen Nationalreligion ist Confucius — **Cong-fu-tse** — 500 Jahre vor Christus, indem er die

Schriften älterer Weisen sammelte, und sie entweder selbst ordnete und kommentirte, oder diese Arbeit seinen Schülern jedoch nach seiner Anleitung und seinen Ideen auszuführen überließ; die von ihm unmittelbar herrührende Arbeit ist der Schuking, Buch der gewissen Lehre, das vorzüglichste unter den heiligen Büchern der Chinesen, es enthält theils historische Merkwürdigkeiten aus der Zeit der alten Regenten, theils Regierungsmaximen, Religions- und Sittenlehren; die von seinen Schülern herrührenden Schriften heißen die kleinen Kings, neun an der Zahl. — Endlich hat auch die Lehre Buddha's, ursprünglich in Indien angeblich 1021 Jahre v. Chr. entstanden, später aber von den Brahminen hart bedrängt, um 65. n. Chr. in China Eingang gefunden, und sich mit der ältern Religion vermischt. Die Chinesen nennen den Stifter dieser Religion Fo, die Cochinchinesen aber und Tunkinesen Phat.

Die auf naturphilosophischer Speculation ruhende einheimische Religion ist reiner Pantheismus. Ihre höchste Idee ist die des Unendlichen, unter den Formen des Raums und der Zeit gedacht, die unendliche Leere und die Ewigkeit. Aus diesem Urgrund entspringen alle Dinge vermittelst der Vermischung und Verbindung der Elemente, und in denselben kehren sie durch Auflösuug zurück; es ist daher Einerlei Wesen in allen Dingen, nur durch ihre Gestalt und Eigenschaften unterscheiden sie sich von einander. Dieser völlig unpraktischen Philosophie suchte zuerst Confucius eine Beziehung zum menschlichen Leben und dessen Formen zu geben, woraus die chinesische Moral entstand, die aber aller religiösen Momente entbehrte. Solche erhielt sie durch den Buddhaismus, er setzte an die Stelle der unendlichen Leere ein ewiges, höchst vollkommenes, unsichtbares Wesen, welches er als Nirwana — Himmel — bezeichnete. Aus Nirwana, der selbst unbeweglich und in ewiger Ruhe ist, tritt alles in den Kreislauf des Daseyns und der Bewegung, mit der Bestimmung, dem Grundwesen ähnlich zn werden in Unempfindlichkeit und vollkommener Ruhe, durch Vertilgung aller Begierden, alles Strebens und Denkens; dies ist der Gipfel der Tugend, wer sie erreicht hat, kehrt in Nirwana zurück und ist selig in ihm; wer

sie nicht oder nur unvollkommen erreicht, tritt nach dem Tode neue Wanderungen in das irdische Leben an, bis er vollkommen geworden ist. Selbst Buddha, das vollkommene Ebenbild Nirwanas, hat sich solchen Wanderungen und Metamorphosen unterzogen, nicht um seiner selbst willen. sondern weil alles im Kreislaufe der Dinge einem ewigen Wechsel unterworfen ist, Buddha's Lehre selbst und mit ihr die ganze Menschheit im Laufe der Perioden steigt und sinkt, daher stets neue Buddhas nöthig werden, um sie wieder zur reinen Religion zu erheben. Im Verlaufe des großen Kalpa, der großen Weltperiode, welche vier kleinere in sich begreift, sind bereits drei der letztern abgeflossen, und in jeder sind tausend Buddhas erschienen, deren Namen, Jahre, Schüler u. s. w. die Buddhaisten anzugeben wissen.

Dieß ist die esoterische Lehre des Buddhaismus in seiner Vermischung mit der Naturphilosophie der ältern chinesischen Weisen. Da sie aber auch in dieser Gestalt noch zu spekulativ ist, so mußte sich neben ihr eine exoterische Volksreligion von polytheistischem Charakter bilden, oder der ältere Polytheismus neben jener erhalten. Diese Volksreligion erkennt und verehrt als höchste und eigentliche Gottheit den Himmel (Tien), dem der Kaiser selbst opfert, neben ihm acht untergeordnete Götter, die Schutzgeister der acht von Fohi aufgestellten Grundelemente, des Aethers, des reinen Wassers, des reinen Feuers, des Donners, des Windes, des gemeinen Wassers, der Berge und der Erde. Die Anhänger Buddha's, die den größten Theil des Volks ausmachen, verehren diesen selbst als zweite Hauptgottheit und außerdem verschiedene Buddhistische Intelligenzen als Götter, die in besondern Räumen herrschen (wie denn jede Gemeinde ihren besondern Schutzgeist oder auch mehrere hat) oder besondern Geschäften vorstehen; sie erscheinen in verschiedenen Gestalten den Menschen als Stellvertreter Buddha's, erhalten eigene Pagoden und Bonzen u. s. w., in welchen Erscheinungen der sonst so geistige Buddhaismus sich dem Fetischismus nähert. Alle diese verschiedenen Götter werden von den verschiedenen Sekten verehrt mit Opfern, Festen und andern Ceremonien, wie denn China

überhaupt das Land der Ceremonien ist; göttliche Verehrung erweisen auch die höhern Stände dem Confucius durch Opfer, alle Chinesen aber verehren ihre Voreltern bis auf die sechste Zeugung rückwärts, ihr Todestag wird mit einem Male gefeiert, wozu der Geist des Verstorbenen förmlich eingeladen und ihm Speisen geopfert werden. Wer erkennt nicht in diesem Gebrauche, der sich auf die Moral des Confucius gründen mag, die Dads-Isas der heidnischen Deutschen wieder?

Daß die alte Naturphilosophie der Chinesen ohne moralische Begriffe war, wurde bereits bemerkt; Confucius ersetzte zuerst diesen Mangel durch eine Tugend- und Pflichtenlehre, welche sich ebenso auf eine genaue Kenntniß der menschlichen Natur stützt, als sie andererseits alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft umfaßt. Aber der Geist dieser Moral ist der Geist eines Staatsmannes, der alles auf den Nutzen, allgemeinen, häuslichen und persönlicheu bezieht, alle Vorschriften nach ihrer Tauglichkeit zu diesem Zwecke bemißt, alle Triebfedern des menschlichen Herzens, Klugheit, Stolz, Ehrgeiz hiefür zu gewinuen sucht, aber eben damit die Quellen der Sittlichkeit selbst verdirbt. Eine mehr populäre, durch religiöse Momente unterstützte Moral stellte die Volksreligion auf; sie lehrt einen Unterschied des Guten und Bösen an sich, führt die Verbindlichkeit das erste zu thun und das andre zu fliehen auf den ausdrücklichen Willen Gottes, des Himmels zurück; bringt für den gemeinen Verstand die bösen und die guten Handlungen in gewisse Klassen, — Gedanken, Worte und Werke; und unterstützt die menschliche Schwäche durch Hinweisung auf Belohnung und Strafe im künftigen Leben. Die Unsterblichkeit der Seele wird in China allgemein geglaubt, aber in Beziehung auf Ort und Zustände herrscht Verschiedenheit der Meinungen: die Buddhaisten, namentlich die Bonzen halten die Seelenwanderung fest mit allen ihren Folgen in Beziehung auf Tödtung alles Lebendigen; die Uebrigen glauben an einen besondern Ort des Himmels und der Hölle; aus der letztern gibt es eine Erlösung durch die Genugthuung der überlebenden Verwandten. Die Religionsbücher schreiben hiezu Besserung des Lebens, Fasten, Einsamkeit, Werke der Wohlthätigkeit, besonders

zum allgemeinen Besten vor. Als Richter nach dem Tode erkennen einige den Himmel, andere den Buddha oder Phat.

Unterziehen wir uns einer Kritik der chinesischen Religion, so erscheint sie uns zunächst im Ganzen als ein sonderbares Gemische von Religionsphilosophie und polytheistischem Aberglauben; die Religionsphilosophie selbst aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, weiset einerseits einen materialistischen, andererseits in den Buddhaistischen Ideen einen spiritualistischen Pantheismus auf; so wurde durch die Aufnahme von Buddha's Lehre die Absicht vereitelt, welche Confucius bei der Sammlung und Zusammenordnung der älteren Lehrmeinungen hatte, mehr Einheit in den Glauben und mehr Festigkeit in den Staat zu bringen. In Beziehung auf die einzelnen Bestandtheile der chinesischen Religion fehlt auf beiden Seiten des Pantheismus die klare und bestimmte Idee Gottes, wie sie überhaupt in diesem Systeme nie recht hervortreten kann; es fehlt darin der Begriff eines überweltlichen Schöpfers, der in einem auf Emanation beruhenden Systeme keinen Platz hat; dagegen findet sich Vergötterung der Elemente wie in allen Naturreligionen, denn die Schutzgeister der Elemente sind doch wohl mit diesen identisch; daneben findet aber auch der Irrthum der historischen Religionen, die Vergötterung von Menschen. Der Glaube an Seelenwanderung, der sich übrigens in den meisten orientalischen Religionen findet, steht im Widerspruche mit der Verehrung der Verstorbenen, die zwar nicht als Götter, aber doch als Heilige und Selige verehrt werden; nichts aber kann widersprechenderes gedacht werden als die Moral des Confucius einer- und Buddhas andererseits, jene auf allseitige Thätigkeit hinarbeitend, und hiezu das öffentliche Interesse, den häuslichen und Privatvortheil als Triebfeder benutzend, diese als reinste Sittlichkeit einen absoluten Quietismus fordernd, mit Vertilgung aller Begierden, ja sogar aller Gedanken. Wohl muß das Land in umbilico terrae, in der unbeweglichen Mitte liegen, welches in seinem Glauben solche Widersprüche friedlich vereinigen kann.

§. 30.

Die Religion der Meder und Perser.

Daß die älteste Religion dieser Völker Naturreligion, und zwar zunächst Licht- und Feuerdienst, Verehrung der Sonne und des Mondes war, läßt sich von der Nachbarschaft Assyriens und dem politischen Einflusse, den es auf Medien und Persien übte, voraus erwarten, und wird durch die Gestalt, welche uns die persische Volksreligion noch in späterer Zeit aufweiset, bestätigt; sie erhielt aber eine wesentliche Reform durch einen Mann aus ihrer Mitte, den griechische Schriftsteller Zoroastres nennen, dessen Namen aber in der Zendsprache Zeretoschtro, im Pehlwi Zeratescht, im Parsi Zerdust lautet. Es hieße alle Geschichte aufheben, wenn man die historische Persönlichkeit eines vielgenannten Namens darum bezweifeln wollte, weil die Schriftsteller über sein Alter und Vaterland nicht einig sind, oder die Geschichte der Literatur mehrere Männer desselben Namens aufweist. Die Griechen, welche Plinius[1]) anführt, rücken Zoroaster darum so weit, 5000 bis 6500 Jahre über den trojanischen Krieg hinauf, weil sie verleitet durch das medische Nationalwort Magos, ihn für den Erfinder der Zauberkunst hielten, diese aber fast so alt wie die Welt; die neueren Schriftsteller aber, die ihm gleichfalls ein sehr hohes Alter und Baktrien als Vaterland anweisen, thun dies wohl zunächst darum, weil bei Justinus[2]) ein Zoroaster als König der Baktrianer und Zeitgenosse Ninus des Assyriers vorkommt, und von diesem Schriftsteller gleichfalls der Erfinder der Zauberkunst, der Kosmogonie und Astrologie genannt wird. Dagegen erklären ihn die Bücher, die sich von ihm herschreiben, seine Lehren und Thaten enthalten wollen, für einen Magier, der von seinen Zunftgenossen verfolgt, zu den Chaldäern sich geflüchtet und ihre Weisheit erlernt habe, endlich nachdem er himmlische Offenbarungen empfangen, vor dem König Gustasp aufgetreten sey, gelehrt habe u. s. w. Nun sind nach Herodot[3])

---

1) H. N. XXX, 2.

2) Hist. Philipp. I, 1.

3) I, 101. Als prophetischer Orden bestanden die Magier schon zu An-

die Mager (μαγοι), ein medischer Volksstamm (γενος), der neunte neben acht andern, bei welchem in Medien die Priester- und Prophetenwürde etwa so erblich war, wie bei den Hebräern das Priesterthum im Stamme Levi, in Aegypten ebenfalls in einer bestimmten Kaste, so daß der Stammes- und Amtsnamen zusammenfiel; der König Gustasp aber ist nach Herrn v. Hammer, dem competenten Richter, kein anderer als Darius Hystaspis; womit sowohl das Vaterland als das Zeitalter unsres Zoroasters gefunden wäre, wenn wir nicht den unsichern Sagen der Griechen mehr als den einheimischen glauben wollen [1]).

Zoroasters Religionssystem ist enthalten in einer Sammlung von Schriften, welche den Titel führt Zend-Avesta, d. h. das lebendige Wort; die einzelnen Theile der Sammlung enthalten theils Lobgesänge und Gebete, theils Gesetze, Glaubens- und Sittenlehren; mit Ausnahme einer Schrift, die sich als ein Auszug aus den übrigen betrachten läßt, und im Pehlvi oder der parthischen Sprache geschrieben ist, sind die andern alle in der Sprache des alten Mediens geschrieben, die von diesem Werke auch die Zendsprache heißt; bekannt wurde sie in Europa zuerst durch die französische Uebersetzung von Anquetil du Perron, hierauf durch die deutsche von Kleuker. — Die kritische Frage, ob diese Sammlung von Schriften, die sich als Zoroasters Lehre ankündigt, in der vorliegenden Gestalt von Zoroaster selbst herrühre, und welche Kleuker bejahte, scheint aus bedeutenden Gründen verneint werden zu müssen, da in den eigentlichen Zendstücken Zoroasters Person betreffende Dinge vorkommen, die dieser unmöglich hätte schreiben können, wie z. B. Gebete an ihn selbst gerichtet, der Anhang aber im Pehlvi — Bundehesch betitelt — in die Zeit der Arsaciden zu versetzen ist, wo das Pehlvi herr-

---

fang der Regierung des Astyages — Herod. 1, 107; müssen also schon früher constituirt worden seyn.

1) Neben dem Religionsstifter können wohl noch andere Zoroaster als Könige — Justin. l. c. —, als Landwirthschaftslehrer — Plin. 18, 55.; als Aerzte — Plin. 30, 2 (Zoroastres Proconnesius), und 37, 49. 55. 57. 58. — gelebt haben, welche die Sage zusammenwarf.

schende Sprache war. Aber ebenso wenig kann man mit D. Brenner den Zend-Avesta für ein von einem Gnostiker aus zoroastrischen Ideen, Juden- und Christenthum, besonders der Apokalypse (!) zusammengestoppeltes Werk halten, außer andern Gründen schon darum nicht, weil die Zendsprache um diese Zeit bereits ausgestorben war. Die wahrscheinlichste Vermuthung ist wohl die, daß die gegenwärtige Sammlung aus den ursprünglichen zoroastrischen Schriften ausgezogen oder zusammengesetzt wurde, als jene bei der Eroberung Persiens durch Alexander und in den darauf gefolgten Zeiten der Verwirrung zerstreuet oder zertrümmert wurden, bei welcher Restauration manches unächte Produkt eingeschoben werden konnte; auf diese Zeit weiset auch die Tradition der Perser hin.

Aus dem Ganzen der Zoroastrischen Spekülation leuchtet das Bestreben hervor, die Naturreligion seiner Nation zu vergeistigen und sie mit sittlichen Elementen zu durchdringen, die jeder Naturreligion nothwendig abgehen; darum nimmt sie, was ihr Charakteristisches ist, ihren Standpunkt in der Ethik, nicht wie die andern orientalischen Systeme in der Naturphilosophie, erfaßt die Ethik zunächst empirisch als Kampf des Bösen gegen das Gute, sucht aber sofort diesen empirischen Dualismus auf spekulative Weise aus einem Dualismus der Urwesen zu erklären, und vermittelt die Einheit am Anfange des Systems durch Ein Grundwesen, am Schlusse desselben aber durch den Sieg des Guten über das Böse in den Urwesen wie in allen daraus entsprungenen Wesen. Hieraus ist mit Zuziehung der Emanationsidee, welche allen orientalischen Systemen gemein ist, das zoroastrische System hervorgegangen.

Das Grundwesen, der Urgrund aller Dinge ist Zeruane Akherene, ebendarum ewig, unsichtbar, unbekannt; aus ihm sind vor dem Anfang der Zeit die zwei Urwesen ausgeflossen, Ormusd der Urgute und das Prinzip alles Guten, und Arihman der Urböse und das Prinzip alles Bösen. Beide sind schöpferisch, und als geistige Wesen schaffen beide zunächst Geister; Ormusd zuerst die sieben Amschaspands die Hüter seines Throns, dann die achtundzwanzig Izeds, an ihrer Spitze

Mithra, welche unter seiner Aufsicht die Herrschaft der Zeit und Welt führen, endlich unzählige Fervers, die Ausflüsse und Personificationen der Gedanken Ormusds, die Beschützer aller einzelnen Wesen, denn jedes Wesen hat seinen Ferver. Ormusd entgegen schuf auch Arihman ein zahlreiches Heer von Geistern, die Dews und Darudis. Dies ist die Geisterwelt des zaroastrischen Systems. Die materielle ist ein Geschöpf Ormusds, da es beschlossen war, daß er die ersten drei tausend Jahre allein herrschen sollte, in welcher Zeit er den Himmel mit seinen Lichtkörpern, und die Elemente hervorbrachte, deren einige wie Feuer und Winde männlicher, andere wie Erde und Wasser weiblicher Natur sind. Die Samen alles Lebendigen, des Menschen, der Thiere und Pflanzen hatte er bereits in dem Urstier Abudad dem Sinnbilde der Stärke niedergelegt, da brach die zweite Periode von 3000 Jahren an, in welcher Ahriman Gewalt bekam neben Ormusd; er brach also ein in das Lichtreich, und tödtete den Urstier, zwar retteten die Izeds die Samen des Lebendigen und ließen sie sprossen, aber Ahriman durchflog in verschiedenen Thiergestalten die Schöpfung und überzog alles mit Finsterniß, steckte alles an mit seinem Gifte; seitdem ist in allen Dingen dem Guten das Böse beigemischt, und dauert in ihnen der Kampf beider Prinzipe fort, durch diese Mischung und diesen Kampf ist auch alles der Vergänglichkeit und dem Tode unterworfen. Doch stehen dem Menschen, der treu dem Ormusd dienen will, seine Geister im Kampfe zur Seite, nehmen im Tode seine Seele auf und führen sie über die Brücke Tschinevad in die Wohnungen der Seligen, wo Ormusd der gerechte Richter jedem nach Verdienst Seligkeit zuerkennt, wogegen die Seelen der Diener Ahrimans von den Dews ergriffen und in die Hölle geführt werden. Nachdem jener Kampf die ihm vorherbestimmte Zeit gedauert, neigt er sich immer mehr zum Siege des Guten, es geschieht eine Umwandlung der ganzen Schöpfung, die Todten stehen auf, das Feuer ergreift alle Elemente, es brennt alle Verdammte, zuletzt Ahriman selbst durch Buße rein, und Ormusd und Ahriman vereint bringen dem höchsten Gott ein Opfer, womit das ewige Leben beginnt.

Diesen zoroastrischen Dogmen stehen folgende praktische Vorschriften zur Seite. Vor allem die immer und überall wiederholte Ermahnung zur innern Reinigkeit in Gedanken, Worten und Thaten, und hiezu das doppelte Motiv, weil man durch dieses Ormusd ähnlich werde und seine Izeds nachahme, durch das Gegentheil aber der Gewalt Ahrimans verfalle. Diesen Ermahnungen entsprechen die Vorschriften für äußere Reinigkeit überhaupt in der ganzen Lebensweise, besonders aber bei dem Opferdienste und vorzüglich in der Reinerhaltung des heiligen Feuers, welches als Sinnbild der Kraft Gottes und als das würdigste Opfer galt; neben dem Feuer ist besonders auch das Wasser heilig, wie jenes als das männliche so wurde dieses als das weibliche Element alles Wachsens und Gedeihens betrachtet, es zu vereinigen war sündhaft, dagegen nimmt es alle Verunreinigungen, vorsätzliche und unvorsätzliche hinweg. — Die eigentlichen Cultus-Handlungen bestehen nach den Vorschriften des Zend-Avesta in Opfergaben, bestehend in Früchten der Erde, der Bäume, der Thiere und dergleichen mehr, aber Schlachtopfer kennt er nicht; der Zweck der Opfergaben ist Bezeigung des Dankes gegen Ormusd den Geber alles Guten, und Dankbarkeit war neben der Mäßigkeit und Reinigkeit in den Augen der Perser eine so hohe Tugend, daß Verletzungen derselben in gewissen Fällen mit dem Tode gestraft wurden [1]. Das Wesen des Gottesdienstes besteht aber im Lesen des Gesetzes und im Gebete; durch jenes bezeigt man nicht nur seine Hochachtung und Verehrung gegen Ormusd, dessen lebendiges Wort das Gesetz ist, es ist auch ein Wort von unendlicher Kraft, ein Wort des höchsten Segens, und alles Gedeihens, so wie Ormusd alles durch sein Wort geschaffen und Arihman besiegt hat, so erhält auch der Diener Ormusds durch dasselbe Kraft zu allem Guten und zum Kampfe gegen das Böse. Durch das Gebet aber wird Ormusd und seine Geister und Zoroaster mit allen Reinen der Welt angerufen, und die Geister Ahrimans vertrieben; zu diesem Zweck ist der Zendavesta so reich an längern und kürzern Gebeten nicht

1) Xenoph. Cyrop. 1, 2. 7.

nur für alle Zeiten, sondern auch für jeden Monatstag, und für jede Klasse von Gebeten sind die Förmlichkeiten vorgezeichnet, mit welchen sie verrichtet werden müssen.

Würdigen wir dieses Religionssystem nach seinen Vorzügen und Mängeln, so ist nicht zu verkennen, daß es sich durch zwei Vorzüge weit über alle heidnische Religionen erhebt, durch seine Geistigkeit und seinen durch und durch sittlichen Charakter. Durch die erstere wird die anderwärts sich so widerlich aufdringende Natur- und Menschenvergötterung aufgehoben, und der Geist in seine Rechte eingesetzt; er ist das Höchste und Erste, das ursprünglich Produktive, ohne Anthropomorphie und Einmischung des Geschlechtlichen in göttliche Verhältnisse; wir begegnen hier zuerst dem Begriffe des Schöpfers, einer geistigen Gottesverehrung, überhaupt einer geistigen Anschauung des Universums, wodurch die materielle Seite desselben veredelt wird. Noch höher ist die durchgängige Sittlichkeit des Systems anzuschlagen, für welche die Spekulation eigentlich erfunden zu seyn scheint; der Kampf des Guten und Bösen, die Wurzel von beidem die Freiheit, der endliche Sieg des erstern, der Zweck ewige Seligkeit als Vergeltung. — Dagegen hat das zoroastrische System mit dem Indischen die Unvollkommenheit der Gottesidee gemein; wie Parabrahma und Nirwana ist auch Zeruane Akharene die ihrer unbewußte, in sich selbst ruhende Ewigkeit, der prädikatlose unbekannte Gott der Gnostiker, der sich um die Welt nichts bekümmert, die er auch nicht geschaffen hat, sondern dies alles zwei andern Wesen überläßt, die aus ihm, man weiß nicht wie ausgeflossen sind. Diese Wesen sind höchst vollkommen und von einander unabhängig, und doch ist das eine derselben vom Anfange der Sitz alles Bösen, und der Gegensatz der Urprinzipien ein absoluter; auch die Erschaffung der eigentlichen Geschöpfe schillert in die Emanation hinüber; hiedurch wie durch den absoluten Dualismus der Prinzipien wird das System wieder polytheistisch, welches sich durch seine erste Idee als Monotheismus ankündigt. So ansprechend auch die Vergeistigung der materiellen Welt erscheint, so hat sie doch zwei abstoßende Consequenzen; einmal führt die Vorstellung, daß alle Dinge in der Macht und dem Besitze

guter und böser Geister sind, nothwendig zur Magie, einer schwarzen und weisen, und andererseits verleitet die aus derselben Vergeistigung entstehende Symbolik wieder zur Naturvergötterung wie dieß nicht blos im Volksglauben sondern selbst in liturgischen Formularen zu bemerken ist; selbst eine Art von Thierdienst ist durch diese Symbolik eingeführt, der Stier und der Hund sind Vertreiber der bösen Geister, wie die Schlange und die Fliege Bilder der letztern. Eben diese Symbolik hat Mythen zur Seite, auf welche sie sich stützt; fabelhaft ist auch die Erzählung, wie Zoroaster zur Kenntniß seines Gesetzes gekommen, nämlich durch Erhebung zu Ormusd in den Himmel und Unterredungen mit ihm, dann durch sein Niedersteigen in die Hölle. Endlich wird im liturgischen Theile häufig blosen Ceremonien ein viel zu großes Gewicht beigelegt, und selbst die Wirkung des Gebets davon abhängig gemacht.

Es liegt in der Natur eines auf geistiger Contemplation und Spekulation ruhenden Systems, daß es von der Volksmasse nie rein und vollständig aufgenommen werden kann, sondern das Eigenthum eines gebildeten Standes oder Ordens bleiben muß; das Volk macht sich davon so viel und auf die Weise zurecht, als sich mit seiner Fassungskraft und seinen ererbten Meinungen verträgt. Dadurch erklärt es sich hinlänglich, warum wir, das Faktum der zoroastrischen Religionsstiftung in der angegebenen Zeit vorausgesetzt, dennoch bei Herodot und andern griechischen Schriftstellern nicht die Religion des Zend-Avesta, sondern eine persische Volksreligion antreffen, in welcher zwar Lehren und Grundsätze der Zendbücher durchschimmern, diese aber in das Gewand einer Naturreligion gekleidet sind. Wenn Herodot [1]) sagt: die Perser haben weder Götzenbilder, noch Tempel, noch Altäre, erklären vielmehr diese Dinge für Thorheit, so ist dies ganz im Geiste des Zendavesta; wenn er aber weiter sagt: sie opfern dem Himmel (τον κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ), der Sonne und dem Monde, der Erde, dem Wasser und den Winden, so finden wir hier die Izeds vergöttert, welche Ormusd,

1) 1, 131.

der hier wohl der Himmel und Herodots Zeus seyn kann, der Sonne und dem Monde und den Elementen als Schutzgeister beigegeben hat. Wenn er beisetzt, die Perser hätten von den Assyriern die Aphrodite-Alitta angenommen, und nännten sie Mitra, so sagt er hier offenbar eine Unrichtigkeit. Daß die Perser Schlachtopfer darbringen [1]) (nach Xenophon [2]) dem Zeus-Himmel Stiere, dem Helios-Mitra Pferde), ist nicht im Zend-Avesta, sondern nach dem Volksgebrauch; wenn aber Herodot [3]) ausdrücklich bemerkt, daß es keinem Perser erlaubt sey zu opfern ohne Beiseyn eines Magiers, der das Weihegebet spreche, ἐπαείδει θεογονίην, οἵην δὴ ἐκεῖνοι λέγουσι εἶναι τὴν ἐπαοιδήν, so sehen wir hierin die deutlichste Hinweisung auf Inhalt und Form der liturgischen Bücher des Zendavesta, im Worte θεογονιην sogar speciell auf das Buch Vispered. Wenn Beispiele vorkommen [4]), daß vornehme Personen, Xerxes und seine grausame Gemahlin Amastris, die Kinder ihrer Feinde dem unterirdischen Gotte durch lebendiges Begraben opferten, so beweißt dieß noch keine allgemeine Sitte, und läßt sich mit den Vorstellungen von Arihman wohl vereinigen. Endlich wird wohl schwerlich Jemand in den Tugenden, welche Xenophon und Herodot [5]) an den Persern rühmen, Gehorsam, Mäßigkeit, Dankbarkeit, vorzüglich aber die äußerste Sorgfalt für Reinlichkeit, Schicklichkeit und Schamhaftigkeit, die Conformität mit den Vorschriften des Zendavesta verkennen.

§. 31.

Die Religion der Indier.

Indien stellt wie China ein Land dar, in welchem die ursprüngliche Naturreligion durch Spekulation zu einem Systeme erhoben worden, sich aber nicht wie dort auf der Höhe dieser Erkenntniß halten konnte, sondern wieder in den buntscheckichsten

1) L. c. 132.
2) Cyrop. 8, 3. 11.
3) l. cit.
4) Herod. 7, 114.
5) Xen. Cyrop. 1, 2. Herod. 1, 133 ff.

Polytheismus herabgesunken ist. Als spekulative Systeme finden wir hier den Brahmanismus und Buddhaismus, der ursprünglich in Indien zu Haus ist; da er aber hier durch den ersten großentheils verdrängt worden, und wir von ihm schon gesprochen haben, so beschränken wir uns auf die Darstellung des Brahmanismus. — Unter den heiligen Schriften des Brahmanismus nehmen den ersten Platz ein die vier Bücher der Vedas, zusammen der Vedam, weil sie die ältesten sind, und alle übrigen sich auf sie beziehen; sie enthalten Gebete und Gesänge verschiedener Art, zugleich auch theologische Spekulationen und praktische Vorschriften. Ihren Ursprung leiten sie her von dem Gott Brahma, der die einzelnen Abschnitte zu verschiedenen Zeiten gewissen Rischis oder Heiligen in den Mund gelegt, die aber später ein anderer, Vyasa oder der Sammler, in die vorliegende Sammlung gebracht habe. Ein Auszug aus den Vedas sind die Oupnek'haten, fünfzig an der Zahl, welche die Upanischaden oder die dogmatischen Abschnitte der Vedas enthalten. Eine andere Sammlung angeblich von Brahma herrührender Anordnungen und Sprüche ist Manus Gesetz, welches jünger ist als die Vedas, auf welche es sich beruft; und dieß sind die heiligen Schriften ersten Ranges unter den Hindus, sie sind sämtlich in der heiligen Sprache Sanskrit geschrieben, nur die Oupnek'haten kennen wir aus einer persischen Uebersetzung, welche Anquetil du Perron wörtlich in das Lateinische übertragen hat. Als heilige Bücher zweiten Ranges gelten die Puranas und Schasters; jene können als Commentare zu den Vedas betrachtet werden, denn sie enthalten theogonische und kosmogonische Philosopheme, außerdem aber Bestimmungen über die Zeitrechnung, Genealogieen und die Folge der Dynastien. Die Schasters aber sind wirkliche Commentare zu den Puranas. Weder das Alter noch die Verfasser dieser Schriften läßt sich mit Sicherheit bestimmen, wiewohl es außer Zweifel ist, daß Indien zu den am frühesten kultivirten Völkern der Welt gehört.

Daß die ursprüngliche Religion Indiens einfache Naturreligion war, welche selbst sich nur nach und nach empor gearbeitet, erkennt man noch jetzt aus den verschiedenen Entwickelungs-

stufen angehörenden Ueberresten, welche inmitten theologischer Philosopheme ihren Platz behauptet haben, den sie hier nimmermehr hätten finden können, wenn sie nicht vor jenen Philosophemen da gewesen wären. Ueberreste des Thierdienstes, einer der niedersten Stufen der Naturreligion, finden sich in der Heiligkeit der Kuh und des Ochsen, ursprünglich wohl gegründet in ihrer Unentbehrlichkeit für den Landbau, später angeknüpft an die mythischen Gottheiten. Sonne und Mond, und ein Führer des himmlischen Heers (eigentlich des Planetensystems) werden noch jetzt unter eigenen Namen verehrt, zur Sonne insbesondere beten die Brahminen täglich. Auch die Elemente haben eigene Götternamen und Culte: Indra ist der Gott des Luftkreises, des Donners und Regens, Pavana der Beherrscher der Winde, Agni der Gott des Feuers, Varuna des Wassers, heilig ist auch der große Ganges als Sinnbild Wischnus des Wiederherstellers, daher der Glaube an die Kraft der Bäder in diesem Flusse. Bekannt ist die Verehrung des Lingam als Sinnbildes der zeugenden Naturkraft überhaupt, und die propudiösen Gebräuche, welche sich aus diesem Naturkult entwickelt haben. Diese Naturvergötterung, in der wir die stufenweise Entwickelung der sinnlichen Naturreligion wahrnehmen, bestand vor aller Naturphilosophie, nachdem aber diese die großen Götter aufgestellt hatte, welche Indien eigenthümlich sind, erhielten jene älteren Naturgötter eine untergeordnete Stellung, wurden aber doch in Verbindung mit den großen Göttern gebracht, wodurch sich Mythen darüber bildeten, ohne daß ihre Bedeutung wesentlich verändert wurde.

Die religiöse Naturphilosophie Indiens hat mehrere Elemente mit den andern orientalischen Systemen gemein, andere sind ihr eigenthümlich; gemein ist ihr die Idee eines ewigen, in sich verschlossenen, daher schlechthin unbekannten Urgrundes, gemein auch in Beziehung auf das ursprüngliche Werden aus diesem Urgrunde die Idee der Emanation, eigenthümlich aber gestaltet sich die Idee des Gewordenen selbst. Wenn im chinesischen Systeme der Kreislauf des Werdens und Vergehens einfach ist, und im persischen das Gewordene blos in einen sittlichen Dualis-

mus auseinander geht, um nach Beendigung des Kampfes sich auf immer zu vereinigen, so ist im indischen Systeme die herrschende Idee ein ewiger Wechsel, des Werdens und der Auflösung, des Steigens und Fallens, des Verfalles und der Wiederherstellung; und diese Idee scheint dem Lande so eigen und einheimisch, daß der Buddhaismus, der eine geistige Reform der Landesreligion unternommen, die naturalistische und polytheistische Trimurti des Brahmaismus mit allen seinen Untergöttern verworfen hatte, doch jenen Wechsel des Steigens und Sinkens beibehalten, und nur an die Stelle der Incarnationen Wischnus die Wanderungen Buddhas, an die Stelle der vier großen Yugs das große Kalpa mit ebenso vielen Perioden gesetzt hat. — Die Grundzüge der indischen Gottheitslehre sind folgende. Das höchste Wesen, die eigentliche Gottheit ist Parabrahma, aber in ihrer Absolutheit verborgen, unendlich, unerkennbar, und darum wie ohne Erscheinung und Geschichte, so auch ohne Bild und äußere Verehrung. Aber als der ewige Urgrund trug sie doch die Keime und die Sehnsucht des Werdens in sich. Hieraus entstand Brahma, die erste Offenbarung der verborgenen Gottheit, durch welche die Sehnsucht des Werdens in das Werden und zeitliche Seyn überging, darum ist Brahma Weltschöpfer, der alle Dinge hervorgebracht hat und beherrscht; sein vorzüglichstes Geschöpf ist das Volk von Indien in seinen Kasten, indem aus seinem Haupte die Priester oder Brahminen, aus seinen Schultern die Schetris oder der Stand der Krieger, aus seinem Bauche die Banianen oder der Stand der Kaufleute, aus seinen Füßen endlich die Sehetris oder der gesammte Nährstand hervorgegangen sind. Da Brahma der Schöpfer in allen Geschöpfen angeschauet wird, so gibt es von ihm keine besondere Abbildung, und keine äußere Verehrung, nur die Brahminen als aus seinem Geist entsprossen, verehren ihn geistig, indem sie alle Morgen zu ihm beten; dieß ist ihre ausschließliche Religion. — Neben Brahma dem Schöpfer offenbart sich die Gottheit auch als erhaltend und ebendarum auch als das Aufgelößte wiederherstellend; diese Offenbarung ist Wischnu der Gütige, er wird angeschauet im Wasser als dem Prinzip, aus welchem die Dinge

entweder ursprünglich entstehen, oder unmittelbar, oder mittelbar ihre Nahrung ziehen, darum ist die Farbe seiner Bilder die blaue; auch führt er noch andere Sinnbilder, die den Begriff des Zeugens und Erhaltens ausdrücken, ebenso hat er einen auf diese Ideen sich beziehenden Cult. — Die dritte Emanation und Offenbarung Parabrahmas ist Schiwa oder Siwa, in naturphilosophischer Beziehung das Prinzip der Auflösung und Zerstörung, in ethischer das Prinzip der strafenden und rächenden Gerechtigkeit darstellend, darum ist sein Sinnbild das Feuer, und seine Farbe die rothe, er wird durchweg als streng, mitleidlos und unerbittlich, als Herr des Todes, als unüberwindlicher Sieger dargestellt, und wird abgebildet als umgeben mit allen Schrecken und Schreckgestalten. — Dieß ist die indische Trimurti oder Dreifaltigkeit, in welcher manche die Keime christlicher Ideen oder diese selbst haben finden wollen, mit welchem Rechte? ist schon aus dem Bisherigen abzunehmen, und wird aus dem Folgenden noch klarer hervorgehen. Uebrigens muß man sich diese Trimurti als die Conception einer aus einem Stücke gegossenen Spekulation, und darf sie nicht als eine Zusammensetzung aus den einzelnen Stücken oder Ideen denken, deren jedes etwa einem besondern Stamme der Eingebornen eigen gewesen wäre; denn alle drei Ideen zusammen bilden einen geschlossenen Kreis, in welchem eine die andere zu ihrer Ergänzung hat, das Ganze aber eben die eine Idee des ewigen Wechsels der Dinge darstellt; daß außer den Brahminen, welche für sich selbst eine eigene Sekte bilden, die übrigen Hindus sich in die Sekten der Wischnu- und Schiwa-Verehrer spalten, liegt in der Trichotomie des Systems, und ist kein Beweis, daß dieses erst aus der Combinatiou der Sekten entstanden sey, was sich aus ähnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte zeigen ließe.

Ueber die Emanation der drei göttlichen Personen, so wie über die Weltschöpfung finden sich theils in den Vedas, theils in den Commentarien zu denselben Erklärungen, wodurch das an sich spekulative System in Mythologie und Polytheismus übergeht. Die gemeinste Vorstellung von der Emanation ist die von einer Zeugung vermittelst geschlechtlicher Triebe und Verhältnisse; in

diesem Sinne wird Parabrahma mit einer Gattin, Paraschatti der Urmutter ausgestattet, dem Brahma Saraswadi die weise, dem Wischnu Rakschmi die fruchtbare, dem Schiwa Parawadi die züchtigende beigegeben, so daß die Prädikate der Götter in weiblicher wie in männlicher Form repräsentirt sind. Geistiger ist die Auffassung im Vedang-Schaster: von Ewigkeit wohnte Majah die Liebe bei Gott, diese brachte Jorna die Macht hervor, aus der Umarmung dieser und Pirkirti der Güte entstand die Materie, die von den drei geistigen Kräften eine dreifache Kraft erhielt, die bildende, trennende und gleichgewichtliche; aus ihrer Wechselwirkung entsprangen die Elemente, zuerst der Aether Akasch, welcher nach der Ordnung die Luft, das Feuer, das Wasser und die Erde erzeugte; so trat das Weltall aus der Finsterniß an das Licht. Mythisch ist die Erzählung von dem Weltei, worin Parabrahma die Elemente verschlossen hatte, welches in zwei Hälften zersprungen, und jede Hälfte wieder in sieben Theile zerfallen sei, woraus die sieben obern und die sieben untern Welten geworden. Zu einer weit größern Zahl von Mythen war der Grund gelegt durch die im Systeme liegenden Wiedererscheinungen (Incarnationen) Wischnus; auch Schiwa erscheint in mehreren Gestalten; jede dieser Incarnationen erhielt ihren Mythus, oft mehrere, jede wurde personificirt, und so wird es begreiflich, wie Gelehrte die Zahl der indischen Götter auf mehr als 30,000 berechnen konnten. Und wie die Zahl der Götter, so vermehrte sich auch die Zahl der Opfer und anderer ceremonieller Handlungen, durch welche die Götter verehrt werden sollten; denn in diesen Handlungen wurden die mythischen Begriffe niedergelegt, und nur durch diese Vehikel konnten sie unter dem Volke sich erhalten.

Wie sehr aber auch die indische Religion auf die vorbemerkte Weise in den gränzenlosesten Polytheismus und Ceremoniendienst ausartete, so lag in der spekulativen Grundidee doch der Keim zu sittlichen Elementen, aus welchen sich ein ethisches System und eine geistig sittliche Erfassung des Lebens entwickeln ließ. Zwar mag jene Grundidee eines ewigen Wechsels ursprünglich blos auf die Natur bezogen oder aus ihr abgezogen worden seyn, was hinderte

aber, bei mehr entwickeltem sittlichen Gefühle, sie auch auf die sittliche Ordnung der Dinge zu beziehen? Der Vorstellung von einem allgemeinen Verfalle lag die Vorstellung von dem sittlichen Verfalle um so näher, als ein solcher sich äußerlich im Volksleben und innerlich in jedes Einzelnen Bewußtseyn zu erkennen gab; hieraus entwickelte sich denn die Idee eines allgemeinen Abfalls der Geister, welche die ganze ethische Seite des indischen Religionssystems beherrscht, und mit solcher Strenge und in solchem Umfange gehandhabet wird, daß selbst Brahma, der Schöpfer und Herr der Geister, in den Fall verwickelt wird, durch Stolz sündigt, und darum sterben muß, um aus Wischnu wieder geboren zu werden. Für die übrigen Geister ist folgende Ordnung der Wiederkehr zu Gott festgesetzt. Eine göttliche Erlösung und einen göttlichen Erlöser gibt es nicht; zwar enthalten die Vedas viele Vorschriften für das sittliche Verhalten des Menschen, die Furcht vor Schiwa dem Rächer treibt zur Beobachtung derselben und schreckt zurück von dem Bösen, aber bei allem Bestreben ist der Mensch auf seine eigenen Kräfte angewiesen, sich aus dem Abfalle wieder zu Gott zu erschwingen ist ganz seine Sache. Darum ist die zweite ethische Hauptidee im indischen Religionssysteme die Selbstreinigung, welche erreicht wird theils durch die ausdrücklich hiefür im Gesetze vorgeschriebenen, theils freiwillig übernommenen Werke und Handlungen; daher rühren in Indien die außerordentlichen, einerseits erstaunenswerthen, andererseits lächerlichen Selbstpeinigungen und Uebungen, Lebensweisen und Entsagungen, wodurch die nach Reinigung und Heiligkeit ernstlicher Strebenden sich der Herrschaft des Leibes und der Materie zu entziehen glauben. In wie weit dies jedem gelungen, darüber entscheidet nach dem Tode der Richter Jama, in dessen Wohnung alle Seelen gehen, um das Urtheil zu empfangen, welches eine jede nach ihrem Verdienst entweder in die Wohnung der guten Geister, oder in die Hölle sendet, um nach einer bestimmten Zeit neue Wanderungen anzutreten. Diese Seelenwanderung ist die dritte ethische Hauptidee. Sie gründet sich systematisch einerseits auf die verschiedenen Gattungen von Sünden nach der indischen Moral, andererseits auf die Eintheilung der sieben untern

und sieben obern Welten, in jenen geht die Wanderung durch Steine, Pflanzen und Thiere für die, welche Strafen und Züchtigungen verdient haben, in diesen für jene, welche nur der Läuterung und Vollendung bedürfen. — Dieser Wechsel der Dinge vom Abfall bis zur Wiederherstellung umfaßt vier Perioden oder Yugs, deren Dauer zusammen 4,320,000 Jahre beträgt; dann folgt wieder eine neue Welt, und so weiter und weiter.

Daß das indische System mit den andern orientalischen Systemen die Idee eines verborgenen Grundwesens und der Emanation gemein habe, ist bereits bemerkt worden, ausgesprochener tritt aber in ihm der Pantheismus hervor, sowohl im Prinzip als in einzelnen Beziehungen. Brahma ist das Schauen, das Organ des Schauens und der geschauete Gegenstand; er ist in allem und alles in ihm; er ist der Mann, das Weib, der Ochs u. s. w.; er ist die fleischliche Lust, in ihm ist Gutes und Böses Eins; in diesem Pantheismus geht denn auch die geistige Natur Gottes, die in den Grundzügen des Systems zum Vorschein kommt, wieder unter, wie die Einheit des göttlichen Wesens, welche scheinbar in Parabrahma hervortritt, zuerst in eine Dreiheit und von dieser in eine Unzahl von Göttern übergeht. Durch eben diese Unzahl von Göttern, denen eine gleiche Unzahl von Symbolen entspricht, werden die richtigen und bestimmten Begriffe des Göttlichen, die in den Grundideen liegen, nicht nur nicht weiter entwickelt, sondern verdunkelt und unterdrückt, so daß das Ganze der indischen Gotteslehre ein Chaos verworrener und einander widersprechender Vorstellungen und Mährchen darstellt. — Nicht besser steht es mit der ethischen Seite des Systems; ernst und würdig sind zwar die Ideen eines Abfalls der Geister aus Gott, und der Nothwendigkeit einer Wiederkehr zu ihm, nicht ohne ein bedeutendes sittliches Moment ist der Gedanke der Befreiung von der Herrschaft der Materie, der Selbstreinigung als Aufgabe dieses Lebens, und der für diesen Zweck zu machenden Anstrengungen; aber wie werden diese großen Gedanken im System und im Leben durchgeführt? In den Abfall der Geister wird Brahma ihr Schöpfer und Herr selbst verwickelt, daher begreiflich, daß er ihnen zu ihrer Erhebung keine Hilfe leisten kann, und der Mensch sich selbst überlassen ist;

in dem Bestreben sich zu reinigen und von der Herrschaft des Fleisches zu befreien, welche Wege werden eingeschlagen, welche Mittel sind in den heiligen Büchern empfohlen? Auf der einen Seite die unnatürlichsten körperlichen Anstrengungen, Entbehrungen, Verrenkungen, wie bei den sogenannten Büßern, oder der zweideutige Wandel der nackten Heiligen, wovon die erstern das Fleisch zu tödten suchen, die andern es getödtet zu haben wähnen; auf der andern Seite das freilich viel bequemere Mittel einer gewissenhaften Beobachtung des äußern Ceremoniendienstes, der in der Wischnu-Religion unschuldiger und menschlicher ist, in der Schiwareligion aber die brutalste Wohllust mit blutiger Grausamkeit verknüpft. Auf solchen völlig äußerlichen, das Fleisch entweder vernichtenden oder noch mehr aufregenden Uebungen beruht das Bestreben der Selbstreinigung und Heiligung nach dem indischen Systeme. Bringt man damit in Verbindung manche ärgerliche oder zweideutige Sittenlehren, die tiefe Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts nicht nur in den bestehenden Lebensverhältnissen, sondern in den heiligen Büchern selbst, endlich die auf dieselben Bücher sich stützende ursprüngliche Ungleichheit und darum bleibende Geschiedenheit der Stände und Klassen, die das Aufkommen des Gefühls und der Idee der Humanität verhindert; so begreift man, warum die spekulativen Ideen und die sittlichen Elemente des indischen Religionssystems zur Veredlung des Volkes wenig oder nichts gewirkt haben.

§. 32.

Die Religion der Aegyptier.

Wie das Land und Volk, so ist auch die Religion Aegyptens einzig in ihrer Art, und dem Land und Volke durchaus angemessen. Sie entbehrt aller naturpilosophischen und theosophischen Spekulationen, die das Charakteristische der Religionen des Orients ausmachen, sie entbehrt aber auch der Durchbildung der die Natur personificirenden Mythen bis zur Klarheit geschichtlicher Charaktere und Personen, die das Eigenthümliche der griechischen Religion bildet; sie ist Naturreligion und zwar insofern die vollendete Naturreligion, als in ihr nicht nur die verschiedenen

Stufen und Stadien der letztern vollständiger als anderswo hervortreten, sondern auch der Uebergang einer Stufe in die andere zu erkennen ist, bis sie mit dem Versuche sich zur historischen Religion zu gestalten endet.

Als Naturreligion und zwar auf einer der niedersten Stufen erscheint die ägyptische in ihrem Thierdienste, welcher hier weit ausgebildeter als anderwärts und in das ganze System verflochten ist. Daß er der Zeit nach der erste und älteste Cult der Aegyptier war, liegt in der Bildungsstufe, der diese Form von Religion überhaupt angehört, welche sich auch bei den benachbarten afrikanischen Negerstämmen noch bis jetzt erhalten hat. Dasselbe geht aber auch aus der Art und Weise hervor, wie der Thierdienst im Lande vertheilt war. Ehe den Sümpfen in Unterägypten der Boden abgewonnen war, der nachher das fruchtbare Ackerland bildete, waren die Aegyptier Hirten, denen die Wohlthätigkeit der Natur in ihren Heerden erschien, und die sie daher in den Thieren verehrten, von denen sie lebten oder die sie schützten; auch konnte die Furcht vor den übermächtigen oder gewisse dem ungebildeten Menschen auffallende Eigenschaften an einzelnen Thieren Veranlassung zu ihrer Verehrung werden; hieraus und nicht wie Einige wollen, aus der erst durch die Mythen verbreiteten Vorstellung, daß die Götter in Thiergestalt erschienen seyen, ist der Ursprung des ägyptischen Thierdienstes zu erklären. Die Aegyptier verehrten vor allen die zahmen Thiere, von welchen der friedliche Nomade, zum Theile auch der Ackerbauer lebt, den Widder und das Schaf, den Stier und die Kuh, den Bock und die Ziege, und neben diesen die Hausthiere, welche die Freundschaft des Menschen suchen, ihn bewachen und schützen, den Hund und die Katze. Dann waren ihnen die Thiere heilig, welche die dem Aegyptier schädlichsten Thiere wegräumen, der Schlangentödter Ibis, der die Krokodileier zerstörende Ichneumon, der Geier und die Spitzmaus; in solchen Bezirken, wo der Mensch eines solchen Schutzes entbehrte, blieb dem Schwachen und Furchtsamen kein anderes Mittel die wilden Thiere zu besänftigen, als Dienst und Verehrung; so gelangte auch der Bär und der Wolf, das Krokodil und das Flußpferd, selbst die Schlange zu göttlicher

Ehre, doch wie Herodot ausdrücklich bemerkt, nicht überall, sondern nur an einzelnen Orten. Ueberhaupt erscheint der Cult der einzelnen Thiergattungen, wie der mythischen Götter, denen später die heiligen Thiere als Symbole beigegeben wurden, an einzelne Bezirke (*νομοι*, eigentlich Weidebezirke oder Huten) und deren Hauptorte vertheilt, zum deutlichen Beweise, daß diese Verehrung aus den ältesten Zeiten des Nomadenlebens herrührt, wo noch jeder Bezirk von dem andern unabhängig war, und jeder die Thiergattung hegte, welcher die Beschaffenheit des Bodens, der in Aegypten sehr ungleichartig ist, zusagte.

Von dieser nomadischen Naturreligion erhoben sich die Aegyptier zu derjenigen, welche das Göttliche der Natur in der allgemeinen Fruchtbarkeit der Erde und den Bedingungen dieser Fruchtbarkeit, die über ihr liegen, erkennt; d. h. die Aegyptier gesellten zu ihrem ursprünglichen Thierdienste die Verehrung der Naturkraft, die sich in der Produktivität ihres Landes und Bodens und in dem Einflusse der Gestirne auf diese offenbarte, ihre Religion wurde dadurch zum größten Theil astronomisch und kalendarisch, dieß ist Thatsache. Fragt man, auf welchem Wege die Aegyptier zu dieser Erweiterung ihrer religiösen Begriffe und einer höhern Naturverehrung gelangt seyen, so kann man, die Einführung von außen vorausgesetzt, zunächst nur an Phönizien denken, dessen ausgebildeten Sterndienst wir im Vorhergehenden dargestellt haben, und dessen Handelsverkehr nach allen Richtungen so wie dessen allerwärts verbreitete Niederlassungen bekannt sind, und in der That liefert der Cult des Hephästos und der Kabiren zu Memphis ein unbezweifelbares Beispiel dieser Einführung[1]); dagegen fehlen in dem ägyptischen Sterndienst wesentliche Elemente des phönizischen und syrischen, lassen sich wenigstens nicht genügend nachweisen[2]), und was noch mehr ist, die astro-

---

1) Herod. 3, 37.

2) Movers in der §. 27. angeführten Schrift S. 40 ff. sucht zwar zu beweisen, daß noch andere syrophönizische Culte, z. B. des Moloch, der Mylitta u. m. im alten Aegypten bestanden haben, allein die meisten der dort angeführten Beweise und Beweisarten wird man schwerlich genügend finden.

nomische Religion der Aegyptier hat eine wesentliche Beziehung, welche der phönizischen fehlt, nämlich die Beziehung auf den Feldbau und zwar den ägyptischen Feldbau, so daß entweder diese Religion als ein ursprünglich einheimisches Erzeugniß betrachtet oder wenigstens zugegeben werden muß, daß die Aegyptier fremde Ideen auf ihre nationale Weise umgebildet haben. Und warum sollte dieses Volk, welches in so vielen andern Beziehungen so sinn- und kunstreich, und beides auf eine eigenthümliche nationale Weise erscheint, nicht fähig gewesen seyn, sein religiöses Bewußtseyn unter gegebenen äußern Verhältnissen selbstständig zu entwickeln, seine ursprüngliche Religionsform zu vervollkommenen, und sie seiner höhern Bildungsstufe gemäß zu gestalten? Diese höhere Bildungsstufe war für die Aegyptier eingeleitet, wie sie von dem vorherrschenden Hirtenleben zum Ackerbau übergingen, welcher von da an unter dem mannigfaltigsten Wechsel politischer und religiöser Verhältnisse die Hauptbeschäftigung in diesem Lande geblieben ist. Diese Beschäftigung, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Nilthales, seiner Ueberschwemmung und Sümpfe, nöthigte nicht nur zur Entwickelung des Verstandes überhaupt, um dieses Terrain zu den beabsichtigten Zwecken herzurichten, sie führte auch zur reflektirten Erkenntniß der produktiven Naturkraft, nicht blos in jenen allgemeinen Formen und Erscheinungen wie sie sich aller Orten, sondern in jenen besondern, wie sie sich in dem eigenthümlichen Charakter Aegyptens darstellt. Hienach bildete sich die Natur- und Gestirnvergötterung in diesem Lande; darum finden wir zwar auch hier die auf sinnlicher Auffassung beruhende Unterscheidung einer männlichen und weiblichen Naturkraft, die Vergötterung der Sonne und des Mondes als der die Fruchtbarkeit der Erde bedingenden Potenzen, endlich auch noch andere Sterngötter, aber dieß Alles nicht wie in Syrien und Phönizien, sondern der Eigenthümlichkeit Aegyptens angepaßt. Osiris ist nach seinen Mythen ein anderer als Bel, und Isis ist nicht Astarte, auch die übrigen ägyptischen Sterngötter sind nicht wie die phönizischen planetarischer, sondern zodiakalischer Natur. Nachdem nämlich

die am Firmament sichtbar werdende Kraft der Sonne und des Mondes in ihrer Beziehung zur Befruchtung des ägyptischen Bodens erfaßt worden war, wurde auch den übrigen Gestirnen dieselbe Beziehung gegeben, und der Thierkreis als Umgebung der Sonne gebildet; zu diesem Zweck wurden auch die heiligen Thiere der ersten Periode an den Himmel versetzt; vor allen der Widder, wohl die älteste Thiergottheit, zum Führer des Sonnenjahrs und des heiligen Thierkreises gemacht, und darum nach griechischer Auffassung als der ägyptische Zeus — Zeus Ammon — bezeichnet, dem Stier als Apis die nächste, dem Hund — Sirius — eine für Aegypten hochwichtige Stelle eingeräumt, an dem südlichen Wendepunkt der Bock, und am Schlusse des Thierkreises die Fische angesetzt, zur Vollendung desselben aber die übrigen Thiere eingeschaltet. Dieß ist die auf Agrikultur gegründete astronomische und kalendarische Entwickelung der ägptischen Religion, ihre zweite Hauptperiode.

Aus ihr ging die dritte, im speciellsten Sinn dem Land Aegypten eignende Entwickelung hervor. Da in diesem Lande, die Meeresküste abgerechnet, der befruchtende Regen fehlt, und von der Wüste her der glühende Wind und Sand die Vegetation zu ersticken droht, so hängt die Fruchtbarkeit Aegyptens vorzugsweise von der ergiebigen Ueberschwemmung des Nils ab, wenn im hohen Sommer Platzregen und schmelzender Schnee auf den Gebirgen Aethiopiens ihn anschwellen machen; dadurch wird der Fluß zum größten Wohlthäter des Landes und zu einem Gegenstande göttlicher Verehrung. Weil es aber die Sonne und ihre sommerliche Hitze ist, die das Anschwellen und Austreten des Flusses bewirkt, so fällt in der astronomischen und physischen Anschauung der Sonnen- und Nilgott zusammen, und Osiris erscheint daher in der Religion und den Mythen der Aegyptier in dieser doppelten Gestalt, und wird auch in dieser doppelten Beziehung verehrt; die von ihm unzertrennliche Isis aber, in allgemein astronomischer Beziehung den Mond darstellend, legt in der letzten Beziehung diese Bedeutung ab, und wird zur Repräsentantin des Nilthales, mit welchem sich der austretende Fluß vermählt und es befruchtet. Mit dieser den Verhältnissen Aegyptens speciell

eigenen Ausbildung schließt sich die ägyptische Religion, insoweit sie reine Naturreligion ist.

Sie hat aber noch eine mythische Seite, welche nach der Natur der Mythen als das Erzeugniß einer spätern Zeit und als Folge der Personification der Natur zu betrachten ist. Die mythische Götterlehre der Aegyptier enthält aber zweierlei Elemente, deren Verschiedenheit nach Ursprung und Bedeutung von selbst in die Augen springt; die eine Klasse dieser Elemente oder Götter gibt sich als ächt ägyptisch zu erkennen durch ihre Beziehung zu der einheimischen Entwickelung der Religion, wie sie so eben dargestellt ist; die andere von diesen Beziehungen unabhängige verräth durch den kosmogonischen Charakter der Götter und die spekulative Auffassung ebenso bestimmt einen fremden Ursprung, wenn gleich auch diese fremden Götter in eine Verbindung mit den einheimischen gebracht wurden. — Die einheimischen Götter sind uns dargestellt in den drei Götterordnungen bei Herodot [1]), welche durch ihre Zahl wie durch ihre Aufeinanderfolge auf die Entwickelungsstufen der ägyptischen Religion hinweisen; die erste Ordnung begreift die acht ältesten Götter, von welchen nur einer mit seinem griechischen Namen genannt ist, nämlich Pan, oder der Bockgott Mendes verehrt in dem Nomos gleiches Namens; diese so bestimmte Bezeichnung weist unstreitig auf das ursprüngliche Hirtenleben, und den diesem entsprechenden Thierdienst, und die acht ältesten Götter Aegyptens wären demnach die ursprünglichen Thiergötter. Die zweite Ordnung enthielt zwölf Götter, wovon wieder nur einer mit griechischem Namen Herakles genannt wird: die Vieldeutigkeit dieses Götternamens gestattet keine specielle Beziehung, aber in der Zahl zwölf liegt doch wohl eine Hinweisung auf die Zeichen des den Aegyptiern so heiligen Thierkreises; und so wären die zwölf Götter der zweiten Ordnung die astronomischen oder Sterngötter der Aegyptier, was noch weiter durch das Verhältniß bestätigt wird, in welches die Götter dieser Ordnung zu denen der dritten gebracht sind. Die Götter der dritten Ordnung sind

1) Herod. 2, 144. 145.

nämlich aus den Zwölfen entstanden, wie diese aus den acht ältesten, und unter den Göttern der dritten Ordnung werden als die drei letzten oder jüngsten genannt Osiris, Typhon und Horus, welcher überhaupt der letzte der Götterkönige ist, welche in der alten Zeit über Aegypten geherrscht haben, worauf erst das menschliche Königthum begann. Aus diesen Namen sowohl, als aus ihrem Verhältniß zu den zwölf Göttern wird es ersichtlich, daß die dritte Götterordnung nichts anderes ist, als der Uebergang der astronomischen an den Thierkreis geknüpften Götter in die ägyptischen Landesgottheiten, welche in dem jährlichen Wechsel der Natur mit Beziehung auf die Fruchtbarkeit Aegyptens angeschauet werden. Dem gemäß ist Osiris wie oben bemerkt, Sonnen- und Nilgott zugleich, Typhon sein Bruder die das Land und den Fluß austrocknende Hitze als das feindselige Princip, und Horus die verjüngte Sonne, welche den Nil wieder wachsen macht; der verjüngte Mond aber vom neuen bis zum vollen Licht ist Bubastis, die Schwester des Horus, von Herodot[1]) sehr unpassend mit der griechischen Artemis verglichen, da Bubastis, weit gefehlt die Jungfräulichkeit oder die Liebe derselben auszudrücken, vielmehr die weibliche Begierlichkeit, das weibliche Verlangen nach Kindern und somit die weibliche Frucht-

---

1) II, 60. 137. 156. Solcher unpassender Vergleichungen und Deutungen hat sich Herodot (wie die übrigen Griechen) fast durchweg schuldig gemacht. Osiris ist ebenso wenig Dionysos, als Isis Demeter ist, oder Neith Athene, und der ägyptischen Buto fehlt ebenso viel zu einer griechischen Leto, als dem griechischen Hephästos zu dem ägyptischen Gott, der so genannt wird. Die Griechen, welche seit Psammetich festen Fuß in Aegypten gefaßt hatten, suchten die Religion dieses Landes der ihrigen zu assimiliren, und bildeten die ägyptischen Mythen zum Theil in griechische um, oder setzten jenen die ihrigen bei, die ägyptischen Priester aber, um diese Zeit wie an Ansehen so in der Wissenschaft schon herabgekommen, widersprachen nicht oder stimmten sogar den Griechen bei, um nicht vor diesen Hochgebildeten als Barbaren zu erscheinen, ja sie konnten dadurch ihren eigenen und den Ruhm ihrer Nation erhöhen, als die von jeher im Besitze der religiösen Weisheit gewesen, mit welcher nun auch die Griechen in das Land gekommen seyen.

barkeit darstellt, was, wie es auf natürliche Weise mit dem Neu-
monde zusammenhängt, symbolisch durch den obscönen Cult und
das heilige Thier dieser Göttin, die Katze — Felis femina, un-
verkennbar angedeutet ist. Mit beiden Kindern des Osiris ist in
den Mythen Buto — den Griechen Leto — als Nährmutter
und Erzieherin in Verbindung gebracht, welche sie vor den Nach-
stellungen Typhons auf der schwimmenden Insel Chemmis im
See gleiches Namens verbarg und groß zog; dieser Mythus
wird wohl am einfachsten aus dem Untertauchen der Sonne und
des Mondes im Meere bei Nacht, und der Vorstellung der Alten
erklärt, der zufolge jene Himmelskörper Kraft und Nahrung aus
dem Wasser ziehen sollten. Die bisher erwähnten Gottheiten ge-
hören zu den einheimischen.

Die Aegyptier haben aber auch auswärtige aufgenommen,
und als solche geben sich zu erkennen diejenige, welche entweder
kosmogonische Ideen ausdrücken, die den Aegyptiern von Haus
aus fremd waren oder sonst einen fremden Ursprung und fremde
Gestalt verrathen. Aus Phönizien scheinen eingebracht Kneph
oder Knuphi, eine in der Gestalt der Schlange verehrte Gott-
heit, die den Aegyptiern soviel als den guten Geist bedeutete,
das ideale Princip alles Seyns und Lebens; ihm zur Seite steht
als weibliches oder materielles Princip Athor oder Atar,
offenbar aus der syrischen Athara, Atar-gatis, gebildet, und
in der Stadt Atarbechis im Nomos Prosopites verehrt, bei den
Griechen heißt sie Aphrodite; ihren syrischen Ursprung ver-
räth auch ihr Symbol die Taube, die sie in der Hand hält.
Eine Umbildung und Wiederholung dieser kosmogonischen Gott-
heiten sind Phtha und Neith; jener soll aus dem Ey entstan-
den seyn, welches Kneph aus seinem Munde hervorgebracht habe,
das Ey aber bedeute die Welt, wornach Ptha als Weltbildner
bezeichnet wird; bei den Griechen ist er als Hephästos bezeich-
net. Neith erscheint in den Mythen als Tochter der Athor und
des Kneph, und darum ebenfalls als weibliches Naturprincip,
aber wie Phtha mehr bildend als hervorbringend; auf das Ge-
heimnißvolle der Gesetze und Formen, nach welchen sie bildet,
bezieht sich die Inschrift in ihrem Tempel zu Sais: ich bin

Alles, was war, ist und seyn wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt; den Griechen ist sie Athene, wiewohl der ägyptische Begriff so wenig als das Wort von den Griechen genommen ist. Griechischer Einfluß zeigt sich dagegen in der Ausbildung des Begriffes eines andern ägyptischen Gottes, der in ihren Mythen eine wichtige Rolle spielt, nämlich des Thoth oder Thaaut, des ägyptischen Hermes; er ist der Gott der Wissenschaft, der Erfinder der Sprache und Schrift, der Gesetze, der Künste und der Religion, darum auch der Freund und Rathgeber der Götter Osiris und Isis, besonders der letztern in der Reichsverwesung; in ihm also ist alle menschliche Weisheit personificirt und vergöttert ganz auf hellenistische Weise; und wie man daher sagen kann, in den Mythen von Osiris und Isis, welche zugleich Naturgötter und Landeskönige sind, fange die ägyptische Religion an aus einer Naturreligion in die historische überzugehen, so kann man auch sagen, in den Mythen von Thoth habe sie den letztern Charakter erreicht. Sehen wir auf die gesammte Götterlehre der Aegyptier zurück, so finden wir in ihr einheimischen Ursprung und einheimischen Charakter, die Thiere, die verehrt werden, sind die ägyptischen, der Sterndienst ist ganz den Verhältnissen Aegyptens angepaßt, und zur Vollendung der Landesreligion ist selbst der Boden und der Fluß vergöttert; es ist daher ebenso unstatthaft, den Ursprung der ägyptischen Religion aus Phönizien oder Syrien abzuleiten, als es umgekehrt unstatthaft ist, in der ägyptischen Religion den Ursprung der griechischen zu suchen. Freilich haben Phönizier und Griechen in ihrem Verkehr mit Aegypten einzelne ihrer Mythen und Culte dahin gebracht, aber diese blieben an den Ort gebunden, wo sich die fremden Ansiedler niederließen, und mußten sich gefallen lassen, auf ägyptische Weise umgebildet und mit der einheimischen Religion verschmolzen zu werden. In dieser Gewandtheit religiöse Ideen umzubiegen und umzubilden, zeigt sich vornehmlich der Scharfsinn der Aegyptier, wie schon an der ursprünglichen Grundlage, der Heiligkeit der Thiere sichtbar wird, welche sie in der Entwickelung der siderischen Religion unter die Sterne versetzten, in der spätern oder Mythenzeit aber den mythischen

Göttern als Begleiter, Lieblinge oder auch als bloße Symbole zugesellten.

Diesen Gottheiten entsprach nun auch der ägyptische Cult, der bei manchem Gemeinsamen sich doch in vielen Stücken von dem Cult der übrigen Völker unterschied, wovon der Grund in der Heiligkeit der Thiere liegt. Dem Umstande, daß es beinahe kein Thier in Aegypten gab, welches nicht wenigstens in einem Bezirke göttlich verehrt und einem besondern Gotte heilig war, hatten die Thiere zuvörderst ihre Unverletzlichkeit zu danken, in deren Folge auf der absichtlichen Tödtung derselben, bei einigen wie bei dem Ibis und Geier sogar auf der unfreiwilligen, Todesstrafe stand. Eine weitere Folge war, daß die gestorbenen Thiere mehr noch als die Menschen betrauert, einbalsamirt, und unter Gebeten und Ceremonien begraben wurden, mehrere wie die wilden Thiere an dem Orte, wo man sie fand, andere, die gewissen Göttern besonders heilig waren, wurden in die diesen heilige Stadt gebracht, die Ochsen alle nach Atarbechis, die Kühe in den Nil. Aus derselben Heiligkeit folgte ferner, daß es in Aegypten nur wenige Opferthiere geben konnte; Herodot zählt als solche nur das Schwein, und auch dieses als unrein nur einmal im Jahr dem Mond und Dionysos dargebracht, reine Ochsen und Kälber, nebst der Gans auf, jedenfalls konnte kein Thier in dem Nomos geschlachtet werdan, in dem es heilig war. Daß die Aegyptier Menschen geopfert, läugnet Herodot, neuere Schriftsteller wie Mowers haben es unter gewissen Einschränkungen behauptet. — Zur Verehrung der Hauptgottheiten dienten die Feste und Festversammlungen; der Isis in der Stadt Busiris, der Bubastis in der gleichnamigen Stadt, der Neith zu Sais, der Buto in ihrer Stadt, der Sonne zu Heliopolis, des Ares zu Papremis; zu diesen Versammlungen strömte gewöhnlich eine unermeßliche Menge Menschen zusammen, am Bubastisfeste sollen ohne die Kinder 700,000 gezählt worden seyn. — Wie die Feste einer so sinnlichen Religion gefeiert wurden, kann man sich denken. An dem Feste des Osiris, welches zweimal im Jahre durch ganz Aegypten gefeiert wurde, waren Umzüge der Frauen mit Priapusfiguren die Hauptcere-

monie; am Isisfeste fastete man vor dem Opfer, und wenn es brannte, schlug man sich gegenseitig. Am Feste der Neith brannten nicht nur zu Sais, sondern durch ganz Aegypten Fackeln, denn das Fest war ein nächtliches; am Feste des Ares wurde von den Männern ein blutiges Treffen mit Knitteln geliefert, der Mythus, auf welchen es sich gründen soll, enthält eine Schandthat des Gottes; die Ausgeschämtheit, welche die Frauen auf der Wallfahrt zum Bubastisfeste an den Tag legten, würde alles überbieten, wenn sie nicht durch die Unnatürlichkeit noch übertroffen würde, womit sich dieselben zu Mendes dem vermeintlichen Pan überließen. Uebrigens, so tief unser sittliches Gefühl sich durch solche Versunkenheit verletzt findet, erscheint diese selbst doch als eine nothwendige Wirkung der ägyptischen Religion; wo der Mensch seine Götter in den Thieren erkennt, sinkt er selbst unter die Thiere herab.

Zum Schlusse wollen wir noch sehen, wie die Vorstellungen der Aegyptier von der Fortdauer nach dem Tode, der Seelenwanderung und der Unterwelt[1]) mit ihren bereits erwähnten religiösen Ideen zusammenhängen. Die ägyptischen Priester rühmten sich die ersten gewesen zu seyn, welche die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gelehrt hätten; wenn diese ihre Behauptung im buchstäblichen Sinn auch unrichtig wenigstens unerweißlich ist, so dürften sie doch insoweit Recht haben, daß die Aegyptier jenen Glauben nicht von außen empfingen, sondern selbstständig entwickelten. Den ersten Beweis hiefür liefert die den Aegyptiern auf besondere Weise angelegene Einbalsamirung (Mumifirung) der Leichname, eine Sitte, die wir in dieser Art bei keinem andern Volke finden. Diese Sitte setzt als Entstehungsgrund den Glauben voraus, daß die Seele nicht mit dem letzten Athemzuge in nichts aufgelöst werde, sondern fortbestehe, an den Körper noch äußerlich gebunden bleibe, und in der Nähe der geliebten Wohnung verweile; diese der niedrigsten Bildungsstufe angehörige Vorstellung von der Unsterblichkeit haben wir bei den verschiedensten Volksstämmen angetroffen (§.

1) Herod. 2, 123.

25. 29.), bei den Aegyptiern erzeugte sie vermöge des ihnen einwohnenden Kunstsinnes und der Nähe der Spezereien das Mumisiren. — Damit würde freilich der Gedanke an Seelenwanderungen im Widerspruche stehen, wenn die Aegyptier immer auf jener niedern Stufe stehen geblieben wären, aber wie wir gesehen, daß sie die erste Grundlage ihrer Götterlehre — die Thiervergötterung mehrmals umgebildet, so konnte dieß auch mit den Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode geschehen, und gerade jene erste Umbildung konnte am leichtesten diese zweite nach sich ziehen. Ursprünglich hielten wohl die Aegyptier gleich den Fetischdienern die Thiere selbst für Götter, später aber wurde diese rohe Vorstellung von der mehr verfeinerten verdrängt, daß die Götter sich nur in thierische Körper begeben und durch diese gleichsam hindurch gegangen seyen, um sich den Menschen auf verschiedene Weise zu offenbaren; auf diese verfeinerte Vorstellung stützt sich die Sideral-Theologie und Thiersymbolik der Aegyptier. Diese Wanderungen der Götter durch thierische Körper wie leicht konnten sie das Vorbild werden für ähnliche Wanderungen der menschlichen Seelen, wenn auch zu einem andern Zwecke? eine positive Hinweisung auf diese Gedankenverbindung scheint mir darin zu liegen, daß nach der ägyptischen Lehre die Seele erst durch alle Thiere des Festlandes, des Meeres und der Luft (πάντα τὰ χερσαῖα καὶ τὰ θαλάσσια καὶ τὰ πετεινὰ) gewandert seyn muß, bis sie wieder (nach 3000 Jahren) in einen menschlichen Leib versetzt wird; aus allen drei Reichen der Thiere waren die ägyptischen Götter, alle drei Reiche muß auch die menschliche Seele durchwandern. Man hat also nicht nöthig, die ägyptische Seelenwanderung aus der indischen herzuleiten, welche außerdem auf einer Ansicht von der Materie und ihrer Pflege beruht, die der ägyptischen Ansicht gerade entgegengesetzt ist. — Einer dritten Periode der Fortbildung gehört die Idee der Unterwelt an, welche zunächst die Seelenwanderung aufzuheben scheint, doch auch nur scheint, da nirgends ausgesprochen ist, wann die Seelen ihre bleibende Ruhe in der Unterwelt finden, was wohl auch nach vollbrachter Wanderung seyn kann. Die Idee der Unterwelt selbst, als einer

Versammlung derer die auf Erden gelebt haben, bildet sich am leichtesten dort, wo geregelte Begräbnisse stattfinden; die Gräber familienweise aneinander gereihet stellen Städte der Todten dar, und wurden namentlich in Aegypten recht eigentlich in diese Form gebracht, weil sich aber doch kein Leben in ihnen offenbart, denkt man sich dieses mit der Seele tiefer in das Innere der Erde hinabgesunken, die Gräber nur mehr als die Eingänge in die Versammlung der Abgeschiedenen; daher auch bei den Hebräern der Ausdruck: zu seinen Vätern, zu seinem Volke versammelt werden — in Verbindung mit sterben und begraben werden. In Aegypten fand diese Idee ihre genauere Bestimmung durch die Beziehung auf Osiris und Isis die eigentlichen Landesgottheiten. Nach den Mythen war jener zu Philä von seiner Gattin bestattet worden, nachdem sich aber die Vorstellung von Gräbern zu der von einer Unterwelt erweitert hatte, müßte auch Osiris ihr angehören, konnte dies aber nur als ihr Gott und Fürst, und darum auch Todtenrichter, da in Aegypten ein Gericht der Lebenden über den Verstorbenen nach alter Sitte bestand. Soweit stehen diese Vorstellungen von der Unterwelt, wie von der Seelenwanderung und den Mumien mit ursprünglich ägyptischen Begriffen und Sitten in einem natürlichen Zusammenhang, und das Suchen nach einem fremden Ursprung ist daher völlig überflüssig. Zuthaten und zwar zunächst durch griechischen Einfluß konnten in späterer Zeit jene ägyptischen Vorstellungen allerdings erhalten, und daß sie solche wirklich erhalten haben, beweisen die Darstellungen auf den Mumiengemälden, welche Todtenopfer, Todtentaufe oder Trank, Einführung der Seele vor den Thron des Osiris und der Isis und anderes enthalten, was an entsprechende griechische Mythen erinnert, dahin gehört auch die bei Herodot vorkommende Sage von dem Niedersteigen des Königs Rampsinit in die Unterwelt und seinem Würfelspiel mit Isis, verwandt mit der griechischen Sage von Theseus. Es war eine nothwendige Folge dieser Umbildungen, daß nun die Mumisirung ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr behalten konnte, sondern die einer symbolischen Handlung annahm, durch welche am Körper figürlich dargestellt wurde, was

mit der Seele in der Unterwelt wirklich vorgehen sollte, woraus die Isis-Mysterien entstanden.

§. 33.

Die Religion der Griechen.

Wir sind mit ihr in allen ihren Einzelheiten bekannter als mit den übrigen Religionen der alten Welt, da uns ihre Erkenntnißquellen nicht nur zugänglicher sind, sondern wir auch von Jugend auf mit denselben umzugehen pflegen; und dennoch sind wir in Verlegenheit, wenn wir in diese Masse von Göttern, Göttersagen und darauf bezüglichen religiösen Vorstellungen Einheit zu bringen, dem Ursprunge derselben nachzuspüren, das Einzelne zu deuten versuchen. Doch ist der Geist, der dieß alles geschaffen, in seinen Produkten so scharf ausgeprägt, die Form in allen so durchsichtig und durchgebildet, daß über das Eigenthümliche und Charakteristische der griechischen Religion Niemand in Ungewißheit bleiben, Niemand den Werth aber auch die Gebrechen derselben verkennen kann.

Die ursprüngliche Grundlage derselben war unstreitig Naturreligion, wie dieß nicht allein nach den Entwickelungsgesetzen des Heidenthums (§. 20.) vorausgesetzt werden kann, sondern auch in ihrer spätern Gestalt noch sichtbar ist. Wir wollen zum Beweise davon uns nicht auf Hesiods Theogonie berufen, welche über die Entstehung der Götter eine Theorie aufstellt, die den orientalischen Philosophemen sehr ähnlich ist; von dem Chaos als Urprinzip, dem Hervorgehen der Erde und des Abgrundes aus demselben, den weitern Geburten des Tages und der Nacht vermittelst der Liebe, den ersten Göttern Uranos und Gaia bis herab zu den Titaniden und Kroniden; diese Grundkräfte kennt die mythische Götterlehre der Griechen nicht, und Hesiod hat sie wohl nur darum aus den orientalischen Systemen entlehnt, und an die Spitze der ächt nationalen Theogonie gestellt, um dieser eine tiefere naturphilosophische Begründung zu geben, vielleicht auch um eine Verbindung der griechischen mit den orientalischen Religionen herzustellen. Aber selbst die ächt griechischen Götter der Mythologie haben alle eine von den Mythen unabhängige Seite, von der sie als Naturgötter, als Vergötterungen von Naturkörpern

oder Naturkräften erscheinen. Apollo ist Sonnengott, wie Diana Mondgöttin, in Jupiter und Juno verehrten die Griechen ursprünglich die Luft mit ihren Kräften und Erscheinungen, in Neptun das Meer, in Pluto die Unterwelt, in Vulkan das Feuer, in Ceres die Fruchtbarkeit der Erde, in der Aphrodite die gebährende Kraft überhaupt und die Regungen derselben, und so weiter. Die meisten dieser Naturgötter sind auch wohl ihrem Ursprunge nach griechisch, und nicht von außen, am wenigsten aus Aegypten eingebracht; dafür spricht nicht nur die eigenthümliche Gestaltung der griechischen Naturgötter, und ihre Verschiedenheit von den phönizischen und noch mehr von den ägyptischen, welche sämmtlich astronomische Beziehungen haben die jenen fehlen, sondern besonders der Umstand, daß die griechischen Sagen es nicht verhehlen, wenn Götter aus der Fremde zu ihnen gebracht wurden, wie die Cypris und die samothrazischen Gottheiten aus Phönizien, die Cybele mit den Corybanten aus Phrygien u. s. w. Ueberhaupt ist die Natur im Großen, in ihren Grundkräften und Elementen überall dieselbe, und die Griechen in ihrem Naturstande wohl ebenso aufgelegt und geneigt die Natur zu vergöttern wie die übrigen Völker. Ja die Griechen haben hierin alle andere Völker übertroffen, und die Naturvergötterung vollständig durchgeführt, indem sie nicht nur in den Grundkräften und Elementen, sondern selbst in den einzelnen Produkten der Erde, ja in allem was Leben und Bewegung hat, in Pflanzen, Bäumen, Quellen und Flüssen etwas göttliches erblickten, und den großen eine Menge kleinerer Natur-Götter und Göttinnen beigesellten.

Die Griechen blieben aber nicht dabei stehen, sondern bildeten ihre Religion fort und zwar auf eigenthümliche Weise. Daß sie den göttlich verehrten Naturelementen Persönlichkeit liehen, war natürlich, aber dies thaten auch die andern Völker; wenn dagegen im Orient die Naturreligion durch den Geist der Weisen in eine Naturphilosophie umgestaltet, und in dieser die Naturgötter die Träger der höchsten Ideen wurden; wenn die Phönizier und Aegyptier ihre Götterlehre in den Gestirnen und ihrem Einfluß auf die Erde und den Menschen concentrirten, und da-

her ihre Religion einen astronomisch=astrologischen Charakter erhielt, so nahm bei den Griechen die Fortbildung der Naturreligion weder die eine noch die andere dieser Richtungen, sondern eine eigene, die in der bisher dargestellten Entwickelung des Heidenthums noch nicht zum Vorschein gekommen war, aber weil in dieser gelegen, einmal zum Vorschein kommen mußte, und durch die Griechen als dasjenige Volk, welches durch seinen Geist und seine Verfassung hiezu geeignet war, zum Vorschein kommen sollte. — In allen bisher dargestellten heidnischen Religionen steht der Mensch unter der Herrschaft der Naturgewalten, der Grundkräfte, der Elemente, der Gestirne, in Aegypten mußte er sogar in den Thieren mehr als seinesgleichen erkennen, und bei den meisten jener Völker dem Zorn der Naturgötter zum Opfer fallen. Unter der Herrschaft solcher Religionsbegriffe in Verbindung mit despotischen oder aristokratischen Verfassungen konnte die Freiheit und Würde des Menschen weder zum rechten Bewußtseyn noch weniger zu Ehren gelangen, und doch war dieß wie zur Entwickelung des Menschen überhaupt so zur Entwickeluug der Religion nothwendig. Ein dunkles Gefühl des letztern scheint nun in die Griechen gelegt gewesen zu seyn, gewiß aber waren sie von einer starken Freiheitsliebe und einem hohen Gefühl der Menschenwürde beseelt, und hierin ist der Gruud zu der eigenthümlichen Fortbildung ihrer ursprünglichen Naturreligion zu suchen. Vermöge jenes doppelten Grundcharakters mußte den Griechen die Idee des Menschen und der Menschheit zur höchsten Idee neben der göttlichen werden, und wohl würdig erscheinen diese in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen; darum schritt ihre Religion von der Vergötterung der Natur zur Vermenschlichung des Göttlichen fort, wodurch umgekehrt auch eine Vergötterung des Menschlichen entstand, die den Grundcharakter der offenen oder populären Religion bildet. Alle übrigen Eigenthümlichkeiten derselben, die mythisch historische Form, der Cult und die Feste, das Edle und Unedle darin findet seine Erklärung in jenem Grundprincip. Doch ehe wir darauf eingehen, müssen wir vorerst noch den Bildungsprozeß selbst erklären.

Wenn es den Griechen vorbehalten war die Idee des Göttlichen der Beschlossenheit in der Natur zu entreißen und sie in die Menschheit und in die menschlichen Verhältnisse einzuführen, so mußten sie die letztern gleichsam zerlegen und individualisiren, um sie mit dem göttlichen Charakter zu überkleiden; hiezu waren sie auch vermöge ihrer nationalen Anlagen mit einem hellen und klaren Verstand ausgerüstet, der sie jeden Gegenstand in seiner scharfen Begränzung und Geschiedenheit von andern erfassen, und in dieser Abgeschlossenheit ebenso lichtvoll als begreiflich darstellen ließ. Hiedurch wurde die Idee in ihrer Zerlegung und Beziehung auf den Menschen und menschliche Verhältnisse in lauter bestimmte und begränzte Begriffe aufgelöst, und die Personificirung der Götter erleichtert, was beides in den Naturreligionen nicht möglich war. Jeder solcher Begriffe stellte eine Eigenschaft der Gottheit aber in menschlicher Gestalt und Erscheinung dar, und der mit ihr bekleidete Mensch war ein Gott; da aber keine Persönlichkeit ohne Handeln ist, und die Handlungen einer Person ihre Geschichte begründen, so mußten auch jene göttlich-menschlichen Persönlichkeiten in ein entsprechendes Handeln versetzt werden, woraus eine Geschichte der Götter entstand. Diese konnte sich entweder an wirklich historische Personen anlehnen, die als Darstellungen göttlich-menschlicher Eigenschaften gelten konnten, oder sie mußte durch Dichtung erst geschaffen werden; im ersten Fall entstand der historische im andern der reine Mythus. So beruht die ganze Götterlehre der Griechen in ihrem Entstehen auf Operationen des sinnlich-menschlichen Verstandes mit der Idee des Göttlichen, in ihrer Ausbildung und vollendeten Darstellung aber auf Mythen. Für die Erschaffung derselben besaßen die Griechen vor allen andern Völkern das Talent einer reichen unerschöpflichen Einbildungskraft, verbunden mit dem feinsten Sinn für das Schöne in jeder Art der Darstellung, und diesem doppelten Talent verdankt der griechische Polytheismus noch mehr als dem klaren Verstande; die Schönheit der Formen und der Reiz der dichterischen Kunst ist es, die den Beschauer dieser mythischen Götterlehre bestechen und ihre großen Blößen übersehen lassen. Diese Form abgerechnet, besteht der ganze In-

halt der griechischen Theologie aus zusammenhangslosen Sagen und Mährchen, was die Verständigern unter ihnen frühzeitig erkannten; da z. B. schon Herodot bemerkt, daß Hesiod und Homer (und wir müssen beisetzen, und ihre uns unbekannten Vorgänger) es gewesen, die den Griechen ihre Theogonie geschaffen, den Göttern ihre Beinamen gegeben, Erfindungen und Art der Verehrung einem jeden zugetheilt, auch ihre Abbildung vorgezeichnet haben; II, 53.

Zum Beweise dessen, was wir über den eigenthümlichen Charakter und Bildungsprozeß der griechischen Götterlehre gesagt haben, begnügen wir uns auf die ersten und Hauptgottheiten hinzuweisen. — Jupiter und Juno, ursprünglich die Elementargottheiten, welche ihr Gebiet im Luftkreise haben, sind in der Umwandlung der Naturgötter in menschliche der König und die Königin der Götter geworden. In dieser Eigenschaft repräsentirt jener bei Dichtern und in Bildwerken die göttliche Macht und Würde, diese aber die Würde und hohe Stellung der Frau, was schon ihr griechischer Namen aussagt; weil aber die Form, in welche jene göttlichen Eigenschaften gekleidet werden, die bloße menschliche ist, so verfällt der König der Götter in alle Schwächen und Ausschweifungen, wozu der Besitz der Macht armen Sterblichen immer die Veranlassung gegeben hat, und die Königin des griechischen Himmels bleibt nicht frei von den Fehlern einer herrsch- und eifersüchtigen Frau. — In Apollo, dem ursprünglichen Sonnengott, ist von den Dichtern die jugendlich-männliche Schönheit vergöttert, und mit der leiblichen auch die Schönheit des Geistes verbunden, die Gaben des Gesanges und jeder andern schönen und edeln Kunst; darum hat er die Musen als seine Dienerinnen in seiner Begleitung, weil aber dieser ganze Kunstsinn nur die verfeinerte Sinnlichkeit zu seiner Grundlage hat, so erhebt er den Gott auch nicht über ihre Versuchungen. — Den Geist der Klugheit, der Erfindung und der Ueberredungskunst stellen die Mythen von Merkur dar; wie aber diese Gaben nur an dem menschlichen Maßstabe gemessen werden, so kann es nicht fehlen, daß sie nicht zugleich in menschliche Fehler umschlagen, die Klugheit in List, die Ueberredungskunst

in Lüge und Betrug, die erfinderische Bestrebsamkeit in Gewinnsucht und unredlichen Erwerb, so daß der Sohn der Maja zum Schutzgott der Diebe wird. — Eine wesentliche Eigenschaft des Mannes ist der Muth, und dieser erscheint vergöttert in Mars, es ist aber nicht jener moralische, aus der sittlichen Kraft entsprungene, durch die Vernunft geleitete, einen erhabenen Zweck anstrebende Muth, der sich gleich stark im Dulden wie im Handeln erweist, sondern jener rohe, aus der bloßen Naturkraft hervorgegangene, durch Zorn und Rachsucht gehobene Muth, der sein Ziel im Niederwerfen und Zerstören findet. — Von den weiblichen Gottheiten sind außer Juno noch drei andere ausgezeichnet, deren jede eine besondere Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur repräsentirt. In der Venus hat die griechische Poesie und Kunst die weibliche Schönheit, verbunden mit allen Reizen und Verführungskünsten wie mit der Verführbarkeit selbst, in einer Unzahl von Mythen, Kunstgebilden und Culten zu vergöttern gesucht, und sich in diesem Bestreben durch keine sittliche Rücksicht binden lassen; die letztere scheint in den Mythen der Diana zu ihrem Rechte zu gelangen, indem durch sie die Liebe zur Jungfräulichkeit vorgestellt ist, aber diese selbst entbehrt sittlicher Motive und der eigentlich freien Wahl, und entsteht nur als Wirkung der Zurückdrängung zärtlicher Empfindung durch eine andere vorherrschende Neigung zur Jagd. Wie aber hiedurch mehr eine Anomalie als eine natürliche Eigenschaft der weiblichen Natur versinnbildet ist, so ist etwas ähnliches der Fall mit Minerva, welche die Frau oder Jungfrau mit männlicher Weisheit und männlichem Muthe darstellt, eine Erscheinung, die zwar nicht zu den seltenen gehört, aber doch als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist.

Mit diesem Grundcharakter der griechischen Religion steht ein anderer ihr gleichfalls eigenthümlicher Bestandtheil in einem natürlichen Zusammenhange, jene Kette nämlich von Produktionen, welche die Menschen, wie sie wirklich sind, mit den Göttern verbindet. Eine solche Verbindung erschien nothwendig in einem Systeme, in welchem die Götter selbst nicht mehr sind als in Ansehung gewisser Eigenschaften über das gewöhnliche Maß poten-

zirte Menschen, folglich von den übrigen der Gattung nach nicht verschieden. Diese Verbindung ist von den Mythendichtern von oben herab vermittelt durch die Göttersöhne und Heroen; Söhne und Töchter, von Göttern oder Göttinnen im fleischlichen Umgange mit Menschen erzeugt, haben nach dem Geiste der griechischen Götterlehre nichts auffallendes, dienen vielmehr gerade dazu die menschliche Natur der Götter zu Tage zu legen, wie sie auf der andern Seite geeignet sind, das Außerordentliche an einzelnen Menschen oder in der Länder- und Völkergeschichte zu erklären; eine sittliche Idee liegt diesen Dichtungen, den Mythus von Herkules etwa ausgenommen, nicht zum Grunde, obgleich man dieß vielfach behauptet hat, vielmehr treten darin örtliche, nationale, auch naturhistorische Beziehungen deutlich hervor, und es wird klar, daß die Griechen dem Geiste ihrer Religion gemäß durch diese Sekundogenitur der Götter dasselbe ausdrücken wollten, was die Naturreligionen mit ihrer Symbolik und Götter-Metamorphosen bezweckten. Mit mehrerem Rechte läßt sich behaupten, daß den eigentlichen Heldensagen sittliche Ideen unterliegen; zwar ist auch hier der Kampf und die Kraft, welche die Helden entwickeln, ein sinnlicher Kampf und die sinnliche Naturkraft, aber die Beweggründe und der Zweck des Kampfes sind sittlicher Art, Recht, Freiheit und das Wohl der Menschheit überhaupt. — Diese von den Dichtern zuerst im Einzelnen erfundene, von Hesiod in der Theogonie zu einem Ganzen verarbeitete Kette von Göttersöhnen und Heroen hat der letztere in den Hauslehren[1]) vervollständigt durch die Zuthat der Produktionen der vier Weltalter, durch welche die rein menschlichen Zustände in stets abnehmender Vollkommenheit sich in den Jammer der Gegenwart verlaufen, so daß an dem Ganzen dieser Kette die Phantasie von der niedersten Erscheinung des Menschlichen bis zur höchsten — in den Göttern — hinauf, und ebenso wieder herabsteigen kann.

Der Cult der Griechen hat zwar mit dem heidnischen Cult überhaupt den gleichen Grundton, aber doch wieder manche Besonderheiten, die dem eigenthümlichen Charakter ihrer Religion

1) V. 108—274.

entsprechen. Jener Grundton ist die Furcht vor dem Zorn der Götter, verbunden mit dem Bestreben sie zu begütigen, daher der Opferdienst, zahlreicher und mannichfaltiger als bei den meisten andern Völker, indem sich die Menge der Opfer nach der Zahl der Götter, die Auswahl aber nach dem besondern Charakter der einzelnen Götter und ihrer Mythen richten mußte. Jener Grundton der heidnischen Götterfurcht wurde jedoch sehr gemäßigt und größtentheils erstickt durch den den Griechen eigenthümlichen Leichtsinn und die unzerstörbare Heiterkeit ihrer Phantasie, wodurch es geschah, daß die Cultushandlungen unter ihnen weit mehr den Charakter öffentlicher Vergnügungen und Lustbarkeiten als wahrhaft religiöser Begehungen annahmen, und wie die Götterlehre zu einem Spiele der Phantasie, so die Götterverehrung zu einer Gelegenheit für sinnliche Erheiterungen wurde. Diesen Charakter tragen die bei den Götterfesten üblichen Aufzüge, Tänze und Gesänge, und die daran sich anschließenden Festspiele. Wenn schon durch diese Umgebungen des griechischen Cultus der religiöse Ernst anstatt geweckt zu werden vielmehr verscheucht wurde, so wirkten gewisse Arten des Cultus geradezu verderblich auf die Sittlichkeit; dieß waren die Culte derjenigen Gottheiten, in welchen eine zügellose Sinnlichkeit die Laster vergöttert hatte, wie die Aphrodisien zu Paphos und auf Cypern überhaupt, die Feste des Adonis, des Bacchus und andere mehr; bis auf welchen Grad selbst die Mysterien, denen man gerade eine Verbesserung der im Sinnlichen versunkenen Volksreligion zuzuschreiben geneigt ist, nach und nach verdorben wurden, davon führt Livius aus der römischen Zeit ein merkwürdiges Beispiel an[1].

Dieß führt uns noch zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Gebrechen der griechischen Religion. Sie lassen sich füglich aus dem Grundprinzip und Bildungsprozeß der griechischen Götterlehre herleiten. Wenn in den meisten Naturreligionen die Idee des Göttlichen unaufgelöst und in ein geheimnißvolles Dunkel eingehüllt blieb, so war sie dagegen von den Griechen in das Gebiet des trennenden und isolirenden Verstan-

---

1) Lib. 39, 9 seqq.

des herabgezogen, und in eine Menge vereinzelter Begriffe aufgelöst worden, die ihre Realität nur an dem Menschen und seinen Eigenschaften finden konnten; jede dieser vermenschlichten Gottheiten stand und bestand also für sich, und um sie noch mehr zu individualisiren und isoliren, hatte die Mythologie eine jede mit ihren eigenen Geschichtchen umgeben, welche sich wieder auf besondere Oerter, Personen, Volksstämme und andere individuelle Verhältnisse bezogen, so daß aller innere Zusammenhang zwischen diesen Göttern als Trägern besonderer göttlicher Eigenschaften völlig verschwand. Dieser Mangel an Einheit in der Götterlehre ist das erste Gebrechen der griechischen Religion, dem die Dichter durch die Erfindung der Theogonie und die Ueberordnung eines Gottes über die andern vergebens abzuhelfen gesucht haben, da die hiedurch bewirkte Verbindung eine blos äußere ist. Die völlige Vermenschlichung des Göttlichen hatte zur Folge, daß sich in den Mythen, und auf diesen beruhten ja die Vorstellungen von den Göttern, kein wahrhaft theologischer Begriff, keine eigentliche Religionslehre finden konnte, und daher der ernste Denker bei allem Reichthum der griechischen Kunst und allem Pomp der äußern Religion unbefriedigt blieb. Noch mehr mußte das sittliche Gefühl, sobald es in einem höhern Grad entwickelt ward, sich durch einen großen Theil der Mythen und des Cultus verletzt fühlen; zwar wurde die höhere Entwickelung dieses Gefühls durch das überwiegende Vorherrschen zweier anderer Naturanlagen, des im Sinnlichen befangenen Verstandes und des sinnlichen Schönheitssinnes zurückgedrängt, aber einmal mußte doch die Entwickelung des sittlichen Ernstes, wie des damit zusammenhängenden höhern Denkens auch unter den Griechen an die Reihe kommen, und dieß geschah durch die Philosophie, die darum mit der Religion in einen unvermeidlichen Conflikt gerathen mußte. Der Armuth an wahrhaft sittlichen Begriffen ist es auch zuzuschreiben, daß den Griechen die Ideen einer sittlichen Vergeltung und eines unendlichen Fortschrittes fehlten, und daher ihre Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode so dürftig und trostlos blieben; zwar wurde an eine Fortdauer geglaubt, aber ohne Erinnerung an die Erleb-

nisse im irdischen Daseyn, ohne Aussichten und Erwartungen im jenseitigen, ja ohne alles wache Selbstbewußtseyn, in einem schlafähnlichem Zustande schattenartiger Gestalten. Daß endlich die griechische Religion es nie zu einer allgemeinen Lebensgemeinschaft bringen, nie eine allgemeine Volks- und Staats-Religion gleich der römischen, persischen, chinesischen werden konnte, davon liegt der Grund nicht sowohl in dem Mangel eines geschlossenen Priesterstandes, sondern vielmehr in den Ursachen wegen derer sie einen solchen nicht haben konnten, nämlich wegen der ursprünglichen Verschiedenheit der nach Hellas eingewanderten Stämme, der fortwährenden Zerrissenheit der griechischen Republiken, vornämlich aber wegen des Mangels einer bindenden Auktorität von Seite der Religionsstifter, denn diese waren bei den Griechen die Dichter.

Diese großen Gebrechen ihrer Religion konnten von den Griechen lange übersehen werden, aber dem endlich erwachenden Geiste des Philosophirens konnten sie nicht entgehen, besonders nachdem die Philosophie sich von der Natur weg zur Erforschung der Verhältnisse des Geistes gewendet, und mit den Schätzen orientalischer Weisheit bereichert hatte. Darum sehen wir von Pythagoras an die Philosophie in einer feindlichen Stellung gegen die mythische Religion, jedenfalls in dem Verdacht einer solchen Stellung; dieser Verdacht wurde gerechtfertigt durch das Benehmen mancher Philosophen, welche entweder der mythischen Götterlehre geradezu entgegentraten wie Protagoras, oder sie dadurch gefährdeten, daß sie die Mythologie ihres poetischen Schmuckes entkleidend auf Geschichte zurückzuführen suchten wie Euhemeros und seine Schule, wodurch die Götter wurden, was sie in der That waren nämlich sterbliche Menschen. Diejenigen welche sich scheueten so offen hervorzutreten, oder wie die Neuplatoniker das sinkende Heidenthum mit der Philosophie zu vermitteln und gegen das bereits eingetretene Christenthum in Schutz zu nehmen suchten, mußten zu künstlichen Deutungen ihre Zuflucht nehmen, indem sie entweder die mythische Religion wieder auf ihren Ursprung nämlich auf die Naturreligion zurückführten, und die griechischen Götter gleichfalls als Naturgottheiten ausdeute-

ten, wie die sogenannten Physiker, z. B. Macrobius, oder wie die meisten Neuplatoniker in den Mythen und Gebräuchen der griechischen Religion eine symbolische Abbildung religiöser, sittlicher und naturphilosophischer Ideen nachzuweisen sich bemühten. Aber weder die Bemühungen der letztern konnten das Gebilde einer im Sinnlichen befangenen Zeit mit den Anforderungen einer geistig sittlichen versöhnen, noch gelang es der erstgenannten Parthei der Philosophen, in gleicher Weise die wahre Religion zu finden, als es ihr leicht war die Nichtigkeit der falschen zu entdecken. Jenes blieb einer höhern Weisheit vorbehalten.

§. 34.

Die Religion der Römer.

Sie hat mehr Eigenthümliches, als man ihr gewöhnlich beizulegen geneigt ist. Denn obschon die Römer nach und nach mit der übrigen Cultur auch die Religion der Griechen und selbst die Culte noch anderer Völker unter sich aufgenommen haben, so hatten sie doch von Anfang ihre eigene Religion, und entwickelten im Fortgange die Elemente derselben auf eine eigenthümliche Weise, so daß in mehrern Beziehungen sich eine merkliche Verschiedenheit zwischen dem römischen und griechischen Glauben herausstellt.

Ihre ursprüngliche Götterlehre war, insoweit die ältesten Sagen hierüber Glauben verdienen, ziemlich einfach. Sie verehrten eine oberste Macht als Lenkerin der menschlichen Schicksale, welche die Annalisten Jupiter (Stator, feretrius, capitolinus) nennen, einen Gott des Krieges und der Tapferkeit, von welchem sie den Gründer ihrer Stadt herleiteten, und diesen selbst als Quirinus, nachdem er während eines Gewitters verschwunden, und man glaubte, daß er in den Himmel gegangen sey. Auch hatten sie Sagen von Männern und Königen, die in der Vorzeit nach Italien gekommen und dort die ersten Keime menschlicher Lebensweise und Sittigung ausgestreuet haben sollten, wie Janus, Saturnus, Faunus, Evander, Recaranus auch Herkules genannt; diesen Wohlthätern des Landes wurde ein dankbares Andenken und theilweise auch reli-

giöse Verehrung gewidmet, aber Jupiter, Mars und Quirinus blieben die Hauptgötter der Römer, und Numa, der zuerst das Religionswesen ordnete, bestellte für jeden derselben einen eigenen Priester (Flamen), wie er auch den unter den Albanern einheimischen Dienst des Feuers oder der Vesta aufnahm, und das Institut der Vestalinnen gründete. In dieser Gestalt erscheint die ursprüngliche Götterlehre der Römer, die wie man sieht in allen ihren Beziehungen eine einheimische und nationale ist, an welche sich daher die griechische nur äußerlich anschließen konnte, wie sich denn auch aus der römischen Geschichte nachweisen läßt, wann und aus welchen Veranlassungen einzelne griechische Culte aufgenommen wurden.

Ein zweites den Römern eigenthümliches Element begegnet uns in der weitern Entwickelung ihres Götterglaubens, in der Vergötterung der Tugenden und Eigenschaften, welche schon an sich den Menschen edel, groß und ruhig machen, ohne welche aber insbesondere ein Staat nicht bestehen kann. Die Griechen, die bei allem was sie vergötterten, ausschließlich vom Sinn für die sinnliche Schönheit mit Vernachläßigung sittlicher Empfindungen bestimmt wurden, kannten diese Art von Vergötterung nicht; bei den Römern dagegen ging sie aus dem Ernst ihres Charakters, aus der bis in das fünfte Jahrhundert der Stadt bewahrten Unverdorbenheit, und besonders auch aus dem natürlichen Takt für Staatsweisheit, worin sie alle Völker übertroffen, gleichsam von selbst hervor; sie erkannten oder sie fühlten wenigstens, daß ein bürgerliches Gemeinwesen ohne Sitten und Tugenden nicht bestehen könne, daß diese die schützenden Genien gegen den feindlichen Andrang von Außen, und die sicherste Bürgschaft gegen den Verfall im Innern seyn müßten, und darum errichteten sie ihnen Tempel und Altäre in ihrer Stadt, um alle Bürger an jene politischen Tugenden zu erinnern. Muth und Tapferkeit war es vor allem, wodurch sich Rom in Mitte älterer und mächtigerer Städte und Völkerschaften allein behaupten konnte, und darum wurde Virtus die erste dieser Göttinnen; Muth und Tapferkeit werden mächtig unterstützt durch das Ehrgefühl eines freien Volkes, da-

rum erhielt Honos ihren Altar neben der ersten; ein Volk erhält sich aber nicht blos durch die Furcht, welche es durch seine Tapferkeit andern Völkern einflößt, sondern eben sowohl durch die Achtung, welche es ihnen durch ehrenhafte Treue abgewinnt, daher die Römer das Bild der Fides neben Jupiter in dem Kapitolium aufstellten. Auf ähnliche Weise erhielten die Tugenden, durch welche ein Gemeinwesen sich vornehmlich in seinem Innern festigt, Eintracht der Männer und Züchtigkeit der Frauen, Concordia und Pudicitia Tempel und Cult. Und weil in den schwierigsten Zeiten das einzige Rettungsmittel darin liegt, an der Rettung nicht zu verzweifeln, sondern muthvoll auf besseres Glück zu hoffen, so weihten die Römer dieses Kleeblatt von Spes, Salus und Fortuna zu Gottheiten ein.

Neben dieser politischen Theologie finden wir bei den Römern noch eine andere, die in ihrer Grundidee rein und wahrhaft religiös ist, in ihrer Anwendung aber den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats erlangt hat, und die Quelle beinahe des ganzen römischen Ceremonienwesens geworden ist. Der religiöse Grundgedanke der Römer war, daß die Götter nicht nur für die Angelegenheiten der Menschen und der Völker Sorge tragen, — consulere deos rebus humanis —, sondern auch was zu ihrem Frommen oder Schaden dienen werde, ihnen durch gewisse Zeichen am Himmel, an den Vögeln und Thieren, und durch andere auffallende Erscheinungen voraus zu erkennen geben. Wenn die Sage von den Geiern des Remus und Romulus keine Anticipation ist, so hatten die Römer jenen Gedanken vom Anfange, gewiß aber ist, daß sie die Kunst der Zeichendeuterei größtentheils von den Etruskern entlehnt haben. Jenem Grundgedanken gemäß richtete sich nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Beobachtung und Befolgung der göttlichen Winke und Zeichen; davon hat bei ihnen die Religion ihren Namen, darauf gründete sich das schon von Numa angeordnete Institut der Augurn und Augurien, die später eingeführten Extispicien bei der Schlachtung der Opferthiere, das Collegium der Oberpriester — Pontifices, welche über die gewissenhafte Beobachtung der Ceremonien zu wachen und über Religionsverletzung

zu erkennen hatten, das Collegium der Decemviri-Quindecimviri libris sacris inspiciundis, welche aus den sibyllinischen Büchern erklärten, wie bei außerordentlichen Calamitäten der Zorn der Götter zu besänftigen sey. So wurde die Religion nicht blos eine Privatangelegenheit des Einzelnen, sondern Sache des ganzen Staatslebens, und indem keine bedeutende Staatshandlung, keine Angelegenheit im Krieg oder Frieden ohne religiöse Ceremonien unternommen wurde, erscheinen die Römer als das religiöseste aller Völker der alten Welt. Zwar war jener Glaube an Vorandeutungen Aberglaube, zwar wurden die darauf gebauten Institute in den letzten Zeiten der verdorbenen Republik auf die schnödeste Weise zu politischen Intriken mißbraucht; dennoch aber ist unläugbar, daß jener sittliche Ernst, den die Römer in ihren bessern Zeiten gezeigt, und jene Besonnenheit bei Staatsunternehmungen, wodurch sie sich vor andern Völkern ausgezeichnet haben, eben jenen Religiones zuzuschreiben ist.

§. 35.

Das Heidenthum — die falsche Religion.

Nachdem wir das Heidenthum in der Mannigfaltigkeit seiner Entwickelung und der Verschiedenheit der Formen, in welchen es unter den alten Völkern aufgetreten ist, nunmehr dargestellt haben, wollen wir zum Schlusse noch einen Blick auf das Ganze zurückwerfen, um abgesehen von den besondern Thorheiten und Verirrungen der einzelnen Völker, und uns lediglich an die religiösen Grundideen haltend, uns zu überzeugen, daß das Heidenthum überhaupt die falsche Religion darstelle, indem ihm die Grundwahrheiten der wahren Religion entweder ganz fehlten, oder es dieselbe entstellt hatte.

Es fehlte ihm vor allem die klare Erkenntniß der Einheit Gottes, auf der die wahre Religion als auf ihrer Grundlage ruht, und durch die alle weitere richtige Entwickelung derselben bedingt ist. Diese Einheit erscheint überall aufgelöst einerseits durch die Identificirung des Göttlichen mit der Natur in den Naturreligionen, andererseits durch die Herabziehung desselben in den Kreis des Menschlichen und die Gleichstellung mit diesem

in den mythisch-historischen Religionen. Zwar blieb auch den Heiden ein dunkles Gefühl dieser in der menschlichen Vernunft wurzelnden Einheit, aber es konnte, stets von der Sinnlichkeit überwältigt, nie in das klare Bewußtseyn aufsteigen; kaum gelang ihm dieß im Geiste der spätern Philosophen.

Mit der Idee der Einheit fehlte ebendarum auch die Idee der Geistigkeit Gottes, in welcher die erste erst zum vollen Bewußtseyn gelangt; und um so weniger konnten die Heiden sich zu einem klaren Begriffe von der Geistigkeit Gottes erheben, als ihnen nicht einmal die Natur des eigenen menschlichen Geistes klar geworden ist, wie nicht blos die Volksreligionen, sondern selbst die philosophischen Systeme bezeugen; die Hingebung an die Natur, dieser Grundzug des Heidenthums, machte es ihnen unmöglich den Geist in einer andern Form denn als Naturgeist aufzufassen; daher das Höchste, wozu sich die meisten alten Religionen erhoben, die Verehrung der dunkeln und in ihrer Dunkelheit furchtbaren Naturgewalten und Naturkräfte; die Griechen aber, indem sie den göttlichen Geist in menschliche Formen gossen, befreieten sich zwar von jener Furcht, entzogen aber damit dem Göttlichen seine Erhabenheit und Ehrwürdigkeit.

Aus derselben Ursache konnten sich die Heiden nie zu zwei andern, der wahren Religion wesentlichen Ideen erheben, welche nothwendige Eigenschaften des göttlichen Geistes sind, und nur mit ihm und in ihm erkannt werden. Die erste ist die Idee der Providenz, als der ihrer selbst und aller Dinge bewußten höchsten Intelligenz, die ursprünglich alles geordnet, den Zusammenhang und Fortgang von allem vorherbestimmt hat, und alles dieser Vorherbestimmung gemäß zusammenhält und beherrscht. Das Produkt dieser Providenz, insoweit es im Gange der Natur und Geschichte sichtbar wird, die unveränderliche Ordnung, die Gesetzmäßigkeit in den Entwickelungen und die Abhängigkeit des Menschen von dieser höhern Macht erkannten sie wohl, aber weil ihnen die Kenntniß des höchsten Geistes, der den absoluten Verstand und Willen in sich vereinigt, fehlte, suchten sie das Prinzip zu jenem Produkt entweder in dem Zufalle wie die atomistische, oder in der blinden Nothwendigkeit, in den Bestim-

mungen und Aussprüchen einer unbekannten dunkeln Naturmacht [1]), wie die stoische und andere Schulen; nach der Volksreligion hält zwar der homerische Zeus die Schicksalswage, und legt die Gewichte hinein, aber Wage und Gewichte sind ihm gegeben, nicht von ihm gemacht, er ist also nur der Vollzieher, nicht der Urheber der Schicksalssprüche.

Die zweite Idee, die aus der gleichen Ursache dem Heidenthum fremd blieb, ist die der **Heiligkeit** oder der höchsten sittlichen Güte und Vollkommenheit, die sich nur in dem absolut freien Willen des unendlichen Geistes finden kann, wie sich die Annäherung zu ihr wiewohl in den verschiedensten Abstufungen im endlichen Geiste findet; der Natur aber als dem absolut Unfreien dieselbe gänzlich fehlt. Daher bei der Hingebung der Heiden an die Natur der schlechte Zustand der Moral, ärmer und verkehrter als selbst ihr Glaubenssystem, und aus diesem Mangel in Verbindung mit dem Vorherrschen der Sinnlichkeit jene sittliche Verdorbenheit, die sich selbst in das Heiligthum der Religion, in die mythische Götterlehre und die Handlungen des Cultus einschleichen konnte. Weil also die Religion hiegegen keinen Schutz gewährte, die menschliche Gesellschaft aber, um zu bestehen, sittlicher Regeln und Schranken schlechterdings bedarf, so mußte der Staat mit seiner Gesetzgebung einschreiten, und so entstand jene **Staatsmoral** der Alten, welche zwar die gröbern unsittlichen Handlungen verpönte, aber kein positives Ideal sittlicher Vollkommenheit aufzustellen vermochte, ja selbst der Erkenntniß und Anerkennung des reinen Moralprincips dadurch in den Weg trat, daß sie ihrer Natur gemäß zu ihrem Princip den Nutzen (salus reipublicae), also etwas der reinen Sittlichkeit fremdes und oft gefährliches machen mußte. Diesem Uebelstand suchten zwar die philosophischen Systeme besonders von der ethischen Schule durch ihre Untersuchungen über das höchste Gut — de finibus bonorum et malorum abzuhelfen, aber weil ihnen eben sowohl als der Staatsmoral das θεῖον mangelte, so verloren

1) Ἑιμαρμένη ist von μέρω, μείρω, ich theile, scheide zu, nämlich einem jeden sein Loos, wie fatum von fari.

sie sich einerseits wieder in den Eudämonismus, und andererseits in unpraktische Abstractionen und Paradoxieen.

Der Mangel der Idee des Heiligen als wesentlicher Eigenschaft der Gottheit erzeugte nothwendig auch die falsche Verehrung derselben und jenen blos äußerlichen Cult des Heidenthums, der die innere sittliche Seite des Menschen unberührt ließ und mancherlei schädlichen Wahnglauben nährte. Wie nämlich dem Menschen, der Gott seinem Wesen nach als Geist, als heiligen Geist erkennt, sich nothwenig der Gedanke aufdringt, daß er auch nur im Geiste, mit geistig frommen Gedanken und reiner Gesinnung wahrhaft verehrt werden könne, und die äußerlichen Handlungen des Cultus nur Ausdruck und Bezeugung jener Gedanken und Gesinnung seyn müssen; so sinkt, wo diese Erkenntniß fehlt, der Gottes- oder Götterdienst zu einem Mechanismus rein äußerlicher Verrichtungen und meistens gedankenloser Werke herab, wobei der Mensch wähnt durch Darbringung von Gaben und Opfern unter Beobachtung gewisser Ceremonien den höhern Wesen wohlgefällig zu werden oder ihren Zorn zu besänftigen. Und dieß war in der That der ganze Cult der Heiden; darum konnte er im günstigsten Falle nur dazu dienen, in den redlichsten Gemüthern die Furcht vor den Göttern zu unterhalten, aber nie eine wahre innere Annäherung und Verbindung mit denselben bewirken.

Noch in einer andern Erscheinung zeigt sich die Mangelhaftigkeit der heidnischen Religionen, und diese Erscheinung ist die unvertilgbare Angst und Unruhe wegen der Zukunft, entsprungen aus dem Mangel des Glaubens an eine weise, gütige und heilige Fürsehung. An sich ist die Sorge wegen der Zukunft dem Menschen so natürlich wie die Sorge in Betreff der Gegenwart, nur liegt jene darum schwerer auf ihm als diese, weil die Gegenwart sich offen vor ihm ausbreitet, während dem über der Zukunft ein geheimnißvoller Schleier hängt. Aber was auch diese in ihrem Schooße bergen mag, der Mensch, welcher vom lebendigen Glauben an eine weise, gütige und heilige Fürsehung durchdrungen ist, wirft nach dem Ausdrucke der Schrift alle seine Sorgen auf sie, wohl wissend, daß durch sie für ihn

gesorgt sey, und was auch die Zukunft bringen möge, doch alles nur zu seinem Besten ausschlagen müsse; in diesem Glauben lebt er ruhig und ohne Angst. Nicht so der, dem selbst der Begriff der Fürsehnng unbekannt ist; auf ihn drückt die Ungewißheit der Zukuuft mit ihrer ganzen Last, erhält ihn in steter Unruhe und Angst, und treibt ihn, auf irgend eine Weise die bevorstehenden Schicksale zu erkunden, um seine Maßnahmen darnach einzurichten. Dieser Angst und diesem Streben verdankten neben andern Arten der Mantik, die Orakel und der Glauben an sie ihre Entstehung; und obgleich der Erdgeist, der aus verborgenen Klüften aufsteigend die Pythia erfüllte, seine Sprüche in dunkle zweideutige Worte kleidete und die Fragenden oft zu ihrem Verderben täuschte, so erhielt doch Fürwitz und Angst den Glauben an ihn Jahrhunderte lang aufrecht; aber auch als er endlich verschwand, und mit seinem Dahinschwinden die Orakel verstummten, wich darum die Unruhe wegen der Zukunft und die Mühe ihrer Erforschung noch nicht von dem Heiden, und trieb ihn die Aufschlüsse, welche der Erdgeist versagte, bei den Gestirnen zu suchen. Denn an die Stelle der Orakel traten nun die astrologischen Wahrsager und Nativitätensteller, von ihrer ursprünglichen Heimat Chaldäer, von der misbrauchten Wissenschaft Mathematiker genannt. Sie täuschten die Leichtgläubigen nicht minder als die Orakel, ungehindert, solang es nur Privaten betraf; als es sich aber herausstellte, daß sie auch bei den Verschwörungsversuchen gegen die Kaiser thätig waren, erließen diese gegen sie Verbannungsbefehle[1]), ohne Wirkung, wie Tacitus nicht blos für seine Zeiten, sondern auch für die folgenden richtig bemerkt: genus hominum potentibus infidum, sperantibus fallax, quod in civitate nostra et vetabitur semper, et retinebitur. Denn nicht blos der ängstliche Aberglauben der Menge erhielt sie in Ansehen, selbst manche Kaiser gewährten ihnen Schutz und Unterstützung; sogar ein Mark-Aurel bediente sich ihres Rathes, Septimius Severuns galt für einen Meister in dieser Kunst, wie auch Severus Alexander, der sie öffentlich lehren

1) Tac. Ann. II, 32; XII, 52. coll. III, 9. Hist. II, 62.

ließ, und den Lehrern Gehalte und Hörsäle bewilligte [1]). — So war es denn nicht zu verwundern, daß die Ursache mit ihrer Wirkung, Angst und Fürwitz in Betreff der Zukunft, und so oft für Majestätsverbrechen geltendes, lebensgefährliches Forschen nach dieser mit Hilfe der Chaldäer, bis auf die letzten Zeiten des Heidenthums fortdauerte, wo sie in dem immer sichtbarer werdenden Verfalle des Reiches und der traurigen Gestalt der Gegenwart neue Nahrung fand. Unter den vielen Beispielen harter und blutiger Criminaluntersuchungen dieser Art, welche die Geschichtsbücher des Ammianus Marcellinus enthalten, begnüge ich mich auf die letzte von Valens verhängte zu verweisen, welche nicht nur vielen nach den damaligen Gesetzen Schuldigen, sondern auch vielen Unschuldigen, darunter dem edeln um den Staat hochverdienten Feldherrn Theodosius, dem Vater des Kaisers das Leben kostete [2]). Ich bin über diese Schattenseite des Heidenthums absichtlich etwas tiefer in die Geschichte eingegangen, um zu zeigen, wie viel die Menschheit selbst in Ansehung der Gemüths- und Lebensruhe dem Christenthum für den Glauben an eine weise, gütige und mächtige Fürsehung verdankt. So viel über die Hauptirrthümer der heidnischen Theologie; nun noch etwas über die seiner Anthropologie. — Wenn es unläugbar ist, was uns unsre heiligen Schriften auf ihren ersten Blättern lehren, daß der Mensch ein Gleichniß Gottes und zu seinem Ebenbilde geschaffen worden, so folgt nothwendig daraus, daß sich die Natur und Bestimmung des Menschen nur aus der Natur Gottes richtig begreifen läßt, und daher wo es an der wahren Erkenntniß Gottes fehlt, es auch keine wahre Erkenntniß des Menschen, seiner Würde und seiner Vorzüge geben kann. Diese Consequenz der Begriffe läßt uns nach dem Vorausgegangenen von der Anthropologie der Heiden schon vorab wenig tröstliches erwarten, und so finden wir es denn auch wirklich. Sprechen wir zuerst von der Würde des Menschen.

1) Capitol. in Marco. 19; Lamprid. in Heliogab. 9. — Spartian. in Severo 2. 4. Lamprid. in Alexandro 27. 45.

2) Lib. XXIX, 1. 2.

Wir wollen es nur kurz berühren, daß in den verschiedenen Darstellungen der heidnischen Systeme vom Ursprunge der Menschen die Idee der Gottverwandtschaft durchweg fehlt; einigen fehlt so gar der Begriff der Schöpfung, und wo dieser auch vorhanden ist, sind die Menschen entweder Geschöpfe von Mittelwesen, wie in den orientalischen Systemen, oder wenn auch Geschöpfe der Götter, so haben sie doch die Natur der Stoffe, aus denen sie geschaffen sind, wie die Menschengeschlechter in der Hesiodischen Theogonie; der Mythus vom Menschen-schaffenden Prometheus könnte als eine naturphilosophische Entstellung der biblischen Tradition betrachtet werden; endlich der Mythus von Deukalion und Pyrrha ist vollends eine sinnlose Fabel. Also nirgends eine ursprüngliche Gottverwandtschaft, und dennoch liegt in dieser die ganze Würde des Menschen, und der unter allen Verhältnissen bleibende Grund der allgemeinen und gleichen Menschenachtung. Hieraus also erklären sich die vielen und zum Theile groben Versündigungen des Heidenthums gegen die Menschenwürde und Menschenachtung; wie das sklavische Verhältniß des weiblichen Geschlechts selbst im ehelichen und Familienleben, wie es sich im Orient bis heute vererbt hat; die tiefe Herabwürdigung desselben zu Werkzeugen unwillkührlicher Wohllust in den Gebräuchen mehrer Völker, und selbst in den Culten von Indien, Babylon, Phönizien, Karthago u. s. w.; die Verletzung der Menschenachtung im gesammten Sklavenstand und Sklavenhandel, wofür das Heidenthum sogar ein Rechtsprincip geschaffen hatte, wenn auch die wirkliche Behandlung oft besser seyn mochte als das Princip; die unmenschlichen Institute der Athleten- und Gladiatorenspiele zur bloßen Belustigung der Zuschauer; die Kämpfe mit wilden Thieren und andere unmenschliche Todesstrafen für wirkliche oder vermeinte Verbrecher.

In gleicher Weise läßt sich auch die Bestimmung des Menschen nur aus seinem göttlichen Ursprung und seiner Gottverwandtschaft richtig und leicht begreifen. Ist nämlich der Mensch zum Ebenbilde Gottes, zur Gottähnlichkeit geschaffen, und erkennt und glaubt er das, so liegt es ihm auch gleichsam auf der Hand, daß er keine andere Bestimmung haben könne, als die ihm aner-

schaffene Gottähnlichkeit nicht nur treu zu bewahren, sondern auch mit freier Thätigkeit immer mehr zu entwickeln, sie in allem seinem Thun, in seinem ganzen Verhalten hervortreten zu lassen. Darin erkennt er also auch den Zweck und die Aufgabe seines irdischen Daseyns; und weil es ihm bei gereifterem Nachdenken klar werden muß, daß die Dauer desselben zu kurz, die Hindernisse zu mannigfaltig sind, als daß er diese Aufgabe vollständig lösen könnte, so gelangt er in seinem Denken zur Nothwendigkeit der Annahme, daß mit dem Ende seines irdischen Daseyns noch nicht alles für ihn aus seyn könne, sondern noch eine weitere Zeit und ein anderer Raum in einem jenseitigen Leben für ihn übrig seyn müsse, um seine Bestimmung vollständiger zu erreichen. Die Unsterblichkeit, die ihm auf diesem Wege des Denkens als Postulat begegnet, wird für ihn zur unmittelbaren Gewißheit, wenn er entweder die Idee seiner Gottverwandschaft weiter verfolgend, oder mit der zweiten Schöpfungsurkunde bekannt, findet, daß sein Geist — Geist von Gottes Geiste, und folglich unsterblich sey wie dieser. Aber gerade diese Erkenntnisse fehlten den Heiden und mußten ihnen fehlen, weil ihnen die Idee des wahren Gottes verloren, und damit auch die Idee des Menschen in seinen Verhältnissen zu jenem abhanden gekommen war; daher die Unwissenheit, Irrthümer, Zweifel und Unsicherheit in Betreff jener hochwichtigen praktischen Ideen. Sittliche Vervollkommenung als Zweck des irdischen Lebens erkannten außer den bessern Philosophen nur einige orientalische Systeme, wie namentlich das persische; die meisten Heiden kannten keinen andern Zweck des Lebens als den Genuß des Lebens, möglichste Anhäufung seiner Güter, möglichste Fernhaltung seiner Uebel, selbst philosophische Systeme setzten darein das höchste Gut. Daher auch Fernhaltung des Gedankens an den Tod, Läugnung des Fortbestehens nach demselben oder dunkle oder traurige Vorstellungen von demselben, Jammer der homerischen Helden (des Achilles) in der Unterwelt über das düstere Schattenleben, und bei Virgil die Sehnsucht nach der Oberwelt: rursus et incipiant in corpora velle reverti.

§. 36.

Die Beziehungen der falschen Religion zur wahren.

Wenn wir im Vorhergehenden das Heidenthum sowohl nach seiner ganzen historischen Gestalt als in besonderer Rücksicht der zuletzt ausgehobenen Momente als die falsche Religion bezeichneten, so hat dieser Ausdruck nicht den Sinn, als wenn es aller Beziehungen zur wahren Religion baar und ledig gewesen wäre, wie würde alsdann ein Uebergang aus dem Heidenthum in das Christenthum auch nur möglich gewesen seyn? Sondern wie im Menschen überhaupt der Irrthum nur durch Abirrung von der Wahrheit als dem Primitiven entsteht, und wir auch die Entstehung und Entwickelung des Heidenthums selbst nicht anders erklärt haben, so konnte sich auch die Menschheit bei der Entwickelung der falschen Religion von der Wahrheit nicht ganz verlieren, und dieß um so weniger, als die Urbilder derselben dem menschlichen Geiste von seinem göttlichen Schöpfer auf unvertilgbare Weise eingeprägt sind, so daß sich im Menschen nur das Organ für deren Anschauung und Auffassung trüben, sie selbst aber nimmer verloren werden können. Hierauf gründen sich die Beziehungen der falschen zur wahren Religion, die wir nun, nachdem wir unser kritisches Geschäft an der ersten geübt, auch noch auseinander setzen müssen, um diesen Gegenstand wissenschaftlich zu erschöpfen und die historische Erscheinung begreiflich zu machen, wie das Heidenthum nicht nur in das Christenthum übergehen, sondern die Menschen selbst auf dieses vorbereiten, und sie so, wie dieß das Werk des erziehenden Gottes war, auf dem scheinbaren Umwege durch den Irrthum zur Wahrheit geführt werden konnten.

Was den Heiden in ihrer Verirrung von der wahren Religion noch geblieben, das waren, wie gesagt, die Urbilder der Wahrheit, gelegen in dem göttlichen Ebenbilde, welches als dem Menschen angeschaffen, zwar durch Sünde und Irrthum verdunkelt, aber nicht ausgetilgt werden kann. Die Wirkung des innern Schauens dieses Bildes ist eben das Gottesbewußtseyn, dunkel oder klar, rein oder unrein, wie die subjektive Beschaffenheit des Schauenden und seines Schauens, aber in

irgend einer Form in allen Subjekten vorhanden, weil in dem Wesen des menschlichen Geistes gelegen und darum von seinem Selbstbewußtseyn unablösbar. Daher in allen Formen des Heidenthums Ahnung oder Gefühl oder Bewußtseyn von etwas Göttlichem, in der Form von allerlei Göttern, wenn auch nicht die Idee des wahren Gottes; die meisten Systeme fanden jenes Göttliche in der Natur, insofern nicht ohne Grund, als auch die Natur in ihrer Erscheinung ihren Schöpfer und Herrn nicht verläugnet, die Griechen, welche es mehr im Menschen suchten, irrten außerdem noch besonders darin, daß ihnen über dem Vorwalten der sinnlichen Natur die höhern Beziehungen des Menschen zu Gott unbekannt blieben. — Mit dem Gefühle des Göttlichen blieb den Heiden auch das Gefühl der menschlichen Abhängigkeit von demselben, wie der menschlichen Hilfsbedürftigkeit; daher auch in allen Formen des Heidenthums die Erscheinung irgend eines Cultus als äußerer Bezeugung des religiösen Glaubens und der Verehrung des Göttlichen. Diese äußere Religion stellt sich freilich in ihren Handlungen wie in ihrem Zwecke als die Religion der Furcht dar, was theils in dem Charakter der innern Religion, die größtentheils Naturreligion war, theils in dem unbeschwichtigten Sündenbewußtseyn seinen Grund hatte; aber sie diente doch dazu, den Menschen an das Göttliche beständig zu erinnern, und war unendlich besser als völlige Gottvergessenheit. — Ebensowenig konnte den Heiden das sittliche Gefühl, welches mit dem religiösen so nahe verwandt ist, ganz verloren gehen; zwar ist hier gerade die stärkste Schattenseite des Heidenthums, und Religion und Cult theilweise vom Geiste der Unsittlichkeit angesteckt, wenn aber auch das mahnende Gewissen von den Meisten überhört oder hintangesetzt wurde, so sehen wir dafür das rächende seine ungeschwächte Kraft äußern, denn was sind die endlosen Opfer anders als Erzeugnisse des durch sein Sündengefühl geängstigten Gewissens, um damit die Sündenschuld zu tilgen? Jedoch fehlt es im Heidenthum auch nicht an Beweisen einer klaren Erkenntniß der sittlichen Gesetze und einer gewissenhaften Befolgung derselben in dem Leben und der Handlungsweise vieler weisen und guten

Männer des Alterthums, so wie in den Gesetzen der gebildeten Völker. — Im allgemeinen also stellt uns das Heidenthum die Erscheinung dar, daß zwar die Menschheit durch Irrthum und Sünde von der wahren Religion abgekommen, daß ihr aber dennoch die unverlierbaren Grundlagen der letzteren, und damit die Möglichkeit einer Rückkehr zu derselben, ja selbst in ihrer Verirrung gewisse Heilsmittel geblieben, durch deren zeitgemäße Entwickelung sie auf die göttliche Hilfe vorbereitet und für ihre Aufnahme empfänglich gemacht werden konnte. Von diesen Heilmitteln müssen wir noch Einiges sagen.

Ein solches war der bessere Sinn Einzelner, und die von diesen ausgehende höhere geistige Bildung. Das Heidenthum war entsprungen aus dem Abbrechen von der Urtradition, und dazu hatten außer andern mehr zufälligen Ursachen hauptsächlich die überwiegende sinnliche Richtung und die Ausbildung der niedern Vermögen mitgewirkt (§. 12. 15—18.). Die auf diesem Wege fortschreitende Verschlimmerung der Religion, die völlige Herabziehnng des Göttlichen und alles Geistigen überhaupt in den Kreis der gemeinen irdischen Sinnlichkeit, worin besonders die Dichter alles Maß überschritten, konnte bessere Gemüther und der Wahrheit mehr befreundete Geister bestimmen dem Unfug entgegen zu arbeiten, die Reste der überlieferten reinern Religionsbegriffe zu retten, und die reinere Religionsübung den Augen des Pöbels zu entziehen. So entstanden die Mysterien, und wirkten längere Zeit wohlthätig für ihren Zweck, wenn auch nur auf die Gebildetern; als sie aber durch Profanirung ihrer höheren Erkenntnisse und Aufnahme Unwürdiger ausarteten, trat an ihre Stelle ein noch viel gefährlicherer Feind des heidnischen Aberglaubens, — die Philosophie, welche schon durch ihre Aufgabe genöthigt war sich über die Sinnenwelt und ihre Erscheinungen zu den Prinzipien der Dinge zu erheben, und also eine den Dichtern und ihrer Volksreligion gerade entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Schon die formelle Ausbildung, welche sie dem Verstande gab, die Schärfe im Denken und Urtheilen, die Uebung alles im Zusammenhang unter sich und genetisch aus seinen Ursachen zu begreifen, mußte zur Erkenntniß des Willkührlichen,

Schwankenden, Widersprechenden und Vernunftwidrigen in der Götterlehre und dem Cult führen; dazu kam der positive Gewinn an einzelnen wahren Ideen, welche die Philosophie entweder durch sich selbst fand, oder die Philosophen in der Fremde aus den Schätzen alter überlieferter Weisheit sammelten. Die Wirkung dieser philosophischen Bestrebsamkeit konnte keine andere seyn als den mythischen Götterglauben zu erschüttern und allmählig ganz zu untergraben. Der daraus entstehende Unglauben, den wir geschichtlich als die allgemeine Krankheit der letzten Zeiten des Heidenthums antreffen, war zwar an sich etwas rein negatives, aber für den Fortschritt der Religion insofern wichtig, als er am Ende doch die Sehnsucht nach der wahren Religion erzeugen mußte, wie die Krankheit die Sehnsucht nach der Heilung erzeugt.

Dieselbe Sehnsucht wurde aber zugleich noch auf einem andern Wege durch die Entwickelung des Heidenthums selbst herbeigefügt. Aus der Sünde war der religiöse Irrthum zuerst entstanden, und auf die Sünde wirkte er sie verstärkend wieder zurück, aber auch sie führte ihrerseits die Heiden immer tiefer in den Irrthum hinein, so daß sie am Ende den Göttern nicht blos durch äußeres Gepränge, sondern selbst durch Sünden und Laster dienen zu können glaubten. Lange gewahrten sie das Verderben nicht, dem sie entgegen gingen, taumelten vielmehr lustig und fröhlich auf ihrem Wege fort; nachdem aber die Sünde die Völker der Reihe nach verdorben, nachdem durch dieses Verderbniß zuerst die minder mächtigen die Beute der mächtigern geworden waren, von diesen selbst aber eines das andere nach kurzen Zwischenräumen gestürzt hatte, bis zuletzt alle unter das Joch eines einzigen fielen, nachdem dieses einzige mit dem übrigen Raube auch die Afterculte und Laster der unterworfenen in sich aufgenommen hatte, und in diesem Gemische die Gährung von Irrthümern und Sünden ihren Höhepunkt erreichen mußte; da konnte keine Selbsttäuschung die Allgemeinheit des Verderbnisses mehr verbergen, die allgemeinen Folgen der Sünde nöthigten jedem das Bewußtseyn und Geständniß derselben auf, ein allgemeines Gefühl der Unbehaglichkeit mit den äußern Zuständen, wie der innern Leere und Zerrissenheit bemächtigte sich der Ge-

müther, und erzeugte in denselben die Sehnsucht nach Hilfe und Erlösung, die Sehnsucht nach einem bessern Zustande, einer reinern Religion und reinern Sitten.

Auf diesem Punkte seiner Entwickelung hatte die göttliche Weisheit und Gnade das Heidenthum erwartet, in Bezug auf denselben hatte Gott die Völker ihre Wege wandeln lassen, wie er den Einzelnen wandeln läßt, den Zeitpunkt erwartend, wo die Sünde, nachdem sie sich ausgeboren und alle ihre traurige Folgen entwickelt hat, insofern ihr Heilmittel in sich trägt, als damit das klare Bewußtseyn der eigenen Sündhaftigkeit unabweisbar eintritt, und dieses die Sehnsucht nach göttlicher Hilfe und Gnade zu seiner nothwendigen Folge hat; in beiden zusammen, dem Sündenbewußtseyn und der Sehnsucht, liegt aber die Empfänglichkeit für die göttliche Hilfe und Gnade als subjektive Bedingung ihrer Annahme. — Daß diese doppelte Bedingung sich allmählich und immer merkbarer aus dem Verlaufe des Heidenthums entwickelte, beweisen die Ahnungen, und wenn wir wollen, Weissagungen auf eine göttliche Erlösung und einen Erlöser, welche sich in Schriften der verschiedensten Art finden. Am reinsten bei dem großen Meister griechischer Philosophie, bei Plato, durch dessen Schriften sich das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit in intellektueller wie in sittlicher Hinsicht hindurch zieht. Auf andere Weise in den pseudo-orphischen und pseudo-sibyllinischen Orakeln, auf welche letztere sich nicht blos spätere Kirchenväter, sondern schon Justinus [1]), also zu einer Zeit beruft, wo die im christlichen Geiste und von Christen verfaßte Ueberarbeitung noch nicht gemacht seyn konnte; eine Nachbildung jener ältern Orakel besitzen wir wohl in Virgils vierter Ekloge. — Merkwürdig sind zwei geschichtliche Zeugnisse für das Vorhandenseyn solcher Erwartungen bei Suetonius und Tacitus, weil sie uns zeigen, welchen Einfluß darauf die heiligen Schriften der Juden [2]), insbesondere die prophetischen gehabt

1) Cohort ad Graec. c. 28. 37.

2) Der erste sagt in Vespas. c. 4.: Percrebuerat oriente toto vetus et constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Judaea profecti rerum

haben, wenigstens in dem Orient, wo sich nicht nur während des Exils, sondern auch nachher viele Juden aufhielten, und wohin bekanntlich manche griechische Philosophen wallfahrteten. Selbst im tiefern Asien, wohin die Kenntniß der jüdischen Schriften nicht drang, hatte man solche Erwartungen von einer bevorstehenden allgemeinen Weltverbesserung, wie es von den Persern Kleucker [1]), von den Chinesen Schott [2]) zeigt; dies Vorkommen gleicher Erwartungen unter verschiedenen, sonst in keiner Verbindung miteinander stehenden Völkern erklärt sich ebenso einfach aus den im Wesentlichen überall gleichen Entwickelungsgesetzen der menschlichen Natur, als sich eine gemeinsame Eigenthümlichkeit jener Erwartungen aus dem Geiste der alten Zeit erklärt. Alle nämlich gehen auf einen politischen Weltbeglücker, d. h. auf einen Erlöser und sittlichen Reformator, der zugleich ein großer König und Staatengründer seyn sollte; dies lag in den Verhältnissen der alten Welt, in welcher Religion und Sittengesetz eben so national, ebenso Sache jedes besondern Staates war wie die bürgerlichen Gesetze und Staatseinrichtungen überhaupt, erst dem Christenthum war es vermöge seines Ursprungs und seiner universellen Bestimmung vorbehalten, die Religion ihres politischen Charakters zu entkleiden.

---

potirentur. — Der andere Hist. V, 13.: Pluribus persuasio inerat, antiquis sacerdotum literis contineri, eo ipso tempore fore, ut valesceret oriens, profectique Judaea rerum potirentur. Ich bemerke zu der letztern Stelle, daß unter den antiquis sacerdotum literis nur die Schriften der jüdischen Priester gemeint seyn können, denn wie hätte es einem Babylonier oder einem andern Orientalen einfallen können, an eine Weltherrschaft der Juden zu denken, geschweige dieß als eine Weissagung in seine eigenen heiligen Bücher einzutragen?

1) Erster Anhang zur Zend = avesta.

2) Uebersetzung der Schriften des Confucius. 1826.

Drittes Hauptstück.

Die Entwickelung der wahren Religion durch fortdauernde Offenbarung oder das Judenthum.

---

§. 37.

Vorwort.

Wir haben §. 12. und 13. die Gründe angegeben, warum nach der Völkerscheidung die Offenbarung partikularistisch werden, und daher die Entwickelung der Religion ihren Verlauf auf zwei verschiedenen Wegen nehmen mußte. Nachdem wir daher den Verlauf derselben auf dem Wege außerhalb der Offenbarung im Heidenthume dargestellt und gezeigt haben, wie auf diesem Wege zwar die falsche Religion sich entwickelte, aber durch ihre Entwickelung die Sehnsucht nach der wahren und damit die Empfänglichkeit für diese erzeugte, so haben wir nun auch den direkten Fortschritt der wahren Religion unter der Leitung der Offenbarung zu zeigen, bis sie durch die Offenbarung Gottes in Christus in die vollkommene Religion übergeht. Da aber die vorchristliche Offenbarung von Gott bei einem besondern Volke hinterlegt, darum partikularistisch und national wurde und werden mußte, so ergeben sich für unsere Auffassung und Darstellung der Entwickelung der wahren Religion im alten Judenthume zwei Grundsätze und Gesichtspunkte, welche sich durch das Ganze hindurchziehen, worauf wir also überall Rücksicht werden nehmen müssen. Der erste Grundsatz und Gesichtspunkt ist, daß die Offenbarungen Gottes zum Behufe der Erhaltung und des Fortschrittes der wahren Religion sich an die naturgemäße Geschichte des jüdischen Volkes anschließen mußten, und daher wie dieses drei Perioden seiner Geschichte hat, die der Vorbereitung, der Constituirung und des politischen Verlaufs, so auch die göttlichen Offenbarungen ihre Einleitung, Grundlegung und weitere Entwickelung haben. — Der zweite Grundsatz und Gesichtspunkt folgt theils aus dem ersten, theils aus der endlichen Bestimmung der Offenbarungen; diese wurden nämlich dem jü-

dischen Volke gegeben, und insofern haben sie alle eine nationale Farbe und nationalen Inhalt, aber sie waren nicht ausschließlich für dieses Volk bestimmt, vielmehr war ihre Bestimmung eine höhere und allgemeinere für die ganze Menschheit, nämlich die Herbeiführung der vollkommenen Religion und Erlösung. Alle Offenbarungen und Institute des jüdischen Volkes enthalten daher zweierlei Elemente, diese höhern und allgemeinern und jene nationalen, die ihnen als Vehikel dienten; es liegt in dem Zwecke dieser Schrift, nicht nur überall beide zu unterscheiden, sondern auch die höhern besonders hervorzuheben. Wir beginnen mit der —

§. 38.

Einleitung der göttlichen Offenbarungen.

Diese geschah mit der Berufung Abrahams, nach der semitischen Stammtafel der zehnte von Sem und der siebente von Eber abwärts, von welchem auch die Abrahamiden Ebräer genannt wurden, — Genes. Kap. 10. und 11. — Da Gott nach der Völkerscheidung sich nicht mehr allen, sondern nur einem Volke offenbaren konnte, so lag es von selbst in seinem Plane, dieses Volk das Auserwählte, weil seine Berufung einzig und allein von der freien und gnädigen Wahl Gottes abhing, auch durch eine besondere Erziehung und Bildung für seinen Beruf tüchtig zu machen, und daher diese Erziehung und Bildung recht eigentlich von vorne, d. h. mit dem ersten Stammvater und dessen nächsten Nachkommen anzufangen. Aus diesem pädagogischen Gesichtspunkte ist die Berufung Abrahams und seine Ausscheidung aus dem Hause seines Vaters und aus seiner Verwandtschaft, wie sie Genes. Kap. 12. erzählt wird, aufzufassen; aus demselben auch die Wanderungen, — welche Gott ihm und seinen nächsten Nachkommen auflegte, zugleich ein Vorbild jener Wanderungen, welche Gott dem Volke selbst im Verlaufe seiner Geschichte vorbehalten hatte. Durch den langsamen Gang dieser Erziehung wurde zwar das jüdische Volk eines der jüngern Völker, welche die Geschichte nennt, und blieb aus dieser und andern Ursachen in mehrern Beziehungen hinter der Bildung älterer Völker zurück; aber da es zum Depositär der fortschreitenden Offenbarun-

gen Gottes bestimmt war, so überholte es sie bald an Reinheit und Reichthum der religiösen Begriffe, und ließ sie für alle folgenden Zeiten weit hinter sich.

Zu diesen fortschreitenden Offenbarungen Gottes wurde nun auch durch Abrahams Berufung die Einleitung getroffen. Dieser Zweck spricht sich schon in seiner Absonderung aus, wenn man damit mehrere bald darauf folgende Stellen, z. B. Gen. 12, 11 ff.; 20, 11.; 24, 3 ff.; 31, 19 ff. vergleicht; es war nämlich dieß die Zeit, als sich unter den bereits bestehenden Völkern, Aegyptiern, Kanaaniten, Aramäern die Kenntniß des wahren Gottes zu verlieren, und Abgötterei mit ihren Folgen einzureißen anfing. Hier war also auch der Zeitpunkt, wo die göttliche Fürsorge mit ihren Anstalten zur Erhaltung des Monotheismus und der übrigen Traditionen aus der noahidischen Zeit eintreten mußte, und so erscheint als der höhere und allgemeine Zweck der Berufung Abrahams die Erhaltung und Bewahrung der wahren Urreligion als der Grundlage, auf welche sich die fortschreitende Offenbarung stützen mußte. So faßte auch Abraham selbst seinen Beruf auf, indem er auf seinen Wanderungen überall Jehova Altäre errichtete, zu Sichem Gen. 12, 6. 7.; zu Bethel ebend. v. 8.; zu Hebron 13, 18. — Dieselbe Bestimmung hatten auch die spätern Gesichte, deren Gott ihn würdigte, und worin er ihn sowohl seines Schutzes und großer Belohnungen versicherte — Gen. 15, 1 ff., als ihn zur Treue und Beständigkeit aufforderte, indem er mit ihm einen Bund machte, und ihm ein Zeichen des Bundes an dem empfindlichsten Theile des Leibes, die Beschneidung vorschrieb, Gen. 17, 1 ff.

Indem aber Gott hiemit den Abraham und zunächst seine Familie zum Bewahrer der überlieferten wahren Religion machte, und dadurch zugleich die Hinterlage der folgenden Offenbarungen einleitete, kam es vorzüglich darauf an, ihn zum Manne des Glaubens, und wie der Apostel ihn nennt, zum Vater der Glaubenden (Röm. 4, 11.) zu bilden. Diesen Zweck hatten die Verheißungen, womit Gott seine Aufträge an ihn begleitete und unterstützte, Verheißungen, deren Inhalt so überschwenglich war, daß sie selbst unter den günstigsten Aussichten

der Gegenwart einen starken Glauben in Anspruch nahmen, für deren Erfüllung aber die Gegenwart, da sie gegeben wurden, gar keine Gewähr darbot außer dem unerschütterlichen Glauben an die Wahrheit und Allmacht des Versprechenden; „eine Nachkommenschaft unzählbar wie die Sterne am Himmel, Vater eines großen Volkes, Vater vieler Völker, Besitz des Landes in dem er als Fremdling pilgerte, Segen Gottes nicht nur über diese Nachkommenschaft, sondern durch sie über alle Völker der Erde," — und noch kein ehelicher Sohn! — Gen. 12, 1—4.; 13, 14 ff.; 15, 1—8.; 17, 1—10.; — und nachdem auch dieser Einzige geboren war, die schwere Glaubensprobe — Gen. 22, 1 ff. — welche freilich arg mißverstanden wird, wenn sie anders denn als Probe gefaßt wird. Aber Abraham bestand auch diese Probe wie die vorausgegangenen, und rechtfertigte die Wahl Gottes, der ihn zum Vater der Glaubenden ausersehen hatte. — Darum erneuerte auch Gott seine Verheißungen und seinen Bund mit Isaak seinem Sohne — Gen. 26, 3—6., wie dieser auch in der Verehrung Jehova's verharrte — v. 25, — auf gleiche Weise mit Jakob seinem Enkel, Gen. 28, 13 ff.; 33, 11 ff.; an diesem begannen auch die Verheißungen Gottes sich zu verwirklichen, indem er ihn zum Vater von zwölf Söhnen, den Häuptern der zwölf Stämme Israels machte. Aber Jakob bedurfte auch neuer Unterpfänder seines Glaubens, da ihn nicht nur die Furcht vor seinem Bruder Esau beunruhigte, sondern auch die unter seinen Söhnen ausgebrochenen Zwiste und die Schandthaten mehrerer derselben seine Tage verbitterten, und trübe Ahnungen der Zukunft hervorriefen. Noch mehr aber bedurften Jakobs Nachkommen aller dieser Verheißungen und des festesten Glaubens an dieselbe, so wie der treuesten Anhänglichkeit an den Gott ihrer Väter, als während ihres langen Aufenthalts in Aegypten, dem Lande des buntesten uud seltsamsten Aberglaubens, ihre Zahl sich zwar zusehends vermehrte, aber ihre Lage sich in demselben Verhältnisse verschlimmerte und zuletzt in einen Grad von Knechtschaft überging, welche sie von dem Ziel und Ende der traditionellen Verheißungen, ein großes freies Volk im eigenen Lande zu werden, immer weiter zu entfernen schien.

§. 39.

Die Grundlegung durch Moses.

Aber troz dieser ungünstigen Aussichten bewährte sich der Gott Abrahams als den, als welchen er sich ihm unter den Namen El-Schaddai angekündigt hatte, Gen. 17, 1. als den Allmächtigen. Nachdem die Kinder Israels über vierhundert Jahre in der ägyptischen Knechtschaft geschmachtet hatten, und durch den langen Druck entmuthigt, die Wenigsten der göttlichen Verheißungen sich noch erinnerten, Niemand aber die Nähe ihrer Erfüllung ahnete, erschien unerwartet die göttliche Hilfe der Sonne gleich, wenn sie plötzlich den Nebelschleier zerreißt, oder aus schwarzen Wetterwolken hervorbricht. Zur Erfüllung seiner Verheißungen und nächsten Ausführung seiner Absichten wählte Gott einen Mann aus den Israeliten; dieß war natürlich, aber die Befähigung zu dem schweren Amte, welches der Berufene übernehmen sollte, lag über der Natur, der Bildung, dem Charakter und dem Muthe der Israeliten, wie sie unter dem hundertjährigen Drucke geworden waren; diese Befähigung mußte ihm also auf einem außerordentlichen und wunderbaren Wege gegeben werden, und nur Gott konnte es seyn, der ihm diesen Weg bahnte, und ihn auf demselben führte. Er wählte hiezu eine jener Verkettungen der Umstände und Wirkungen, wodurch er so oft im Verlaufe der Geschichte seine Absichten durch die scheinbar gerade entgegengesetzten Mittel erreicht. Eine Verordnung, welche den ägyptischen Hebammen die Tödtung der hebräischen Knäblein gleich bei der Geburt befahl, und damit die Ausrottung dieses Volksstammes auf dem kürzesten Wege bezweckte, mußte die Veranlassung werden, daß der Erwählte gleich nach seiner Geburt seinem Volke, damit aber auch der Rohheit und Verknechtung entrückt, sogar an den königlichen Hof gebracht, und in der Weisheit und den Künsten der Aegyptier unterrichtet wurde. Dieß war ein großer Schritt zu seiner Befähigung, aber ein zweiter scheinbar ganz widersprechender sollte folgen. Die ägyptische Bildung hatte in dem nun erwachsenen Moses das angeborne Nationalgefühl nicht erstickt, und gegen die Bedrückung seines Volkes nicht unempfindlich gemacht; im Unmuthe darüber tödtete

er eines Tages einen Aegyptier, und nahete sich hierauf seinen Brüdern, ward aber von ihnen auf eine Weise zurückgestoßen, die ihn nöthigte außer Landes nach Madian zu fliehen. Hier war ihm die Gelegenheit gegeben die ägyptische Schulbildung mit den Erfahrungen des Lebens zu bereichern, seinen Eifer für die Freiheit und das Wohl seines Volkes zu läutern, über die Mittel und Wege seiner Rettung nachzudenken, vor allem aber Gott zu vertrauen und auf ihn zu warten. Exod. K. 1. 2.

Dieser aber ließ nicht allzulang auf sich warten. Nachdem er seinen Auserwählten, diesem selbst unbemerkt, geraume Zeit auf den verschiedensten Wegen geführt, und ihn hiedurch zur Uebernahme seines Berufes geschickt gemacht hatte, nahte er sich ihm auf merkbare Weise in äußern Erscheinungen, und übertrug ihm die Sendung zur Befreiung seines Volkes aus Aegypten. Er kündigte sich ihm selbst an als den Gott seiner Väter, als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, und als Gesandten dieses Gottes sollte sich Moses wieder den Israeliten ankünden, um in ihnen das Andenken an die den Vätern gemachten Verheißungen aufzufrischen; er fügte dieser allgemeinen Bezeichnung zur Belehrung eines in Rohheit versunkenen Volkes den besondern Namen bei, daß er heiße — der jetzo noch ist und immer seyn wird, Jehova der allzeit Seyende und darum Unveränderliche; er hob den Muth seines Gesandten durch die Kraft zu Thaten, die er ihm verlieh, zu Thaten, welche ebenso geeignet waren die Aegyptier zu schrecken, als den Israeliten Vertrauen zu ihrem Befreier und Führer einzuflößen Exod. K. 3. 4. — So ausgerüstet, unternahm Moses das schwere Werk sein Volk aus Aegypten zu befreien, unter vielen und großen Hindernissen führte er dasselbe aus diesem Lande weg, noch größere bereitete ihm dieses selbst durch seine Rohheit und Widerspenstigkeit, und vierzigjährige Wanderungen durch die Wüste unter der strengen Zucht göttlicher Gesetze und Strafen waren nothwendig, um es nur soweit zu zähmen und zu bilden, daß man mit ihm den Versuch machen konnte, es in das Land der Verheißung einzuführen, und unter den Kanaaniten als selbstständiges Volk zu constituiren. Doch diese letzte Aufgabe, der Schluß des ganzen Werkes, war einem

andern vorbehalten; aber mit diesem Schlusse waren die Verheißungen an Abraham, Isaak und Jakob erfüllt, insoweit sie ihre Nachkommen unmittelbar und allein betrafen.

Der andere Theil der Verheißungen, der Segen über alle Völker, der in keiner Beziehung zu politischen Zwecken stand, die für verschiedene Völker verschieden sind, konnte nur an die Entwickelung der wahren Religion geknüpft seyn; insofern daher dieser Segen von Israel ausgehen sollte, mußte die Erfüllung jener Verheißungen auch die Elemente zur Entwickelung der wahren Religion enthalten, die wir nun aufzusuchen haben. Diese Elemente mußten schon mit der Grundlegung durch Moses gegeben seyn, weil alle Entwickelung von dieser ausging und auf ihr ruhte, in Beziehung aber auf die Form, in welcher die Elemente ursprünglich hervortreten, konnte und mußte eine Verschiedenheit in der Weise stattfinden, daß ein Theil dieser Elemente schon am Anfange scharf bezeichnet und bestimmt, ein anderer mehr angedeutet als entwickelt, ein dritter mehr dunkel verkündigt als angedeutet ist; dieß forderte die Natur der Entwickelung, der pädagogische Gang der Offenbarung und die Beziehung der einzelnen Elemente zum Hauptzwecke. Die letztere Beziehung werden wir überall an ihrem Orte hervorheben, und beginnen mit jenem Theile der Elemente, die als Grundlage und Träger der übrigen gleich am Anfange mit voller Schärfe und Bestimmtheit hervortreten.

§. 40.

Das Gesetz und die Theokratie.

Die Grundlage aller Anstalten Gottes bei dem israelitischen Volke ist das in seinem Namen von Moses gegebene Gesetz, ebenso nothwendig zur politischen Constituirung und zum Bestande des Volkes als eines solchen, wie zur Erhaltung und weiteren Entwickelung der wahren Religion durch dasselbe, darum enthält es wesentlich zweierlei Elemente, politische und religiöse, jedoch so, daß selbst die bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen vom Geiste der Religion durchdrungen sind, und die religiösen Ideen in volksthümliche Formen eingekleidet erscheinen. So erscheint die israelitisch-mosaische Religion zugleich als Volks- und Staats-

religion, unterscheidet sich aber von allen Staatsreligionen der alten Welt nicht blos durch ihren Gehalt an reinen und wahren Ideen, sondern vorzüglich durch die ihr eigene Idee der Theokratie, welche alle Keime und Elemente zur Entwickelung der wahren Religion einschließt. Wir wollen die hauptsächlichsten kurz hervorheben.

Vor allen ist es die religiöse Grundidee des einen und wahren Gottes oder der Monotheismus, der im Gesetze auf die feierlichste Weise sanctionirt und weiter entwickelt wird. Er war der ursprüngliche Glaube der Menschheit, wurde hierauf die Familienreligion Abrahams, der zu dessen Erhaltung und Bewahrung ausdrücklich berufen worden, und bei seinen Nachkommen nun die Nationalreligion, auf welche sie von dem Gesetzgeber feierlich verpflichtet wurden. Diese Verpflichtung war gegründet auf die ganze vorausgegangene Geschichte des Volkes und die in dieser unverkennbaren Führungen Gottes, der es in seinem Stammvater auserwählt, in Isaak und Jakob vorbereitet, in Aegypten gemehrt und unter dem härtesten Drucke nicht vergessen, durch Moses mit mächtigem Arm aus diesem Lande befreiet und durch Moses Nachfolger Jehosua in das Land der Verheißung eingeführt hatte. Durch so viele und starke Bande war das israelitische Volk an seinen Gott gebunden, daß der Abfall von ihm nicht blos eine moralische Sünde, sondern nach rechtlich politischen Begriffen das größte Verbrechen, eine Felonie gewesen wäre, wodurch es alle seine Ansprüche auf politische Selbstständigkeit und Landesbesitz verlor. — Wenn aber auf diese Weise der Monotheismus bei dem israelitischen Volke befestigt und gegen Verdrängung durch den allerwärts herrschenden Polytheismus gesichert war, — und dieß war die erste Bedingung zur Entwickelung der wahren Religion —, so hatte die göttliche Idee überhaupt durch die göttlichen Thaten in der ebenbemerkten Geschichte neue Entwickelungen erhalten, welche in der Theologie Mosis gesammelt und mit neuen vermehrt sind. In dieser im strengsten Sinne theologischen Beziehung ist das mosaische Gesetz ein sehr merklicher Fortschritt, wenn man den Umfang und die Bestimmtheit seiner Gotteslehre mit der im Buche der Genesis

enthaltenen vergleicht; jene erscheint ebenso als eine weitere Entwickelung der göttlichen Idee, wie sie Keime zu einer künftigen Entwickelung derselben in sich trägt.

Wie in dem theologischen Theile des Gesetzes die Idee des einen und wahren Gottes mit seinen Eigenschaften, so ist im moralischen der heilige Wille Gottes als das höchste und alleinige Gesetz sanctionirt, wie jene den Glauben, so regelt dieses das Handeln des Israeliten. Dieser göttliche Wille, ausgesprochen in seinem Worte und gekleidet in die Form von Geboten, ist die höchste alles beherrschende Macht; ihr gehorcht die ganze Natur, durch sie wird und vergeht alles, sie ist das Wirkende in allem; ihr ist auch der Mensch unterworfen, nicht wie die Natur, sondern mit Freiheit, daher ihm neben dem Gebote immer die Wahl gelassen wird rechts oder links zu gehen; macht er den göttlichen Willen zu dem seinigen, so wandelt er mit Gott ohne Anstoß, widerstrebt er demselben, so reibt ihn dieser durch die Allgewalt seiner Bewegung auf. — Durch diese Zurückführung aller sittlichen Gebote auf den heiligen und zugleich allmächtigen Willen eines persönlichen Gottes, welcher der Herr der Welt ist, erhielt das Sittengesetz überhaupt die höchste Ehrwürdigkeit, und seine verbindende Kraft ein über jeden Widerspruch von Seite des Menschen erhabenes Ansehen. In diesem heiligen Willen des Herrn aller Dinge fanden dann auch die speziellen Gebote (die spezielle Pflichtenlehre) ihr Motiv, welche das Gesetz in sehr detaillirter Weise nicht nur über das Verhalten gegen Mitbürger, sondern auch gegen Fremde vorschreibt.

Die Ehrwürdigkeit der göttlichen Gebote wurde ferner noch unterstützt durch die Idee einer stets gegenwärtigen, mit der Geschichte fortschreitenden, die Schicksale der ganzen Nation wie die Loose des Einzelnen, ihrem Verhalten gemäß bestimmenden Vergeltung; Segen und Fluch, Glück und Unglück, Belohnung und Strafe ist an jedes einzelne Gebot, und am Schlusse der Gesetzgebung an das ganze Gesetz (Deut. K. 27. 28.) angehängt, das Eine für den Fall der Beobachtung, das Andere für den Fall der Uebertretung. Dieß ist die Idee des Weltgerichtes, gestützt auf die Idee einer heiligen alles beherrschenden Fürsehung, ge-

fordert von dem sittlichen Bewußtseyn, hier aber angepaßt der Empfänglichkeit eines sinnlichen und ungebildeten, wie dem Bedürfniß eines zur Entwickelung der wahren Religion bestimmten Volkes. Beides, die Empfänglichkeit und das Bedürfniß gerade dieses Volkes forderten die Aufstellung der Idee der Vergeltung in dieser Form, zu deren Behauptung man gar nicht nöthig hat zu einem fortdaurenden Wunder seine Zuflucht zu nehmen, da die frühere Geschichte dieses Volkes die unverkennbarsten Spuren einer besondern Führung in der Mitte der Völkergeschichte enthält, und die spätere Geschichte desselben die unwidersprechlichen Beweise für die Wirklichkeit der Vollziehung des vorausverkündeten Gerichtes liefert.

Aber bei aller Ehrwürdigkeit des göttlichen Willens, und der feierlichsten Verpflichtung der Nation auf seine Gebote sowie der schärfsten Bedrohung mit göttlichen Gerichten, war doch nicht zu erwarten, daß die Einzelnen oder die ganze Nation diesen Geboten allzeit und vollkommen nachleben, vielmehr die natürliche Rohheit, der das Gesetz als äußere Macht mit ihren Imperativen entgegentrat, und zunächst nur Furcht und Gehorsam aus Furcht bewirken konnte, so wie die Sünde und die Lust an der Sünde, gegen welche das Gesetz gegeben war, dem göttlichen Willen vielfach widerstreben, und seine Gebote übertreten würden. Durch dieses Verhältniß des Gesetzes zum Willen derer, denen es gegeben war, wurde ein doppelter Zweck erreicht; einmal wurde der Mensch in die Kenntniß seiner selbst eingeführt und das Bewußtseyn der eigenen Sündhaftigkeit in ihm unterhalten, indem das Gesetz unaufhörlich Forderungen an ihn machte, von welchen er sich in seinem Innersten sagen mußte, daß ihm die Lust und Kraft dazu mangle; sodann mußte dieses fortwährend unterhaltene Bewußtseyn in ihm doch auch Reue über seine Sünden, das Verlangen nach Besserung, die Sehnsucht nach Aussöhnung mit dem Gesetze und dem heiligen Willen seines Urhebers hervorrufen, wodurch zunächst ein tieferes Versinken verhindert wurde. Diese aus der Strenge des Gesetzes entspringenden Empfindungen sind in ihm auch vorgesehen, und es kommt ihnen entgegen mit einer Menge ausführlicher Vorschriften über

die Büßung und Lösung aller Uebertretungen, welche den zeremoniellen Theil des Gesetzes bilden, und zugleich den öffentlichen und Privatcult der Juden bestimmen. Sie werden nothwendig misverstanden, wenn sie außer ihrem Zusammenhange mit den übrigen Theilen des Gesetzes betrachtet werden; wohin aber die Aeußerlichkeit dieser gesetzlichen Rechtfertigungen bei fortschreitender Entwickelung führen mußte und wirklich geführt hat, werden wir erst später zeigen können.

Dieß sind die hauptsächlichen und wesentlichen Bestandtheile des mosaischen Gesetzes als Gesetzes. Sie hangen aber alle und werden getragen von der Idee der Theokratie, deren Bedeutung wir noch zu zeigen haben. Ihre Bedeutung aber ist wie die Bestimmung des Volkes, bei welchem sie hinterlegt wurde, wesentlich eine doppelte: eine nationalpolitische in Beziehung auf das israelitische Volk, und eine universell-religiöse, welche durch die erste vorbereitet und wie in einem Symbol zur Anschauung gebracht werden sollte; jene entwickelte sich auf natürliche Weise aus der Geschichte des Volkes, und war gefordert durch dessen Bestimmung. Hatte sich Gott in der Geschichte seiner Stammväter und an deren Nachkommen als liebenden und sorgenden Vater erwiesen, so zeigte er sich in der Erhebung seiner Pflegkinder zu einem Volke thatsächlich als ihren König; er war es, der durch die über Aegypten verhängten Landplagen Pharao nöthigte die Israeliten ziehen zu lassen, er war ihr Führer auf den Zügen durch die Wüste, er gab ihnen auf diesen Zügen Ordnung und Gesetze, sein Arm endlich führte sie in das Land der Verheißung ein, und unterwarf ihnen die Kanaaniter; war also der, dem sie Freiheit, Land und Gesetz verdankten, nicht ebendadurch ihr König? — Aber die Bestimmung dieses Volkes forderte zugleich, daß sie außer ihm keinen andern König haben sollten; da es die Bestimmung hatte, nicht nur die Grundelemente der wahren Religion zu bewahren, sondern auch vermittelst neuer Offenbarungen in ihrer Entwickelung weiter zu führen, so durfte in den bürgerlichen und politischen Institutionen nichts seyn, was dieser Bestimmung hindernd in den Weg treten könnte; wie daher das Gesetz desselben kein Ausfluß des Volkswillens oder eines

vom Volke beauftragten Gesetzgebers, sondern reiner Ausfluß des souveränen göttlichen Willens war, so mußte auch die höchste Idee des Staates, welche alle bürgerlichen und politischen Verhältnisse in sich vereinigt und zusammenhält, die Idee der Majestät — mit der höchsten religiösen Idee zusammenfallen, d. h. Gott selbst mußte der König dieses besondern Volkes seyn. Wie nothwendig diese Congruenz der beiden höchsten Ideen zu dem gedachten Zwecke war, läßt sich aus dem Gegentheile historisch wahrnehmen, da in der Geschichte der Völker politische Institutionen und Fehler verderblich auf die Religion eingewirkt haben, und bei den Juden selbst, nachdem sie ihrer theokratischen Grundverfassung zuwider Könige verlangten und erhielten, durch ebendiese frühzeitig die Abgötterei eingeführt wurde. So viel lag daran, daß Gott bei dem auserwählten Volke nicht blos der Mittelpunkt des religiösen, sondern auch des Staatslebens blieb, um alle Verhältnisse und Thätigkeiten zu beherrschen; soviel lag auch aus demselben Grunde daran, daß sich dieses Volk gegen alle näheren Verbindungen mit andern Völkern, besonders gegen eheliche Verbindungen abschloß; wie Salomon Frauen von auswärtigen Völkern nahm, führte er auch die Götter derselben in sein Land ein.

War die Idee der Theokratie eine durch die Geschichte und Bestimmung des jüdischen Volkes gegebene politische Idee, so war sie noch mehr nothwendig in allgemein religiöser Beziehung. In dieser Beziehung ist sie nichts anderes als die Idee der göttlichen Fürsehung und Weltregierung, welche ihr Reich im Universum hat, die Natur und die Geisterwelt, die Angelegenheiten der Völker und der Einzelnen umfaßt, allen Gesetze gibt, über deren Beobachtung wacht, Belohnungen und Strafen hienach bestimmt, aber auch für das Wohl Aller Sorge trägt, allen mit seinem Beistand und seiner Hilfe zur Hand ist als Herr und König, Gesetzgeber und Richter, Freund und Vater; mit einem Worte, die Idee der mosaischen Theokratie ist die Anticipation der erst im Christenthum hervortretenden Idee vom Reiche Gottes als eines ethischen Gottesstaates, welche der alten Welt und Bildung nur unter dieser Hülle eines sinnlichen Weltstaates zugänglich und begreiflich gemacht werden konnte.

§. 41.

Das Priesterthum.

Es war neben dem Gesetze die zweite wesentliche Institution Mosis, der ihr einen sehr bestimmten und sehr umfangreichen Theil seiner Gesetzgebung gewidmet hat. Wir zeigen, in welchen besondern Beziehungen diese Institution, die wir auch fast in allen Religionen der alten Welt finden, zu dem übrigen Gesetze gestanden habe.

Moses hatte, um das Gesetz jedem Israeliten einzuprägen, und durch dasselbe die ganze Nation zu bilden, verordnet, daß Aaron und seine Söhne die Kinder Israels lehren sollten alle Satzungen, die Jehova zu ihnen durch Mose geredet, — Levit. 10, 11.; sie sollten in Verbindung mit dem Richter in allen schwerern Rechtssachen den Urtheilsspruch schöpfen, und die Betheiligten an ihren Ausspruch gebunden seyn, — Deuteron. 17, 8—12.; darum übergab er auch am Ende seiner Laufbahn die Gesetzesrolle den Priestern, daß sie dieselbe in der Bundeslade niederlegen und im Jubeljahre vor dem ganzen Volke vorlesen sollten, — ebend. 31, 26. und 10—13. Hiedurch waren also die Priester zu Erklärern und Auslegern des Gesetzes bestellt, wie schon Aaron dem Mose zum Interpreten verordnet war, — Exod. 4, 14—16.; 7, 1. Und solcher Ausleger bedurfte sowohl das Gesetz an ihm selbst, als die Unkultur des Volkes, welches nur allmählig in den Geist desselben eingeführt werden konnte, und ihn bei alledem nie ganz begriffen hat.

Sie sollten aber das Gesetz nicht blos erklären und das Volk zu dessen Beobachtung anhalten, sie sollten es auch an ihnen selbst darstellen, an ihrer Person und ihrem Verhalten. Darum konnten nicht alle Leviten zum Priesterdienste genommen werden, sondern nur körperlich gesunde und fehlerfreie, indem selbst das Aeußere des Priesters ein Abbild des Rechten und Gesetzmäßigen seyn sollte, — Levit. 21, 17 ff.; 22, 3—9.; darum waren sie in der Wahl ihrer Gattinnen gleicherweise auf makel- und tadellose Personen beschränkt, damit nicht blos ihre Person, sondern auch ihr häusliches und Familienleben das Recht- und Gesetzmäßige darstellen möchte, ebend. 21, 7—15.; darum ist

ihnen eine noch größere Scheu vor allem Unreinen, eine noch größere Sorgfalt gegen gesetzliches Verunreinigen zur Pflicht gemacht als den übrigen Israeliten, ebend. 21, 1—6. Ueberall werden sie daran erinnert, daß sie auf besondere Weise ihrem Gott geweihet seyen, darum heilig seyn sollen wie er, und den Namen ihres Gottes nicht entweihen unter seinem Volke, aus welchem Grunde ihre und der Ihrigen Vergehen auch strenger bestraft werden, — Levit. 10, 1 ff.; 21, 9.; Num. 16, 8 ff. Allen diesen Bestimmungen liegt sichtbarlich die Idee zu Grunde, daß die Priesterschaft das in der Erscheinung verwirklichte Gesetz darstellen sollte.

Wenn sich in dem eben gesagten die Beziehungen des Priesterthums zum ganzen Gesetze finden, so stehet jenes noch in einer besondern Beziehung zu dem Theile des letztern, welcher vorschreibt, wie die Uebertretungen gebüßet und gelößet, und der Einzelne wie die Nation mit Gott versöhnet werden soll. In dieser Beziehung ist der Priester der Vermittler zwischen den Menschen und Gott, der die Gebete und Opfer der erstern Gott darbringt, und von Seite dieses ihnen in Kraft der gesetzlichen Zusicherungen Vergebung der Strafen und Versöhnung verkündet. Für die Einzelnen in Ansehung ihrer Sünden und Uebertretungen thut dieß jeder Priester, worüber Levit. Kap. 1—8. ausführliche Vorschriften vorkommen; die ganze Nation versöhnt der Hohepriester einmal des Jahrs am großen Versöhnungstage nach den Bestimmungen Levit. K. 16. — Kam zu diesen Entsündigungswerken die entsprechende innere Gesinnung, die aber nur aus der innern Aufnahme des Gesetzes entspringen konnte, so bewirkten sie wirklich die Entsündigung; da aber das Gesetz von der Menge nur äußerlich angenommen und äußerlich befolgt wurde, so konnte dieser äußere Ritus die Sünde innerlich nicht tilgen, sondern blieb nur Symbol einer erst zu erwartenden geistigen Erlösungs- und Versöhnungs-Anstalt.

§. 42.

Das Prophetenthum.

Fassen wir diese dritte Institution des Mosaismus im weitern Sinne als Hinweisung und Vertröstung auf die Zukunft vermittelst

Verheißungen, welche in der Zeit, da sie gegeben werden, noch nicht begriffen werden, sondern erst durch eine Reihe von Entwickelungen in nicht bestimmter Ferne zu ihrer Erfüllung gelangen sollen, so ist der Prophetismus älter als Moses, und beginnt schon mit Abraham. Denn was sind die ihm und seinen Nachkommen gemachten Verheißungen anders als Hinweisungen auf die Zukunft, Weissagungen zukünftiger Ereignisse und Zustände in dem angegebenen Sinne? Der Unterschied dieses ursprünglichen von dem spätern Prophetismus besteht blos darin, daß in jenem Gott selbst unmittelbar der Prophet ist, während er in diesem durch ein anderes Organ spricht.

Wie aber vom Anfang an, d. h. von Abrahams Berufung die Auserwählung des israelitischen Volkes nicht um seinet-, sondern um der Menschheit willen geschehen war, und die Entwickelung der wahren Religion durch es zwar eingeleitet und fortgeführt werden aber allen Völkern zu gut kommen sollte, so war in keinem Moment der Geschichte dieses Volkes seine Bestimmung erfüllt, ein abgelaufener Moment wies auf einen nächst zukünftigen, und so durch die ganze Reihe, bis das eigentliche Ziel, der Segen und das Heil der Völker erschien. Darum hat die ganze Geschichte des Volkes einen prophetischen Charakter, Weissagungen folgen in ihr auf Weissagungen, Verheißungen auf Verheißungen, in welchen das anfangs Ferne immer näher gerückt und kenntlicher wird; darum ist der Prophetismus bei weitem die interessanteste Partie in dieser Geschichte, und von allgemeiner Bedeutsamkeit; darum ist es aber auch nothwendig, daß wir seiner geschichtlichen Entwickelung mit Aufmerksamkeit folgen, und so von den Weissagungen des alten Testaments ein deutliches und zusammenhängendes Bild gewinnen.

§. 43.

Propheten werden verheißen.

Wie Gott in der ersten Periode, als das auserwählte Volk erst zubereitet wurde, den Vätern desselben seinen Willen selbst ohne Mittelsperson kundthat, in der zweiten aber, da das Volk wirklich constituirt wurde, durch einen besondern Gesetzgeber zu

ihm sprach; so hatte er anfänglich den Vätern die Aussichten in die Zukunft ebenfalls selbst eröffnet, wollte es aber nun dem Volke durch Mittelspersonen thun, wie es auch den veränderten Verhältnissen angemessen war. Dieß ist der Ursprung der Propheten, welche zwar mit dem Gesetze noch nicht förmlich gegeben oder bestellt, aber doch verheißen wurden; die Verheißung steht Deuteron. 18, 15—18. Hier spricht Moses zu dem Volke: „einen Propheten aus deiner Mitte, aus deinen Brüdern, wie mich, wird Jehova dein Gott dir erwecken, den sollet ihr hören? Ganz wie du gebeten hast von Jehova deinem Gott am Horeb, am Tage der Versammlung, da du sprachest: nimmer vermag ich zu hören die Stimme Jehova's meines Gottes, und zu sehen dieses übergroße Feuer, damit ich nicht sterbe. Und Jehova sprach zu mir: sie haben wohl geredet. Einen Propheten will ich ihnen erwecken aus der Mitte ihrer Brüder gleich dir, und will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird zu euch reden Alles, was ich ihm gebiete."

Fragen wir nach der Bestimmung des Propheten, so ist diese im Allgemeinen in der Verheißung selbst ausgedrückt; er sollte seyn Mittelsperson zwischen dem Volk und Gott, das Organ von diesem, aber die genauere Bezeichnung seiner Bestimmung liegt in der Einleitung zu der Verheißung — ebend. v. 9—13., welche Einleitung zugleich die Veranlassung enthält, daß die Verheißung gerade hier eingeschaltet wird. Es ist nämlich an diesem Orte die Rede von den mancherlei abergläubischen und abgöttischen Mitteln, Künsten und Künstlern, durch welche die kanaanitischen Völker, mit welchen die Israeliten nun bald in Berührung kommen sollten, das Schicksal befragten und die Zukunft erforschten. Vor diesen Gräueln warnt Jehova sein Volk, und ermahnt es zur festen Anhänglichkeit an ihn, und unmittelbar hierauf folgt nun die Verheißung des Propheten, der den Israeliten statt aller jener Wahrsager, Zeichendeuter und Todtenbeschwörer seyn soll. Nach diesem Zusammenhange hat also der Prophet zunächst die Bestimmung, im Namen Jehovas dem Volke Aufschlüsse über die Zukunft zu ertheilen, wie dieses angewiesen ist, solche Aufschlüsse nur bei Jehova zu suchen, — V. 13. 14.

— Aber diese Bestimmung, wornach sich der eigenthümliche Begriff und der Name Seher gebildet hat, schloß andere Functionen des Propheten nicht aus.

Ohnehin lassen die Worte der Verheißung, „ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird zu euch reden Alles, was ich ihm gebieten werde," — jede Art göttlicher Aufträge zu, aber eine derselben stund mit seinem Seheramte und mit dem ganzen Gesetze in so unmittelbarem Zusammenhange, daß sie durch die ganze Geschichte als stehende Function des Propheten erscheint. Nach den dem Gesetze angehängten Verheißungen und Drohungen hing die Entwickelung der Schicksale der Einzelnen und der ganzen Nation, also auch die Zukunft der letztern, von der Beobachtung oder Nichtbeobachtung des Gesetzes ab, — §. 40, 3.; diesen Zusammenhang konnte und durfte der Seher am wenigsten übersehen, vielmehr mußte sein Blick dem Verhalten der Nation gegen das Gesetz stets beobachtend und vergleichend zur Seite gehen; d. h. der Prophet war vermöge seines Amtes zugleich Wächter über Gesetz und Sitten, und übte gegen Jedermann eine Censur, strenger als sie bei andern Völkern bestand, weil sie auf göttlicher Auktorität ruhte. Diese Censur wurde in der Folgezeit besonders nothwendig, als die Hohenpriester ihr Amt vernachläßigten, und aus dieser Ursache die Juden Könige erhielten; denn diese fingen bald an sich gegen das Gesetz zu vergehen, und ließen es darum auch gerne geschehen, daß die Nation sich dagegen verging. Hierin findet sich zugleich die Erklärung, warum das Institut der Propheten, wiewohl schon von Moses verheißen, erst um die angegebene Zeit in Gang kommt — durch Samuel, der den Reigen derselben eröffnet, wie er auch den ersten der Könige salbt; zugleich aber auch Schüler und Schulen bildet, um das Institut der Propheten bleibend zu begründen. 1 Sam. 10, 5 ff.; 19, 20 ff.; und von dieser Zeit an erscheinen und wirken die Propheten bis nach dem Exil.

§. 44.

Die Entwickelung des Prophetismus.

Wie die Entwickelung der wahren Religion im alten Judenthum sich beständig durch zwei Momente bewegt, das national-partikularistische des Volkes, bei welchem sie hinterlegt war, und das universalreligiöse, worauf sie hinstrebte (§. 37.); so auch die Entwickelung des Prophetismus, welcher unter allen mosaischen Institutionen den größten Einfluß auf die Entwickelung der wahren Religion gehabt hat. Seiner Verheißung gemäß sollte er zunächst dazu dienen, das Volk von der Abgötterei und von abgöttischen Gebräuchen abzuhalten, ihm die Aufträge Gottes und seine Aufschlüsse über die Zukunft mitzutheilen, und überhaupt über die Beobachtung des Gesetzes zu wachen. Dieß ist die nationale, theokratisch politische Bestimmung des Prophetismus, einzig auf das Wohl der Nation gerichtet; und die Geschichte gibt allen Propheten das Zeugniß, daß sie mit ebensoviel Treue gegen Gott, als Liebe zu ihrem Vaterland und Volk ihre Bestimmung erfüllt haben; unermüdet wachten sie über die Beobachtung des Gesetzes, folgten mit Aufmerksamkeit der Handlungsweise der Könige und des Volkes, warnten und belehrten, entwickelten die Folgen der Handlungen und Zustände, drohten mit göttlichen Strafgerichten, trösteten und spornten mit einer erfreulichen Wendung der Schicksale in der Zukunft; alles ohne Menschenfurcht, ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil, nicht entmuthigt durch Undank, nicht gebeugt durch Verfolgungen.

Aber auch Alles oder das Meiste vergebens. Die Propheten predigten tauben Ohren und versteinerten Herzen, Könige und Volk gingen falschen Göttern nach, oder übertraten auf andere Weise das Gesetz, daher zuerst Trennung des Reichs, hierauf Verfall und endlich Auflösung beider Hälften. Wie nun so die Gegenwart immer trüber ward, mußte sich der Blick um so sehnsüchtiger und fester an die Zukunft heften; wie die nächste Zukunft stets nichts anderes brachte, als was schon da gewesen, und die Schicksale der Nation in einem continuirlichen Wechsel sich wiederholender Ereignisse hin und her schwankten, mußte sich der Blick des prophetischen Sehers höher heben und erweitern;

wie das auserwählte Volk so wenig Besserung zeigte als die übrigen Völker, und die mosaischen Institutionen an ihm alle Kraft verloren zu haben schienen, mußte ihnen die Nothwendigkeit neuer, umfassenderer und tiefer eingreifender Institutionen klarer werden. Es konnten nun die Schicksale ihres Volkes in seiner Isolirung gefaßt, nicht mehr der einzige Gegenstand ihrer Sorge und ihrer Verkündigungen seyn, sie mußten auch das Heil und den Segen über die Völker umfassen, der schon in die Verheissungen an Abraham eingeschlossen war; und so wird es uns ganz erklärlich, wie die Propheten mit dem Fortschritte der Zeiten und der Entwickelungen zu immer höheren und universellern Anschauungen sich erheben, welche sich in der Idee einer allgemeinen socialen und religiös-moralischen Restauration concentriren. Da aber eine solche nur von einem göttlichen Manne bewirkt werden konnte, so wird nun dieser Mann und sein Werk der große Zielpunkt des Prophetismus, der Mittelpunkt göttlicher Verheißungen und menschlicher Erwartungen. Dieser Mann ist der Messia, seine Zeit die messianische, seine Herrschaft die messianischen Zustände.

§. 45.

Die Wurzeln der Messiasidee.

Der Messianismus, insofern er am Schlusse seiner prophetischen Entwickelung wie in seiner historischen Erfüllung die Anstalt Gottes zur Erlösung und Wiederherstellung der Menschheit bezeichnet, treibt seine Wurzeln bis zu den Anfängen göttlicher Offenbarungen und Verheißungen hinauf, mit der Erweiterung und Aufhellung der letztern treiben diese Wurzeln Stamm und Blätter, bis zuletzt der Baum des Heils in seiner vollen Entfaltung dasteht, um durch seine Frucht den Schaden der Frucht des ersten Baumes der Erkenntniß zu heilen.

Schon die älteste Urkunde, welche die Sünde des ersten Menschenpaars berichtet, weist in ihrer symbolischen Darstellung auf eine Hebung der durch sie verursachten Verwundung. Mitten in der Verkündung der göttlichen Strafurtheile findet sich eine Bedrohung der alten Schlange, und eine Tröstung des durch sie

verführten Weibes, daß seine Nachkommenschaft jener den Kopf zertreten werde, — Gen. 3, 15. Freilich ist dieser Trost und diese Verheißung in Beziehung auf alle Nebenumstände so unbestimmt und dunkel, wie die Zukunft überhaupt am Anfang der Geschichte dies nothwendig seyn mußte; aber auch die dunkle Verheißung war ein Anhaltspunkt für die Hoffnung.

Als die göttlichen Verheißungen an Abraham und sein Haus angeknüpft werden, sind diese demselben doch nicht so ausschließlich eigen, daß nichts davon andern Völkern zu gut kommen soll; vielmehr ist darin allen Geschlechtern der Erde Glück und Segen von Gott vorbehalten; vergl. §. 37. 38. — Auch in dieser Verheißung wird die Art und Zeit des Segens so wenig als der unmittelbare Verbreiter desselben genauer bezeichnet, aber doch der Ort und das Volk, von welchem der Segen über die Völker ausgehen sollte. Dies war hinreichend für die Stammväter, deren Nachkommen noch eine Reihe von Schicksalen und Erfahrungen durchzumachen hatten, bis sie nur in den ihnen eigenthümlich verheißenen Segen eingesetzt wurden; und noch mehr hinreichend für die andern Völker, welche doch wohl die Entwickelung der göttlichen Verheißungen unter dem Volke Israel kennen gelernt haben mußten, um von daher Segen für sich zu erwarten.

Mit der Einführung Israels in den Besitz des Landes Kanaan waren nun die Verheißungen an Abraham erfüllt, und es begann die weitere Entwickelung des göttlichen Segens, der sich daran knüpfte. Das Mittel dazu war das durch Moses gegebene Gesetz, die Bedingung die Beobachtung des Gesetzes von Seite des Volks, und das Werkzeug die Beobachtung des Gesetzes zu erzielen die theokratischen Institutionen — des Priesterthums und des Prophetenthums, wozu wegen der Unzulänglichkeit beider in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse später noch das Königthum kam, welches ebenso die Macht Jehovas repräsentiren sollte, wie das Priesterthum seine Heiligkeit, das Prophetenthum seine Weisheit repräsentirte. Da das Gesetz zwar heilig und unveränderlich, aber für sich allein todter Buchstabe, das Volk dagegen roh und veränderlich war, so hing die Beobachtung

des Gesetzes zunächst von der vereinigten Kraft und Wirksamkeit der drei Institutionen ab; an diese knüpfte sich also auch die Entwickelung und Herbeiführung des göttlichen Segens über Israel und die Völker.

Aber die Trennung der drei theokratischen Gewalten war an sich ihrer zu einem Zwecke vereinigten Wirksamkeit mehr hinderlich als förderlich, und die Untauglichkeit vieler damit bekleideter Subjekte vereitelte noch mehr die beabsichtigte Wirkung. Die Hohenpriester, die älteste der drei Institutionen, vergaßen oder vernachläßigten frühzeitig ihren Beruf, — 1 Sam. K. 2—5; und geben so Veranlassung zur Aufstellung von Königen, — ebend. K. 8—10; aber schon der erste derselben greift ungesetzlich in das Priesteramt ein, zeigt sich auch sonst ungehorsam gegen Gott, und wird verworfen, — ebd. K. 13—16. David ordnet die Verhältnisse, hebt die Verehrung Jehova's und erhöhet den Glanz des Königthums; aber seine Nachfolger treten nicht in seine Fußtapfen, die meisten dienen falschen Göttern, verfolgen die wahren, hören falsche Propheten, und verwirren so die theokratische Ordnung, hindern die Entwickelung des Volkes Gottes, — wie des göttlichen Segens über dasselbe. — So stellte sich in der Erfahrung immer mehr die Ueberzeugung heraus, daß die drei theokratischen Gewalten in ihrer Trennung den Zweck der Theokratie niemals erreichen würden, und es bildete sich allmählig und immer lebendiger die Sehnsucht und Erwartung nach einem Manne, der wie er einerseits die drei theokratischen Gewalten in sich vereinigte, und andrerseits von Jehova mit höhern als blos menschlichen Kräften zu seinem würdigen Repräsentanten ausgerüstet wäre, die Zwecke der Theokratie vollständig realisiren, Segen und Glückseligkeit über Israel und alle Völker verbreiten würde.

Dieser Mann ist der Messia aus dem Gesichtspunkte der jüdisch-theokratischen Institutionen, und mit Rücksicht auf die wirkliche Geschichte ihrer Entwickelung; der Messia als Person vereinigt in sich alle diese Institutionen und Gewalten, und indem sich nun die Erfüllung aller Verheißungen an seine Person knüpft, erhalten diese durch die Charakteristik des Messia eine genauere Bezeichnung und Bestimmtheit. Aber ebendarum sieht man auch

ein, warum sie diese Bestimmtheit vor der Entwickelung der Messiasidee nicht haben, diese selbst aber als die Idee einer besondern, so gestalteten Persönlichkeit sich eher nicht entwickeln konnte, als bis die drei theokratischen Gewalten vollständig ins Leben getreten waren; und in ihrer Getrenntheit zu wirken angefangen hatten. Aber nachdem auch die Idee, jedoch der Messia noch nicht da war, dauerten jene Ereignisse noch immer fort, welche die Sehnsucht nach ihm hervorriefen und steigerten; dadurch erhielt die Idee ihre weitere Bestimmungen, die wir nun zu zeigen haben.

§. 46.

Der Messia als Davids Sohn und großer König.

Die glänzendste Erscheinung in der Geschichte der jüdischen Könige ist David, trotz einzelner Flecken in seinem Privatleben und mancher kummervollen Erlebnisse. Nicht Geburt, sondern seine Tüchtigkeit und sein persönlicher Werth verschaffte ihm den Thron, auf demselben unterwarf er sich die bis dahin gegen die Juden feindseligen Stämme der Kanaaniter und andere benachbarte Völker, und gründete dadurch erst den jüdischen Staat, zu dessen Schutze er eine geregelte Kriegsmacht schuf. Mit der Eigenschaft eines erfahrenen Kriegers verband er die eines geistige Bildung liebenden Weisen, dichtete selbst religiöse Gesänge voll gottergebener Empfindungen und hoher Gedanken, liebte das Gesetz und den Gottesdienst, und faßte den Gedanken, für den gemeinsamen Cult seiner Nation Jehova einen würdigen Tempel zu erbauen, dessen Ausführung er aber seinem Sohn überlassen mußte. So vereinigte er in sich die Eigenschaften eines glanzvollen Königs und eines erleuchteten Propheten, und erhielt dafür von Jehova die Verheißung, daß das Reich bei seinen Nachkommen bleiben sollte. 2 Sam. 7, 12—16.

Salomo begann wie sein Vater, er bauete Jehova einen prachtvollen Tempel, weihte ihn ein und gelobte zu wandeln in allen Wegen Jehova's, und zu halten seine Gebote, Satzungen und Rechte. Dafür wurde die seinem Vater geschehene Verheißung auch ihm wiederholt, — 1 Kön. 9, 3—6. Aber Salomo's Ende

war nicht wie sein Anfang; der Weiseste wurde durch Weiber zum Thoren und Götzendiener, der Reichste durch Verschwendung dahingebracht, daß er das Volk mit Abgaben drückte, und seinem Sohn ein unzufriedenes Reich zurückließ. Von da an Trennung des Reichs und Schwäche der getrennten Theile, Wechsel schlechter und besserer Regenten, Wechsel von Götzendienst und Jehovadienst, und als Folge davon Wechsel von Niederlagen und Siegen; im Ganzen aber zunehmender Verfall, trübere Gegenwart, Sehnsucht nach einer bessern Zukunft.

Diese stützte sich auf die dem David, dem Manne nach dem Herzen Gottes gegebene Verheißung. Der Glanz, welchen dieser dem Königthum verliehen, und Salomon wenigstens in seiner bessern Zeit noch erhöhet hatte, hatte in den Augen der Nation die beiden andern theokratischen Würden gewissermaßen verdunkelt, daher war das Höchste, was sie in dieser Periode erkannte, nicht mehr der Prophet oder Hohepriester, sondern der König als Repräsentant Gottes. So lange daher diese Erinnerung noch in frischen Farben dauerte, und die Wiederherstellung jenes erbleichenden Glanzes alle Wahrscheinlichkeit noch nicht verloren hatte, berechtigte jene Verheißung zu der Erwartung, daß endlich aus Davids Geschlecht ein König hervorgehen werde, der die fremden Völker züchtigen und unterwerfen, das Volk Israel zu seinem Gesetze zurückführen, und Jehova allgemeine Anerkennung und Verehrung verschaffen würde. So wurde in der ersten bestimmten Entwickelung der Messiasidee die Grundlage — die **Königswürde mit Weltherrschaft**, der die beiden andern theokratischen Elemente untergeordnet wurden. — Diese Schilderung des Messianismus ist vorherrschend in den **messianischen Psalmen**, nicht nur aus der davidisch-salomonischen Zeit, wie Ps. 2. 45. 72. 110; sondern in mehreren später verfaßten, z. B. Ps. 47. 68. 89. 132.

§. 47.

Fortbildung der Idee durch die Propheten.

Bis auf die Könige Usia in Juda und Jerobeam II. in Israel hatten sich die beiden Staaten in politischer Beziehung in einem

leidlichen Zustand erhalten, ja die genannten Könige hoben, jeder in seinem Theile, das Reich durch Siege und Eroberungen; die Aussichten der Gegenwart waren daher in dieser Beziehung noch beruhigend, aber der Götzendienst, der in Israel immer mehr um sich griff und auch Juda ansteckte, die in religiöser wie in politischer Beziehung gefährlichen Bündnisse mit benachbarten Völkern, wozu die Könige beider Reiche sich hinneigten, noch andere grobe Versündigungen der Könige oder des Volkes gegen das Gesetz mußten den Eifer der Propheten reizen, in ihrem allgemeinen Berufe als Wächter über Gesetz und Sitten (§. 43.) aufzutreten. In diesem Berufe sehen wir denn auch die Propheten, deren die Bücher der Könige und der Chroniken in der gedachten Periode erwähnen, und von welchen keine schriftlichen Aufsätze vorhanden sind, wirken und den verkehrten Richtungen entgegenarbeiten; sie strafen, ermahnen und warnen mit Hinweisung auf die nächsten Folgen, aber weiter in die Zukunft erstreckt sich ihr Seherblick nicht, darum findet sich auch keine weitere Fortbildung der Messiasidee bei ihnen.

Als aber nach Usia, und früher noch nach Jerobeam II. der politische wie der sittliche und religiöse Verfall sichtlich zunahm, und die neu-assyrische Macht, durch welche Israel fallen sollte, sich immer drohender über das westliche Asien wälzte, dringt auch der prophetische Blick tiefer und schärfer in die Zukunft, verkündet göttliche Strafgerichte, die Zerstörung Samarias dann auch Jerusalems, Wegführung in die Gefangenschaft, aber auch den Sturz der Feinde, Wiederherstellung des Volkes Gottes und ein neues messianisches Reich. — Bei Joel dem ältesten in dieser Periode erscheint dieses Reich, auf welches eine allgemeine Bekehrung vorbereiten soll, nicht blos als ein sinnlich-glückliches, sondern auch als ein Reich des Geistes, welchen Jehova über alle seine Verehrer auszugießen verheißt. — Amos bedrohet Israel mit dem Einfall der Assyrier, eifert gegen Götzendienst, Leichtsinn, Schwelgerei und Ungerechtigkeit, ermahnt zur Buße, verkündet göttliche Strafen, aber auch Wiederherstellung der Hütte Davids und seines Volkes. — In demselben Geiste Hosea, der den Kindern Israels, nachdem sie lange Zeit ohne König, ohne Opfer, ohne

Altar und Heiligthum gewesen seyn werden, Wiederaufnahme und Vereinigung beider Reiche, wie zu Davids Zeit, verheißt. — Noch umfassender und bestimmter sind die Weissagungen Micha's. Samaria soll fallen, Juda erobert, Jerusalem belagert und zerstört werden; aber die Zerstreuten werden wieder gesammelt, Jerusalem wird wieder erbauet, aus Bethlehem wird Jehova einen Herrscher über Israel hervorgehen lassen, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist. Wenn dann die Völker seine Macht und die Glückseligkeit seines Reiches sehen werden, werden auch sie sich zu Jehova wenden und auf seinen Wegen wandeln. — Zephania und Habakuk, welche den Sturz der Assyrier, der frühern Bedränger Israels und Juda's, erlebt hatten, statt ihrer aber die Chaldäer drohend heraufrücken sahen, weissagen auch den Fall von Juda, zugleich aber die Strafe über die Chaldäer und die Wiederherstellung Juda's; bei dem ersten schließt sich hieran auch die Bekehrung der Heiden.

Wenn die messianischen Erwartungen dieser Propheten sich noch immer an das davidische Reich als ihr Vorbild anschließen, und das Ziel ihrer Weissagungen die Wiederherstellung desselben ist mit theokratischen Vollkommenheiten, wie sie sich bei Joel und Micha finden; so mußte dieses Vorbild ungenügend erscheinen, wenn sich der Standpunkt des Propheten wesentlich änderte, wenn das sittliche Verderbniß den höchsten Grad erreichte, wenn auch das Reich Juda, welches bisher sich noch mühsam behauptet hatte, gleich Israel eine Beute der Feinde geworden, wenn diese Feinde, nicht mehr wie früher, die Palästina zunächst umgebenden Völker, sondern die ungleich mächtigern Völker des mittleren Asiens waren, Assyrier, Chaldäer, Meder und Perser, welche der Reihe nach in kurzen Zwischenräumen die Waffen erhoben, um eines das andere zu unterwerfen, und ihre Eroberungen nach Westen auszudehnen. Die Erweiterung des politischen Gesichtskreises durch dieses Völkergetümmel mußte auch den Gesichtskreis der Propheten erweitern, zwar ihre patriotischen Empfindungen wehmüthiger, aber ihre Anschauungsweise erhabener, ihre Begeisterung feuriger machen. Dieß war

aber die Lage und der Standpunkt jener Propheten, welche der gedachten Katastrophe nahe standen, oder darein verwickelt wurden, oder sie überlebten, d. h. der Propheten unmittelbar vor, in und nach dem Exil; bei ihnen treffen wir daher auch erst die eigentliche Entwickelung der Messiasidee in ihrem höhern Sinne.

Beginnen wir mit den drei großen Propheten. Der erste der Zeit nach, zugleich der erhabenste am Geist, wie der umfang- und inhaltreichste ist Jesaia. Seine Weissagungen umspannen einen großen Zeitraum und sehr verschiedene Zustände seines Volkes, darum sind seine Rathschläge und Ermahnungen, auch seine Tröstungen und Weissagungen diesen Zuständen angemessen, und scheinen oft in keinem Zusammenhang, auch nicht immer im Einklange miteinander zu stehen; aber gerade dadurch, daß der prophetische Geist durch diese verschiedenen Zustände gleichsam hindurch getrieben wird, erhebt er sich zu immer höhern, reinern und umfassendern Ansichten über das Reich Gottes, welches sich aus den Katastrophen der Völker entwickeln soll. Ueber dieses Reich Gottes, dessen Mittelpunkt Jerusalem bleibt, seine geistige und sittliche Richtung, reine Religion, gotteswürdigen Cult, findet sich bei ihm ein Reichthum erhabener Gedanken, tiefer Ahnungen, lebendiger und doch ruhiger Schilderungen, wie sonst bei keinem andern Propheten, den Messias aber in seinen verschiedenen Situationen beschreibt er mehr als Evangelist denn als Prophet. — In Jeremia, der unter den letzten Königen von Juda weissagte und die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar erlebte, werden alle Gedanken und Empfindungen durch zwei überwiegende beherrscht oder vielmehr zurückgedrängt, nämlich durch eine unendliche Sorgfalt, sein Volk durch aufrichtige Zurückführung zu Jehova von dem bereits einbrechenden Untergang zu retten, und den Schmerz, alle seine Bestrebungen erfolglos, ja den Untergang selbst mit ansehen zu müssen; sein Geist steht daher mehr in der Gegenwart als in der Zukunft. Indessen erhebt er sich doch bisweilen aus den Trübsalen der Gegenwart zu theokratischen Hoffnungen, und verheißt Befreiung aus Babel nach 70 Jahren, Vereinigung der Reiche Israel und Juda unter einem neuen David, einen neuen Bund, geistiger und inniger als

der erste u. s. w. (K. 29—33.), wiewohl er sich in seinen Ansichten mehr an die ältern Propheten als an Jesaia anschließt.— Ezechiel, Exulant in Mesopotamien, erhielt im fünften Jahre des Exils von dem Herrn die Berufung zum Prophetenamte, welchem er nachweislich 22 Jahre oblag. Er ist ein feuriger Geist, was schon die höchstlebendige Einkleidung seiner Reden zeigt, durchglüht von heiligem Zorn über alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit ringsumher unter den Völkern der Erde; darum bilden Strafpredigten und göttliche Strafgerichte den größten Theil seiner Reden. Aber sein Zorn ist wie der Zorn Jehovas ebenso versöhnlich als gerecht, wiederholt wird dem Sünder, der sich bessert, Verzeihung und Vergessung seiner Sünden zugesichert, und so dem zerstreuten Volke Gottes, welches er nach seiner Besserung zurückbringen, ihm einen neuen David erwecken, Stadt, Tempel und Gottesdienst wiederherstellen wird. Wegen der durchaus moralisch-religiösen Richtung des übrigens in altjüdischer Form gedachten, neuen Gottesreiches könnte man Ezechiel den Propheten der Entsündigung und Erlösung nennen.

Bei den Propheten nach dem Exil, denen die langsame Heimkehr, die Verzögerung des Tempelbaues, die Lauigkeit des Volks und die geringen Fortschritte des neuen Staats vor Augen lagen, läßt sich erwarten, daß sie damit nicht sonderlich zufrieden seyn und keine großen Hoffnungen darauf bauen konnten; und so finden wir es wirklich. Am meisten getröstet ist noch Haggai — der eifrige Betreiber des Tempelbaues, der die Unscheinbarkeit des neuen Tempels in Vergleich mit dem alten durch die Verheißung zu erhöhen sucht, daß über ein Kleines der von allen Völkern Ersehnte, — der Messia kommen und dieses Haus mit seiner Herrlichkeit erfüllen werde. — Weniger zufrieden ist Sacharia. Zwar betreibt auch er den Tempelbau, ist voll Ehrfurcht für Josua den Hohenpriester und Serubabel den Fürsten, aber er klagt über Meineid, Betrug, Sinnlichkeit und falsche Lehren unter dem Volk, weßwegen er es wiederholt an die frühern Züchtigungen erinnert und zur Besserung ermahnt. Nichtsdestoweniger verkündet er ihm die Huld Jehovas, die Wiederherstellung der Stadt, die vollständige Heimkehr der Zerstreuten, Züch-

tigung und Bekehrung der Heiden zu Jehova. Wenn in den letzten Kapiteln der Messia, — der Gerechte und Helfer, als arm, verkauft, zerstochen geschildert wird, so ist dieß den Zeitverhältnissen Sacharias wohl angemessen, wenn gleich der übrige Inhalt sich auf andre Zeiten bezieht. — In Maleachi endlich ist die Unzufriedenheit mit dem nachexilischen Zustand zum vollen Bewußtseyn gekommen; er hält Strafreden gegen die Priester, die ihr Amt unredlich und gewissenlos verwalteten, gegen eheliche Untreue und ungesetzliche Ehen, gegen Undank und Unzufriedenheit mit Jehova, gegen religiösen und sittlichen Indifferentismus, welcher Frömmigkeit für unnütz, Gottlosigkeit für Gewinn erklärte. Diesem Zustande weissaget er ein baldiges Ende durch den Messia, der zu seinem Tempel kommen und ein läuterndes Strafgericht über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit halten, vor sich her aber den Propheten Elia senden werde, daß er wende das Herz der Väter zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu ihren Vätern. — Daniel, dessen Buch aus einem historischen und einem prophetischen Theile besteht, reicht mit seinen Visionen noch unter die Periode Maleachis herab; er schauet die Entwickelungen des Reiches Gottes in ihrer Beziehung zu den Entwickelungen der Weltreiche, die das alte Volk Gottes berührten, wie das chaldäische, medische, persische und macedonische, und nachdem er den Sturz derselben gesehen, erhält er auf seine Bitte Aufschluß über die Weissagung Jeremias von den siebenzig Jahren, die Jerusalem wüst liegen soll; sie wird ihm gedeutet als eine Periode von siebenzig Jahrwochen, welche sich in sieben, und zwei und sechszig spalten, an deren Ende der Messia getödtet, auf seinen Tod aber, nachdem noch in der letzten Woche Jehova seinen neuen Bund vielen bestätigt, bleibende Verwüstung folgen wird.

§. 48.

Die messianischen Zustände.

Aus der vereinzelten Darlegung der messianischen Ideen und Schilderungen, wie sie sich in den Schriften der Propheten finden, läßt sich nun ein vollständiges Bild der messianischen Zustände

zusammensetzen, in welchem folgende religiös=sittliche Grundzüge hervortreten.

1) Das Aufhören des alten einseitig nationalen und unvollkommenen Bundes mit den Juden, und Stiftung eines neuen, allgemeinen und vollkommenern. — Jesai. 42, 8—16.; 49, 5—8.; 59, 21.; 61, 10. Jerem. 3, 16 f.; 31, 31 f.; 50, 50.; Bar. 3, 35. Ezech. 37, 26 f. Dan. 9, 27. Mal. 3, 1. Diese Aufhebung des alten Bundes wird gewöhnlich motivirt durch den Ungehorsam und die Sünden des Volkes, weil Gott nie bundbrüchig werden kann, es liegt aber dabei doch ein Gefühl der innern Unzulänglichkeit dieses Bundes und des Gesetzes zu Grunde, weswegen der neue nicht nur fester und dauerhafter, sondern auch vollkommener in seinen Institutionen genannt wird. Eine Folge der Aufhebung des alten, blos mit den Israeliten geschlossenen, und der größern Vollkommenheit des neuen Bundes ist dann die Ausdehnung desselben auf die Heiden, welche sowohl in den Psalmen 22. 72. 86. 117. 147., als von den Propheten Micha. 4, 1—3.; 7, 16 f.; Zephania 2, 11.; 3, 9 f.; Jesai. 42, 1.; 49, 6.; 49, 6.; 60, 3 f.; Jerem. 4, 2.; 16, 19.; Hagg. 2, 8.; Sach. 2, 13 f.; 8, 20 f.; Mal. 5, 11. verkündet wird. So nur konnte nach der alten Verheißung aus Abrahams Samen Segen über alle Völker kommen.

2) Mit dem alten Bunde wird auch der alte Opferdienst aufgehoben, und an dessen Stelle tritt eine neue geistige Verehrung, ein reines Opfer. Seinen Abscheu an den alten Opfern läßt Gott schon durch Amos verkündigen — 5, 21—27.; desgleichen durch Hosea, 3, 4.; 5, 6.; 8, 13.; denselben spricht Jesaia aus 1, 11—18.; das Aufhören derselben Hosea 3, 4.; Daniel 9, 27. Von dem neuen Gottesdienst und Opfer weissagen Jesai. 65, 17.; 66, 18—22.; Jerem. 24, 7.; 31, 33.; Maleachi 1, 10. 11. — In diesen beiden Momenten, der Stiftung eines neuen Bundes und eines neuen Gottesdienstes, liegt nach jüdischer Anschauung und Sprachweise der Begriff einer neuen Religionsstiftung, denn wie die alte Religion mit dem Bunde zwischen Gott und Abraham ihren Anfang nahm, und durch den Bund mit seinem Volke ihre Befestigung und Erweiterung erhielt,

so bezeichnen auch die Propheten die neue Religion als einen Bund zwischen Gott und den Menschen, was die Religion überhaupt zufolge ihres Namens ist, durch die positive Stiftung und Sanction, und ihren Cult noch in einem eigenthümlichen Sinne wird. Hiedurch wird also die messianische Zeit als die Zeit einer neuen Religionsstiftung und der Messia als Religionsstifter bezeichnet.

3) Der Eintritt der messianischen Zustände ist begleitet mit einer allgemeinen sittlichen Bekehrung und Entsündigung. Diesen Zweck haben zunächst die göttlichen Strafgerichte, welche von allen Propheten den Juden sowohl als den Heiden verkündet werden, mit stets angehängter Ermahnung zur Buße und Bekehrung; bei den meisten Propheten gehen solche Züchtigungen als Vorbereitung und Zurichtung auf das messianische Heil diesem voraus; Joel 2, 12—27.; 3, 1 f. Amos 9, 9—12. Hosea 14, 2—9. Micha 7, 7—20. Zephan. 3, 8—20. Jes. 33, 14—24.; K. 55. Jerem. 15, 10—21.; 18, 18—23.; 19, 7—18. Ezech. Kap. 36, 37. Bei Maleachi ist es der Messia selbst, der das Strafgericht hält; 3, 1—6., 19—21. Damit ist aber auch überall die feierliche Zusicherung der Sündenvergebung verbunden; Hos. 14, 1—5.; Joel 2, 12—14.; Zeph. 3, 9—17.; Jerem. 31, 34.; Dan. 9, 24.; am kräftigsten aber und mit den lebhaftesten Farben bei Jesaia — 1, 16—18.; 9, 1—7.; 40, 2 f.; 43, 25.; 55, 4—8.; und Ezechiel 18, 21—24.; 33, 11—16.; 36, 25. 29. 33.; 37, 23 f.

4) Diese Bekehrung und Entsündigung ist aber nicht eine blos legale im Sinne des alten Gesetzes, durch Nichtzurechnung der Sünde, sondern eine innere im Geist und in der Gesinnung; dieß wird von den Propheten bezeichnet durch die Formel: neuer Geist, neues Herz, neues Leben, so wie durch die Verheißung, daß Gott selbst dieses Prinzip eines neuen Lebens in die Menschen legen werde. Schon Joel verlangt eine solche innere Umschaffung — 2, 12. 13., und verheißt die Ausgießung des Geistes Jehovas über Jung und Alt, über Knechte und Mägde — 3, 1. 2. Die spätern Propheten wiederholen diese Verheißung, und knüpfen an diesen neuen Geist und dieses neue Herz

das bleibende Wohlgefallen Gottes und die Dauerhaftigkeit des neuen Bundes, Jes. 42, 1., wo der Messia als der Schöpfer dieses Geistes geschildert wird, ferner 44, 3.; 61, 1 f. Jeremia 24, 7.; 32, 39.; vorzüglich aber Ezechiel — 11, 19 f.; 18, 31.; 36, 26. 27.; 37, 14.; 39, 29. — In diesen beiden Momenten einer allgemeinen Entsündigung und eines bleibenden Prinzips sittlicher Denkart und Gesinnung liegt in Beziehung auf die vormessianischen Zustände die Idee einer sittlichen Regeneration der Menschheit, und der Messia erscheint hierin als Erlöser und sittlicher Wiederhersteller, welcher Hauptzug in Verbindung mit dem des Religionstifters die Idee des Messia im neutestamentlichen Sinne gibt.

5) Die Folge und Wirkung dieser Umgestaltungen, die durch den Messia mit der Menschheit vorgehen, ist dann der bleibende Zustand des messianischen Reiches. Dieser wird in Uebereinstimmung mit den vorausgegangenen Veränderungen geschildert als „die Herrschaft des Rechts, der Gerechtigkeit, des Friedens, der wahren Religion und Gottesfurcht. Jesai. 9, 2—8.; 11, 1—10.; 32, 1—5.; 15—20.; 45, 18—25. K. 60. durchaus. Jerem. 23, 5. 6.; 33, 15—18. Ezech. 36, 27 f.; 37, 24—28. Dan. 6, 22.; 9, 24. Sachar. 9, 9—14. Mal. 4, 1—6. Die Propheten lassen in ihrer Begeisterung sogar die Thierwelt und die leblose Natur an diesem glückseligen Zustande Theil nehmen, oder suchen ihn durch solche Schilderungen zu versinnbilden; Hos. 2, 18.; Joel 3, 23. Amos 9, 13.; Jes. 11, 6—9.; 30, 24—26.; 32, 15—20.; 65, 25.; Ezech. 37, 2 ff.

6) Alle diese Zustände, zumal den letzten, obwohl sie geistig-sittliche Zustände sind und von den Propheten selbst als solche gedacht werden, vermag doch in ihrer Verwirklichung der alte, besonders der jüdische Geist nicht anders zu begreifen als in der Form eines sinnlichen Reiches Gottes auf Erde. Ich sage, schon der Geist der alten Zeit vermochte sittliche Zustände nicht anders als in dieser Form zu begreifen; denn der Geist der alten Zeit ist durchweg realistisch, die Idee wird in seiner Vorstellung unmittelbar zur Wirklichkeit, und ohne Er-

scheinung in dieser ist jene für ihn gar nicht da, den reinen Idealismus hat erst das Christenthum in die Welt gebracht; aus jenem Realismus kommt es, daß in der alten Welt der Staat der Träger aller Ideen ist, und alles Ideale, selbst die Religion, nur in staatsthümlicher und volksthümlicher Form existirt; selbst mit dem jüdischen Staat verhält es sich nicht anders, nur daß er vermöge seines Ursprungs eine höhere geistige und ideale Weihe hat. Der jüdische Staat ist wie das Volk göttlichen Ursprungs (vergl. §. 38—45.), daher seine Grundverfassung — Theokratie, politische nicht blos ethische Theokratie; diese Theokratie ist zuerst im Gesetzbuch als Grundgesetz ausgesprochen, entwickelt sich aber zunächst historisch in ihren einzelnen Momenten, bis sie im Messia, der diese Momente in höherer Potenz in sich vereinigt, zur vollen Erscheinung gelangt. Es ist daher nur reine Consequenz, daß die Propheten die in der Erscheinung des Messia vollendete Theokratie, ihrer geistig-sittlichen Zustände unbeschadet, als ein reales sinnliches Weltreich schildern, so wie es wieder nur eine Consequenz davon ist, daß sie in diesem Reiche Jerusalem und das jüdische Volk zum Mittelpunkte machen, an welchen sich die übrigen Völker anschließen sollen. Dies lag schon in der alten Verheißung vom Segen aus Abraham über alle Völker, dies lag in der geschichtlichen Entwickelung des Reiches Gottes; und zeigte denn die Erfüllung der prophetischen Orakel etwas anderes? Wurde nicht Jerusalem der Schauplatz des Messias Christus und die Wiege des Christenthums, und würde es nicht der Mittelpunkt desselben geblieben seyn, wenn die jüdische Nation in Masse den König, der sanftmüthig und friedfertig zu ihr kam, anstatt zu verwerfen, im Geiste der Sanftmuth und des Friedens aufgenommen, und der Herrschaft des Geistes sicher und froh, den äußern Frieden mit dem waffenmächtigsten Volke bewahrt hätte? Und wer kann sagen, wozu Jerusalem seit jener Verwerfung eine noch immer stehende Ruine, und das jüdische Volk, mit welchem ebensolang die verschiedensten Operationen der Auflösung, aber stets ohne Erfolg vorgenommen worden, noch bestimmt ist? In unserer Zeit, die es mit Augen sieht, wie das Christenthum (durch die

Missionen) seine Reise um die Welt zu vollenden eilt, kann der Gedanke nicht phantastisch erscheinen, daß es dort, wo seine Wiege stand, wohl auch seine Verjüngung feiern, und alsdann auch das, was die Propheten, weil in zu weiter Ferne, nur unklar und verworren sahen, seine Erfüllung finden könnte.

§. 49.

Der Messia.

In den Zuständen, welche durch den Messia herbeigeführt werden sollen, liegt auch schon ein Theil seiner Prädikate mitgegeben, doch fordert die Ausführlichkeit eine genauere Zusammenstellung derselben.

1) Die Grundvorstellung von der Würde des Messia ist nach dem theokratischen Grundprinzip des alten Testaments, daß er der vollkommene Repräsentant Gottes in seinem Reich auf Erde seyn sollte. Weil aber theils in der ursprünglichen Organisirung des jüdischen Staats als Typus des Gottesreiches, theils in der weitern Entwickelung jener Organisation die theokratische Repräsentation an drei Gewalten vertheilt worden war, das Hohepriesterthum, Prophetenthum und Königthum, so mußte der Messia bei seiner Erscheinung jene drei Gewalten in seiner Person vereinigen, und König, Prophet und Hoherpriester seyn; und in dieser dreifachen Function schildern ihn auch die Propheten. — In Betreff der Königswürde können wir uns aller Nachweisungen überheben, da sich diese überall findet, und mehrere Propheten sich auf sie beschränken. — Als Propheten schildert ihn besonders Jesaia, indem er den Messia als den bezeichnet, in welchem Gottes Geist, Verstand und Rath ist, dessen Mund er wie ein Schwert geschärft, den er gesalbet hat, u. s. f. 40, 10—14.; 42, 1—9.; 48, 15—18.; 49, 2—9.; 61, 1 f.; vergl. Ezech. 34, 11. 15. 16. — Als Hohenpriester aber bezeichnen ihn die meisten, indem sie ihm die Sündentilgung übertragen, ihn den Erlöser, den Heiligen nennen, Jes. 41, 14.; 53, 4—10.; 59, 20. 21.; Sach. 6, 12—15.; Mal. 3, 1—4.

2) Ueber das natürliche Verhältniß des Messias zu Gott, welches im neuen Testament durch die Idee vom Sohne

Gottes ausgedrückt ist, sind die Vorstellungen noch nicht zu einem abgeschlossenen Begriffe durchgebildet. Nach einer konsequenten Auffassung des theokratischen Prinzips mußte der Messia, in welchem die Theokratie zu ihrer vollen Erscheinung gelangen sollte, mehr seyn als irgend ein Mensch, Gott selbst mußte in ihm erscheinen, oder der Messia mußte Gott in Menschengestalt, Gottmensch seyn, um seiner erhabenen Idee zu entsprechen. Dem Vordringen bis zu dieser Spitze der Consequenz standen aber von Seite des jüdischen Geistes zwei Hindernisse im Wege. Einmal die dem König David geschehene Verheißung, welcher gemäß der Messia gedacht wurde als Davids Sohn und Nachkomme, welchen Gott an Sohnes Statt angenommen; so in den messianischen Psalmen (§. 46.), aber auch der größere Theil namentlich der kleinern Propheten erhebt sich nicht über diese Vorstellung; wie sie Christus widerlegte, sieht man bei Matth. 22, 42—46. — Das zweite Hinderniß war der abstrakte Monotheismus, der in dem Juden die Idee eines innern Verhältnisses in Gott, die Idee eines ewigen und natürlichen Sohnes Gottes nie zur vollen Anerkennung gelangen ließ. Daher sehen wir, wie der geistvollste der Propheten, Jesaia, der dieser Idee wie der des Gottmenschen nahe genug stand, sie doch in Worten umschreibt, welche zwar im Wesentlichen dasselbe sagen, aber doch der Präcision ermangeln, wie — Wunderbarer, Rath, Kraft, Held, Ewiger, Vater ꝛc.; 9, 6 f.; 11, 2 f.; 7, 14.; später wird ihm der Sohn zum Knecht Gottes, um sein Wirken unter den Menschen darzustellen; 42, 1 f.; 49, 3—8.; 50, 4 f.; 52, 13 f.; 53 K. — Ezechiel und Sacharia, welche ebenfalls eine Ahnung der Idee haben, helfen sich mit Bildern und symbolischen Darstellungen; Daniel 9, 24. und andere nennen ihn den Heiligen schlechtweg, der Heilige Israels ist aber gleichbedeutend mit Jehova.

3) Dagegen über die Bestimmung und das Werk des Messias finden sich nicht nur sehr bestimmte Begriffe, sondern auch eine vollkommene Uebereinstimmung in den Ansichten der Einzelnen. Ohne auf die politische Wirksamkeit des Messias Rücksicht zu nehmen, die wir auf unserm Standpunkt nur als Ein=

kleidung und Hülle moralischer Zustände betrachten können, über deren Zusammenhang aber und Congruenz mit dem ganzen Geist und Wesen der alten Welt wir im Voranstehenden (§. 48, 6.) das Nöthige gesagt haben, stimmen alle Propheten in der Schilderung seiner religiös-sittlichen Wirksamkeit überein; er ist ihnen der Entsündiger und Versöhner, worüber zu den §. 48, 3. 4. angeführten Stellen noch zu vergleichen ist Jes. 53, 11. 12.; Dan. 9, 24.; Sachar. 9, 9.; er ist Stifter eines neuen, allgemeinen und dauerhaften Bundes, der an die Stelle des alten, beschränkten, von Seite der Nation doch nie gehaltenen Bundes treten soll; man sehe außer §. 48, 1. 2. noch besonders die Stellen Jes. 61, 1. 6.; 55, 3 f.; Jerem. 33, 20. 21.; Ezech. 34, 23—25.; Dan. 9, 27.; Amos 9, 11 f. — Es lauft daher die moralische Bestimmung und Wirksamkeit des Messias in der Idee eines sittlichen und religiösen Restaurators, in der Idee eines Erlösers von allem Druck und Elend, in der Idee eines göttlichen Beglückers und Segenspenders zusammen, und dies Alles nicht in der Beschränkung auf das jüdische Volk, sondern in der Ausdehnung auf alle Völker, und nicht in der Weise des alten Gesetzes und Opferdienstes, sondern auf eine geistigere, vollkommenere und dauerhaftere Weise. Die Sehnsucht nach einer solchen Umgestaltung der Dinge und Zustände entwickelte sich in den bessern Juden auf demselben Wege wie in den bessern Heiden (§. 36, 5.), nämlich aus dem immer mehr sich aufdringenden Sündengefühl, dem Gefühl der innern Leere und Zerrissenheit, wie des Druckes und der Trostlosigkeit der äußern Zustände. Aber der Jude wurde in seiner Sehnsucht noch überdies unterstützt und geleitet durch eine fortlaufende Reihe göttlicher Verheißungen und hierauf sich stützende Erwartungen, die dem Heiden fehlten, so daß er nicht blos ahnen konnte, wie dieser, sondern sicher hoffen und erwarten, und jener nicht wie dieser im Dunkeln tappte, sondern wußte, woher ihm Hilfe kommen, und von welcher Art sie seyn würde. Alle diese Hoffnungen und Erwartungen zusammt den Verheißungen concentrirten sich ihm in der Idee des Messias, und darum war diese von so großer Wichtigkeit für seinen Glauben.

§. 50.

Seine äußeren Lebensumstände.

Unter diesen ist am bedeutsamsten seine Abstammung von David, weil die eigentliche Entwickelung der Messiasidee an die Person dieses Königs angeknüpft ist (§. 46.), wir finden daher dieses äußere Merkmal von allen Propheten hervorgehoben; damit hängt wohl auch zusammen, daß Bethlehem als die Geburtsstätte des Messias bezeichnet wird — Mich. 5, 1; denn Bethlehem war die Geburtsstadt Davids — 1 Sam. 17, 12; und daraus bildete sich die allgemeine Tradition, der Messia werde zu Bethlehem geboren werden — Matth. 2, 5. 6; Luc. 2, 4; Joh. 7, 42. Diese und andere rein äußerliche Lebensverhältnisse sind freilich größtentheils ohne innere Beziehung zu der Würde und dem Amt des Messia, und darum findet sich hierüber wenig bei den Propheten; aber für die spätere Zeit, die der Erscheinung des Messias nahe stand, und diese in Bälde erwartete, waren diese Umstände von Wichtigkeit: man wollte wissen, wann? wo? wie? derselbe geboren werden sollte, um den Gekommenen sogleich an diesen äußeren Zeichen zu erkennen.

2) Für die Sehnsucht der Wartenden hatte unter jenen äußern Umständen die Zeitbestimmung seiner Ankunft die meiste Wichtigkeit; aber gerade darüber sind die prophetischen Orakel am dunkelsten, und gewähren am wenigsten befriedigende Aufschlüsse. Nach der Natur und dem Zwecke ihrer Tröstungen und Verheißungen stellen sie die Erscheinung des Messias und sein Reich an den Schluß ihrer prophetischen Perspektive; da nun ihr Standpunkt und der Anfang dieser Perspektive in der Gegenwart jedes Einzelnen liegt, so gewinnt es den Anschein, als sollte jene Erscheinung bald nach dem Ende jener Bedrängnisse, aus deren Mitte sie weissagen, erfolgen oder vielmehr sie selbst jenen Bedrängnissen ein Ende machen; aus diesem Grunde können die Propheten vor dem Exil keine befriedigende Zeitbestimmung enthalten. Die Propheten nach dem Exil standen der Entwickelung der messianischen Zukunft näher, und darum finden sich bei ihnen wirklich Zeitbestimmungen, an welchen sich die Sehnsucht der Wartenden orientiren konnte, doch sind auch diese noch in einer gewissen Allgemeinheit und Dunkelheit

gehalten. Haggai, Sacharia und Maleachi nehmen den neuen Tempel zu ihrem prophetischen Standpunkt, und ermuntern zum emsigen Bau desselben durch die Versicherung, daß der Messia (Maleachi sogar mit dem Beisatze: bald) in denselben einziehen und ihn verherrlichen werde. Daniel, dessen Schauplatz im Orient war, geht von den siebenzig Jahren des Exils aus, und indem er in dieser Zahl einen Typus des Zeitraums bis zur Erscheinung des Messias erkennt, gibt er diesem, von der Erlaubniß zur Heimkehre bis auf Messia den Fürsten, eine Dauer von siebenmal siebenzig Jahren oder siebenzig Jahrwochen; aber auch diese Zeitbestimmung, die wegen ihrer Zahlen für die genaueste gehalten worden ist, gestattet keine vollkommen sichere Anwendung, neben andern Gründen schon darum, weil die Propheten und andere alttestamentliche Schriftsteller ihre Zeitbestimmungen häufig in runden Zahlen ausdrücken, und in Beziehung auf die Erlaubniß zur Heimkehr u. s. w. Edikte zu verschiedenen Zeiten von Cyrus, Darius und Artaxerxes I. erlassen wurden. Indessen dienten doch diese Zeitbestimmungen zu Anhaltspunkten für die Wartenden, und nach der Erscheinung Christi zu Beweisen für seine messianische Würde; für uns aber und unsre Zeit ist alles darin Enthaltene schon so lang erfüllt, daß wir uns der Berufung darauf überheben können.

Eine besondere Erwägung verdienen noch die **Lebensschicksale**, die Niedrigkeit, Geringachtung und Leiden des Messias, und dieß um so mehr, als diese Seite seiner Schilderung erst in dem spätern Prophetismus bestimmt hervortritt, und bei der wirklichen Erscheinung des Messias dem jüdischen Sinn ein Stein des Anstosses und eine Hauptursache seiner Miskennung geworden ist. — Eine Analogie ließ sich auch in dieser Beziehung in dem Vorbilde des Messias, in David und seiner Geschichte finden, namentlich in seiner niedrigen Herkunft, und den Erniedrigungen und Gefahren auf seiner Flucht vor Saul und Absalon; aber die ältern Propheten, die sich vorzugsweise den Messia als David—Sohn dachten, verfielen nicht auf diese Paralelle, weil der Gedanke an den großen und siegreichen König diese Vergleichung nicht aufkommen ließ; aber auch überhaupt hat sich die Vor-

stellung von den Leiden des Messias nicht aus irgend einer Analogie mit David, sondern aus reinen Ideen des alten Testaments entwickelt. Beinahe bei allen Propheten findet sich nämlich die Vorhersagung einer von dem Messia zu bewirkenden Sündenvergebung und Versöhnung der Nation, worauf erst der glückselige Zustand des messianischen Reiches eintritt. Dieser Gedanke hängt auf das innigste zusammen mit dem schon im Gesetze Mosis ausgesprochenen Verhältniß zwischen dem Verhalten der Nation und ihren Schicksalen (vergl. Deut. K. 27. 28.), welchem gemäß die Nation alle Unfälle, besonders die Bedrängung durch fremde Völker, nur als Folge und Strafe ihrer Versündigungen gegen Jehova betrachten mußte, und deßwegen nicht hoffen konnte, auf einem andern Wege davon frei zu werden, als durch eine allgemeine Bekehrung und Entsündigung; da man sich nun in dem Messia den Befreier von allen so lange daurenden Bedrängnissen dachte, so war es ein ganz folgerechter Gedanke, daß er vor allem eine allgemeine Bekehrung und Entsündigung bewirken werde. Ueber die Weise, wie er diese bewirken sollte, drücken die Propheten sich nicht gleichförmig aus; einige sprechen von einem Gerichte, andere von einer Läuterung des alten gesetzlichen Opferdienstes (vergl. §. 47.); aber in jenem lag blos der Begriff der Bestrafung nicht aber der Entsündigung und Versöhnung, diese aber wurden immer mehr als unzulänglich und unkräftig in Beziehung auf sittliche Besserung erkannt, so daß die spätern Propheten das Mißfallen Jehovas an denselben, und die Nothwendigkeit eines andern reinern Opfers unverholen aussprachen. Es lag in der Entwickelung der Vorstellung von dem Messia als Entsündiger der Nation, und besonders in seiner hohenpriesterlichen Würde, daß er dieses reine gottgefällige Opfer darbringen sollte, welches denn nicht mehr in der Schlachtung von Thieren, sondern in seiner gottgetreuen Gesinnung, im Thun und Dulden aus derselben, in seiner eigenen freien Aufopferung bestehen konnte. Aus dem Zusammenhang und der Entwickelung dieser alttestamentlichen Ideen wird es vollkommen erklärbar, wie Jesaia K. 52. 53, wo der Sohn in einen Knecht Gottes umgebildet ist, Sacharia K. 11—14, und Daniel — 9, 24. jene Züge von

Erniedrigung, Leiden und Tod in das Bild vom Messia aufnehmen, und Christus selbst sich darauf beziehen konnte — Luc. 24, 26 f., vergl. Matth. 16, 21 f.; 26, 28; Joh. 1, 29; 17, 19.

§. 51.

Schluß des Judenthums.

Wir haben in dem Judenthum die Fortsetzung der göttlichen Offenbarungen, in nationaler Einkleidung aber mit dem Zweck zur Erhaltung und weitern Entwickelung der wahren Religion dargestellt; wir haben gezeigt, welche Institutionen zu dem doppelten Zwecke bei jenem Volke hinterlegt worden, wir haben nachgewiesen, wie sich durch alle diese Institutionen ein zweifaches Element hindurchzieht, ein nationales, wodurch sie eben diesem Volk angepaßt wurden, und ein allgemeines und höheres, das sich aus jenem entwickeln sollte; wir haben die Tendenz jenes Nationalen auf das Allgemeine und Höhere, die Tendenz auf einen vollkommenern Zustand der Religion, der Sitten und des Rechts, besonders im Prophetismus gefunden, dessen höchste Idee der Messia und der durch ihn herbeizuführende Zustand ist, und sind an diesem Zielpunkt desselben angelangt. Wir können daher zum Schlusse dieser Darstellung übergehen, und als Ergebniß derselben die Folgerung ziehen, daß

a) wenn die göttlichen Verheißungen in Erfüllung gegangen, und jener höhere Zustand, auf welchen alle Institutionen und Weissagungen des alten Testaments hinzielten, in der Wirklichkeit eingetreten seyn würden;

b) alsdann auch der ganze Mosaismus seine Bestimmung erfüllt habe, und in die neue Gottesanstalt übergehen müsse; die Nation selbst aber, welche nur die Depositärin jener ältern Anstalten gewesen und nur zu diesem Zwecke berufen und beschützt worden, falls sie sich weigerte in die neue Anstalt Gottes einzutreten, von Gott verlassen und verstossen werden mußte.

Aber dieselbe Folgerung gilt auch umgekehrt, und wir können aus dem Aufhören der mosaischen Institutionen und des jüdisch-theokratischen Staates auf das Eingetretenseyn der dadurch vorbereiteten höhern Gottesanstalt rückwärts schließen. Da

der Beweis für das Erstere ein rein historischer ist und den natürlichen Schluß dieser Darstellung bildet, so hängen wir ihn hier an, um dann zum positiven Beweise für das Christenthum als die neue Gottesanstalt überzugehen.

§. 52.

Das Judenthum hat seine Bestimmung längst erfüllt.

Dieß ergibt sich aus dem Erlöschen und der providenziellen Vernichtung aller Institutionen, worauf dessen Bestimmung gegründet, und woran alle Verheißungen geknüpft waren.

1) Erloschen sind alle theokratischen Institutionen, auf deren Bestand und Wirksamkeit das Judenthum als ein Staat Gottes beruhte. Das Gesetz besteht zwar noch auf den papiernen Rollen, ist aber nach dem größten Theile seines Inhalts wegen der speziellen Beziehungen auf örtliche und sociale Verhältnisse, auch bei dem besten Willen unvollziehbar. Das Priesterthum, an einen bestimmten Stamm und eine bestimmte Kaste geknüpft, mußte mit der Vermischung der Stämme und der Zerstreuung unter alle Völker von selbst erlöschen, damit erlosch aber auch außer dem giltigen Opferdienst auch die authentische Auslegung des Gesetzes. Das Prophetenthum, durch welches die jüdische Theokratie so sehr gehoben worden, und welchem der Mosaismus seine Entwickelung und Erhaltung größtentheils zu verdanken hatte, fing bald nach dem Exil zu erlöschen an, und als nach langer Unterbrechung der große Prophet von Nazareth aufgetreten war, um den Prophetismus zu seinem Schlusse zu führen, schweigen seitdem alle prophetischen Orakel, oder haben nur Lügenhaftes und Verderbliches verkündet.

2) Nicht anders verhält es sich mit dem Königthum, und den großen Verheißungen an David und sein Haus in dieser Beziehung. Sie bilden ein wesentliches Element der prophetischen Theokratie und den namhaftesten Theil der prophetischen Orakel, an sie mußte sich alle Erwartung der Juden anknüpfen, da diesem Hause ein ewiges Reich zugesichert war. Und wie ist es nur möglich, diesen Zusicherungen Glauben beizumessen, wenn man nicht den Sohn Davids in dem Messias Christus und sein ewi-

ges Reich in dem geistigen Gottesreiche, welches nicht von dieser Welt ist, erkennen will? Wie ist es möglich, noch jetzt einen Sohn Davids zu erwarten, wo nach achtzehnhundertjähriger Zerstreuung, nach der Vermischung aller Stämme und Geschlechter, nach einer Kette von Bedrückungen und Verfolgungen jede Spur einer solchen Unterscheidung und Nachweisung verloren ist?

3) Und was sollen wir von dem jüdischen Culte sagen, der durch die Veränderung der äußeren Verhältnisse ebenso unmöglich geworden ist, als er durch die Fortschritte der geistigen Entwickelung schon um die Zeit seines Aufhörens sich selbst überlebt hatte. Wo sind jetzt und schon seit Langem die alten Heiligthümer der Bundeslade, der Stiftshütte, des Tempels des ersten sowohl als des zweiten, dessen Bau noch die letzten Propheten so angelegentlich betrieben? Sie hat das Feuer verzehrt, nachdem der Stifter den neuen Bund Vielen gestärkt hat. Mit der Zerstörung der Heiligthümer mußten auch die Opfer aller Art aufhören, kein Räucherwerk konnte mehr dargebracht, keiner der andern Tempelgebräuche mehr beobachtet, selbst das große Versöhnungsfest der Nation konnte nicht mehr gefeiert werden, nur als Erinnerung an eine Vergangenheit, gleich dem Passah- und Laubhüttenfeste steht es noch im Kalender der Juden. Schon an sich war der ganze Opferdienst des Gesetzes sinnbildliche Darstellung übersinnlicher Wahrheiten für ein sinnliches Volk, Zeichen und Vorbild dessen, was bei dem geistigen Umschwung der Dinge die Zukunft in Wirklichkeit und Wahrheit bringen sollte. Als diese Zeit gekommen, und das ewigwährende, reine und geistige Opfer dargebracht war, mußte der Schatten schwinden, wie die erleuchtetern Propheten es selbst geahnet hatten.

4) Am augenscheinlichsten zeigt aber die Entwickelung und der Fortschritt der religiösen Ideen im Allgemeinen, daß das Judenthum seine Bestimmung schon längstens erfüllt habe. Die Erhaltung der ursprünglichen wahren Religion und die nächste Entwickelung derselben war seine eigentliche Bestimmung gewesen, dazu dienten die in nationaler Form ihm geschehenen Offenbarungen; dieser Bestimmung entsprach das Gesetz und der Prophetismus durch die wahren und reinen Begriffe, welche sie über das

Wesen Gottes, sein Verhältniß zur Welt und die Bestimmung des Menschen entwickelten, während im Heidenthume nicht nur die ursprüngliche Religion verloren ging, sondern überdies an deren Stelle eine Unzahl von Irrthümern, Aberglauben und Götzendienst sich erzeugten. Nachdem aber das Christenthum die Wahrheit des Judenthums in sich aufgenommen, und sie mit seinen eigenthümlichen Ideen berichtigt, vervollkommenet und vermehrt, hat es nicht nur den Kampf mit dem Heidenthum siegreich begonnen und bis jetzt fortgesetzt, was das Judenthum nicht vermochte, wie es auch seine Bestimmung nicht war, sondern hat auch die Entwickelung und Verbreitung der wahren Religion, und mit dieser die Entwickelung und Verbreitung aller wahren geistigen Cultur ununterbrochen fortgeführt. Das Judenthum aber ist während dieser ganzen Zeit still gestanden gleich einer Unfruchtbaren, die nicht mehr gebiehrt, keine neue Wahrheit ist von ihm ausgegangen, keine geistige Segnung hat die Menschheit von ihm empfangen, seitdem es an dem letzten großen Segen Abrahams keinen Theil haben wollte. Es bleibt in sich beschlossen und besiegelt, bis eine höhere Hand das Siegel zerbricht, den darunter erstarrten Geist wieder lebendig macht, und zu seiner Selbsterkenntniß in Jesus Christus führt.

5) Und so endlich mit der Nation selbst. Das unabänderliche Schicksal derselben seit dem Eintritte des Christenthums beweist unwiderleglich, daß der Bund Gottes mit ihr für immer aufgehoben, und ebendarum auch ihre Bestimmung erfüllt ist. Wie ganz anders stellt sich dieß ihr letztes Schicksal in Vergleichung mit ihren frühern Schicksalen in der Geschichte dar? Zwar zeigt uns diese das Volk Israel unter einem sich stäts wiederholenden Drucke fremder Völker, aber wie anders hätte Gott beweisen können, daß er dieses Volk zu seinen Zwecken sich besonders ausgewählt habe, als dadurch, daß er es aus Druck und Gefahren gegen menschliche Wahrscheinlichkeit immer wieder befreite, und durch seinen sichtbaren Schutz erhielt? So befreiete er es gleich anfangs aus der vierhundertjährigen Knechtschaft Aegyptens mit mächtigem Arme durch Moses, half ihm in den nächsten vierhundert Jahren aus den Bedrängnissen von Seite der Philister und

anderer benachbarter Völker durch Erweckung einzelner Helden, und stellte es zuletzt durch Davids Siege auf längere Zeit sicher; als aber später Druck und Gefahr von Seite der mächtigen Völker im Osten eintrat, rettete Gott sein Volk dadurch, daß er eines dieser Völker durch das andere stürzen ließ, die Assyrier durch die Chaldäer, diese durch die Meder und Perser, von welchen auch die Gefangenen in Babylon nach Haus entlassen wurden; die Anstrengungen der syrischen Könige, besonders des Antiochus Epiphanes, des erbittertsten Feindes der jüdischen Religion und Nation, machte er durch heldenmüthige Begeisterung der Makkabäer zunichte, und ließ die siegreichen Adler eines Pompejus und Antonius unschädlich an ihnen vorüberziehen, bis er gekommen war, der kommen sollte. Dann sammelten sich die Adler zum andernmal um Jerusalem, das nun zum Aase für sie bestimmt war; und seit jener verhängnißvollen Zeit ist das Loos des ehemaligen Volkes Gottes unverändert dasselbe geblieben; der Thron der Cäsarn und Auguste ist zertrümmert, das römische Volk und Reich hat andern Völkern und Reichen in Europa und Asien weichen müssen, aber unter allen Kaisern und Königen hat sich kein Cyrus gefunden, der den Weggeführten erlaubt hätte, in das Land der Väter zurückzukehren, und unter den Juden kein Serubabel, dem es gelungen wäre, seine in der ganzen Welt zerstreuten Brüder dorthin zurückzuführen. Wie es der vorausgesagt hat, den die Juden nicht als Retter annehmen wollten, wird seitdem Jerusalem (und sein Volk) von allen Völkern zertreten, bis auch die Zeiten der Völker erfüllt und sie in das Reich Christi eingegangen sind. Luc. 21, 24; Röm. 11, 25.

Viertes Hauptstück.

Die Vollendung der Offenbarung durch Christus:

Erster Abschnitt.

Die Bedeutung des Christenthums in der Entwickelungs-Geschichte der Religion.

§. 53.

Das Christenthum die vollendete Offenbarung nach der Form.

Nachdem wir die Geschichte der Entwickelung der Religion, von der Urzeit ausgehend und sie durch die Gegensätze des Heidenthums und Judenthums verfolgend, bis auf den Eintritt des Christenthums in die Geschichte herabgeführt haben, erfordert es der Gang unsrer Darstellung, daß wir zuerst einen vergleichenden Blick auf die abgelaufenen Entwickelungsmomente zurückwerfen, und indem wir das neue und letzte Moment mit ihnen zusammenhalten, ein bestimmtes und klares Bewußtseyn von der Stellung und Bedeutung des Christenthums in der gesammten Entwickelungsgeschichte der Religion zu gewinnen suchen, ehe wir zur Darstellung und Würdigung der besondern historischen Erscheinungen übergehen, in welchen der göttliche Ursprung, oder die Göttlichkeit des Christenthums in seinem Ursprunge zunächst erkannt wird. — Unter den verschiedenen Beziehungen, welche die Stellung und Bedeutung des Christenthums in der Entwickelungsgeschichte der Religion darstellen, ist uns die auf die Offenbarung die erste und nächste, nicht nur weil wir der Entwickelung der Religion überhaupt die Offenbarung als bedingendes und leitendes Prinzip zu Grund gelegt haben, sondern auch weil das Christenthum sich selbst als die vollendete Offenbarung erklärt und darstellt; da sich dieß ohne einen vergleichenden Rückblick auf die früheren Offenbarungen nicht begreifen läßt, so müssen wir vor allem zeigen, in welchen Beziehungen das Christenthum die vollendete Offenbarung sey.

Es ist aber diese zunächst in Beziehung auf die Erscheinungsform, oder das Mittel und Organ, durch welches Gott sich hier geoffenbart hat. In den ältesten Zeiten nämlich finden wir keine eigentlichen Organe des den Vätern sich offenbarenden Gottes, vielmehr sind es sinnliche Erscheinungen von auffallender Art, oder Träume und andere nächtliche Gesichte, in welchen sie die Nähe Gottes empfinden, seine Huld und seinen Willen erkennen. Dem Naturmenschen offenbarte sich Gott vermittelst der Natur; in der historischen Zeit der Völker wählte und weihte er einzelne hochbegabte Männer zu seinen Organen, in deren Geist er seine Gedanken, in deren Mund er seine Worte, in deren Unternehmungen er seine Kraft und seinen Segen legte; solche Männer waren Moses und von ihm ab die Propheten. „Nachdem aber Gott in jenen Zeiten vielfach und auf vielerlei Weise durch die Propheten geredet, hat er in der Zeit der letzten Offenbarung zu uns geredet durch seinen Sohn, den Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, den Erben seiner Macht, durch welchen er auch die Welt geschaffen, und der sie trägt mit seinem kräftigen Worte. Dieser Sohn ist Jesus Christus, der Stifter des Christenthums, das Wort, das am Anfange war, und bei Gott und Gott war, aber Mensch wurde, und unter uns wohnete, dessen Herrlichkeit wir geschauet haben als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater." Joh. 1, 1. 2. 14.; Hebr. 1, 1—3. — Dieß ist die große Thatsache, durch welche und mit welcher das Christenthum in die Welt eingeführt wurde, und als welche es sich selbst der Welt ankündigte; die Thatsache, für deren Wahrheit die Beweise, aus den sie selbst constituirenden und begleitenden Erscheinungen, zusammenzustellen die eigentliche Aufgabe dieses Hauptstücks seyn wird.

Den Erweis dieser Thatsache einstweilen vorausgesetzt, ist aber klar, daß das Christenthum die vollendete Offenbarung ist zunächst durch die Erscheinungsform und das Organ des sich offenbarenden Gottes. Zwar offenbarte er sich schon in den Urzeiten nach den Bedürfnissen und der Fassungskraft der Menschen, aber nur vermittelst der Natur und ihrer Erscheinungen, also nur durch unvollkommene Bilder von ihm; später wählte er Men-

schen zu Organen seiner Offenbarungen, rüstete sie mit den nöthigen Gaben und Vollmachten ihrer Sendung aus, und nannte sie seine Diener, aber diese Gesandten und Diener waren bei allem dem von Natur unvollkommene und schwache Menschen, die selbst durch ihre göttliche Berufung nicht gegen alle Verirrung sicher gestellt waren; als solche waren sie unfähig, die volle göttliche Wahrheit in sich aufzunehmen, die volle göttliche Heiligkeit darzustellen. Das konnte nur der Sohn Gottes, seiner Natur nach nicht nur über die Menschen, sondern selbst über die Engel erhaben, göttliches Wesens und göttlicher Eigenschaften, die er aber zum Behufe seiner Erscheinung unter den Menschen unter der Hülle der menschlichen Natur verbarg, und so als Gottmensch unter uns auftrat. Wenn es nun unter allen Formen der Erscheinung, in welchen Gott sich offenbaren kann, keine höhere und vollkommenere gibt als die des Gottmenschen, so ist auch klar, daß die Offenbarung in Christo, und folglich das Christenthum selbst als das Produkt derselben, die vollkommene und vollendete Offenbarung ist.

§. 54.

Dasselbe ist es auch nach seinem Inhalt.

Dieser Satz ist eine nothwendige Folge des vorigen. Der Inhalt der Offenbarung ist das, was und wieviel die Erscheinungsform von Gott offenbart und ihrer Natur nach zu offenbaren fähig ist; diese Fähigkeit aber ist sehr verschieden. Die Natur als des Bewußtseyns und der Freiheit, und der damit zusammenhängenden sittlichen Verhältnisse ermangelnd, ist nur fähig Gott von Seite seiner Erhabenheit, Allmacht und absoluten Herrschaft zu offenbaren, wozu sie durch die Unendlichkeit ihrer Ausdehnung, die sinnliche Größe ihrer Erscheinungen und die Unwiderstehlichkeit ihrer Wirkungen ganz geeignet ist; darum finden wir in der Urreligion, deren historische Darstellung wir im ersten Hauptstücke gegeben haben, hauptsächlich auch nur die auf die Naturseite Gottes sich beziehende Erkenntniß nebst den aus dieser entspringenden religiösen Empfindungen — der Abhängigkeit, Furcht und der entsprechenden Verehrung entwickelt,

von sittlichen Beziehungen aber nur soviel, als die außerordentliche Offenbarung bei dem Vorherrschen des Naturstandes zu entwickeln vermochte. Im Heiden- oder Völkerthum aber, welches einer fortlaufenden außerordentlichen Offenbarung entbehrte, und an die bloße Natur-Offenbarung angewiesen war, finden wir gar keine andern Begriffe des Göttlichen, als die sich auf dessen Naturseite beziehen, und diese wegen des Verlustes der Einheit der Idee und anderer Ursachen entstellt und in vielgestaltige Naturvergötterung übergegangen, bei fast gänzlichem Mangel aller, wenigstens reiner sittlichen Begriffe. Vergl. §. 35.

Die Offenbarung durch geistig menschliche Organe ist geeignet auch den endlichen Geist und seine Eigenschaften, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, so wie alle geistigen und sittlichen Beziehungen zwischen ihm und der Welt bekannt zu machen; aber indem Gott diesen Weg seiner Offenbarung wählt, bleibt ihr Inhalt immer noch an die Empfänglichkeit der Organe gebunden, und diese beschränkt, wie sie selbst auf zweifache Weise beschränkt ist, auch wieder die Vollkommenheit der Offenbarung. Die Endlichkeit und Beschränktheit des menschlichen Geistes ist nämlich für sich und absolut unvermögend, die Vollkommenheit Gottes zu fassen und darzustellen, und selbst die Offenbarung kann dieses Unvermögen nicht heben, sondern nur mindern; schon aus diesem Grund muß daher der Inhalt einer Offenbarung, insofern sie durch ein rein menschliches Organ geschieht, immer beschränkt und unvollkommen bleiben. Hiezu kommt dann noch die mehr zeitliche und zufällige Beschränkung durch die Empfänglichkeit und das Bedürfniß derer, für welche die Offenbarung zunächst bestimmt ist, und welche Empfänglichkeit die Offenbarung nicht überschreiten kann. Wir sehen Beides an den Offenbarungen, die dem Judenthum geschahen, und die Offenbarung durch rein menschliche Organe repräsentiren; allen hängt von ihrem Organe etwas charakteristisches, nämlich etwas menschliches, jener wohlbekannte Anthropomorphismus an, und zwar nicht blos der universelle, sondern überdies noch ein partikularistischer Anthropomorphismus nach dem Verhältniß des Volks und seiner Zeiten.

Von dieser Unvollkommenheit und Beschränkung durch ihre Organe wird die Offenbarung nur frei, wenn sich die Gottheit selbst in die Menschheit einsenkt, und sich als Gottmensch offenbart; und diese Offenbarungsweise ist die charakteristische der christlichen, wodurch sie sich wesentlich von allen frühern unterscheidet, und nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt zu seiner Vollkommenheit gelangt. Denn in dem Gottmenschen vereinigt sich das Göttliche mit dem Menschlichen zur vollkommenen Darstellung des Ersten in der unbeschränkten und reinen Form des Andern. Der Sohn Gottes als das vollkommene Ebenbild des Vaters trug in sich die ganze Fülle der Gottheit, der Weisheit, Heiligkeit und Macht, Col. 1, 15—19.; darum war er auch fähig, allezeit und in allem zu wirken und zu handeln nach dem Willen und in der Weise des Vaters, Joh. 5, 17—19.; 8, 28. 29.; war fähig Gott in seinem Wesen und seiner Person darzustellen, so daß wer den Sohn sah, auch den Vater sah, und wer den Sohn kannte und an ihn glaubte, auch den wahren Gott kannte und an ihn glaubte; ebend. 14, 6—11. — Diese Offenbarung Gottes in dem Sohne, dieses Seyn, Wohnen, Wirken des Vaters in dem Sohne hatte also für die Menschheit die große dreifache Wirkung, daß es die bis dahin verborgene Gottheit den Menschen auf menschliche und zugleich würdige Weise näher brachte, das Wesen und die Eigenschaften derselben (den Inhalt der wahren Gotteslehre) ihnen zu schauen gab, und in dem Leben und Handeln des Menschensohnes, der zugleich Gottessohn war, das Vorbild und Muster des sittlich vollkommenen Menschen in Gesinnung und That aufstellte. Dieß alles hatten die alten Religionen, selbst die älteren Offenbarungen nicht bewirken können; in den alten Naturreligionen war das Göttliche in den Naturdingen aufgegangen, und in den theosophischen Speculationen über die Natur war es in eine dunkle, dem Menschen furchtbare Naturmacht verwandelt worden; der Hellenismus hatte es zwar ganz in das Menschliche herabgezogen, zugleich aber mit allen menschlichen Unvollkommenheiten und Lastern befleckt; der Mosaismus hatte Gott hoch über die Natur und den Menschen gestellt, und in eine absolute Unsichtbarkeit und Unbegreiflichkeit

eingehüllt, aber ebendadurch wie der Anschauung so der Erfassung in Liebe entzogen, und nur die Furcht, wenn auch Ehr-furcht, vor ihm übrig gelassen. Allen diesen Gebrechen und Unvollkommenheiten hat die Erscheinung Gottes in Christus abgeholfen, indem in ihm das Mysterium der Gottheit enthüllt, und Gott in die Menschheit eingetreten ist, ohne von seiner Reinheit und Heiligkeit zu verlieren, vielmehr diese mit allen andern Eigenschaften seiner Weisheit, Liebe und Macht den Menschen sich auf eine für sie faßlichste und ergreifendste Weise, in der Erscheinung und dem Leben des göttlichen Menschen und menschlichen Gottes zu erkennen gegeben hat. Wie hiedurch der Inhalt der Religion, insofern sie Erkenntniß Gottes ist, zu seiner vollkommenen Offenbarung gelangt ist, so auch in seiner Beziehung, in welcher er die rechte und würdige Gesinnung gegen Gott, verbunden mit der rechten Gesinnung gegen die Menschen einschließt. Die vollkommene Aeußerlichkeit des heidnischen Cultus, hervorgegangen aus Furcht oder Eigennutz, wurde im Vorhergehenden dargestellt, nicht minder die Dürftigkeit der heidnischen Moral, und die drückende Last der mosaischen Gesetze; in Christus ist das Ideal der sittlichen Vollkommenheit verwirklicht, und in seinem Beispiele wie in seiner Lehre auch die Motive des sittlichen Handelns aufs deutlichste ausgedrückt.

Wir sagen also mit Recht, daß das Christenthum auch in Beziehung auf den Inhalt die vollendete Offenbarung sey.

§. 55.

Die sogenannte Perfectibilität des Christenthums.

Da nach dem Voranstehenden das Christenthum die nach Inhalt und Form vollendete Offenbarung ist, so würde man nicht begreifen können, wie Jemand noch von einer Perfectibilität desselben, selbst von einer objectiven Perfectibilität sprechen möge, wenn man nicht wüßte, daß Manche, wie die nun bald abgelebten Rationalisten, gerade diesen Grundcharakter des Christenthums in Abrede stellen, Andere, die dasselbe als Offenbarung Gottes gelten lassen, doch das Eigenthümliche der christlichen Form und ihres Unterschiedes gegenüber den ältern Offen-

barungen übersehen, und aus allgemeinen und vagen Begriffen über eine geschichtlich so markirte Erscheinung räsonniren. Wir müssen daher zur Vervollständigung unsrer Darstellung diese Räsonnements kurz beleuchten. Zuvörderst also die Rationalisten aus der bereits erlöschenden Schule, die den Glauben an eine göttliche Offenbarung zwar für einen Wahn — opinio revelationis —, aber doch für einen selbst zur Entwickelung der Vernunft dienlichen, ja nothwendigen Wahn erklären, wie Wegscheider in der Dogmatik; diese Rationalisten also setzen die Perfectibilität und Perfectionirung des Christenthums in die Wegräumung dieses Wahnes, den der Stifter desselben entweder mit seinen Zeitgenossen selbst getheilt, oder sich wenigstens so gestellt habe, als ob er ihn theile, um unter dieser dienlichen oder gar nothwendigen Anstellung der wahren und reinen Vernunftreligion zur Einführung in die Welt und zur Aufnahme in die Gemüther zu verhelfen. Aus diesem allgemeinen Satz ergab es sich dann sehr leicht, worin, d. h. in welchen besondern Ideen, Lehrstücken oder etwa auch Satzungen das Christenthum einer Perfectionirung empfänglich und bedürftig sey; es mußte nämlich aus demselben alles ausgeschieden werden, was sich auf die Lehren Christi über seine Person, deren göttliche Sendung, die positiven Zwecke dieser Sendung und anderes damit zusammenhängendes bezieht, damit nichts als die reine Vernunftreligion übrig bliebe. Wiewohl nun die Freunde der letztern alles Mögliche gethan haben, jenen Scheidungs- und Läuterungsprozeß zum Besten der Menschheit zu seinem Ende zu bringen, so hat es doch die Klügern bedünken wollen, daß wenn die Sache mit dem Christenthum sich so verhalte, daß es gleich von vornherein sich mit einem solchen Ballast beladen habe, den man über kurz oder lang doch über Bord werfen müsse, um zu einer Religion zu gelangen, die jeder auf einem viel kürzern Weg sich auf eigene Faust machen kann, jener Ausscheidungsprozeß eine völlig unnöthige Arbeit, und es daher auch der Werth nicht sey, sich mit Bibel und Christenthum zu belasten. Diese Ansicht hat immer mehr durchgedrungen und die gedachte Perfectibilitätstheorie um allen Credit gebracht, so daß diejenigen, die mit gleicher Neigung dem Bibel- und Offenbarungsglauben

zu Leibe gehen wollten, dazu eine andere Methode einschlagen mußten, die bekanntlich darin besteht, daß sie der Offenbarung den Kopf, d. h. die Bibel und ihre Geschichte abschlagen. Da aber diese Methode so wenig eine Methode, das Christenthum zu perfectioniren, genannt werden kann, als Jemand glauben wird, daß man den Menschen durch Kopfabhauen perfectionire, so kann von ihr an diesem Orte nicht weiter die Rede seyn.

Wir haben es daher nur mit denjenigen zu thun, welche im Christenthum eine Offenbarung Gottes erkennen, und demungeachtet es gleich jeder Offenbarung für perfectibel halten. Sie hatten sich dabei an die im Allgemeinen richtige Vorstellung von dem Zwecke der Offenbarung, daß sie der Menschheit zum Behufe ihrer religiösen Erziehung von Gott gegeben werde, und folgern daraus, daß wie die Menschheit in ihrer Entwickelung, auch in der religiösen Entwickelung nie stillsteht, sondern darin immer fortschreitet, und ohne Schranken fortzuschreiten bestimmt ist, ebenso auch die Offenbarung als das Mittel zu dieser Entwickelung mit derselben gleichen Schritt halten, folglich perfectibel seyn müsse. — Unterwerfen wir diese sehr plausible Argumentation unserer Prüfung, und geben einstweilen die Prämisse ohne weitere Bemerkung zu, so will uns doch die Folgerung daraus nicht in Allwege begründet und richtig erscheinen. Es haben zwar die unläugbaren und raschen Fortschritte, die der menschliche Geist seit einigen Jahrhunderten in mehreren Richtungen des Wissens und technischer Gewandtheit gemacht hat, den Satz von dem unendlichen Fortschritt in den Augen vieler zu einem Dogma der Vernunft erhoben; dagegen sind aber andere, die den Fortschritten der Vervollkommenung an der Hand der Völkergeschichte nachgespürt, und sie nicht in einzelnen Richtungen, sondern nach dem Gesammtresultate gewürdigt haben, an jenem Dogma zweifelhaft geworden. Und in der That kann man nicht umhin anzunehmen, daß die Entwickelung der ganzen Gattung in einen gewissen Kreislauf eingeschlossen ist, wenn der Typus, den die Entwickelung im Individuum und in den Völkern befolgt, auch der Typus für die Menschheit ist. — Doch wie es sich mit den allgemeinen Beziehungen auch verhalten möge, soviel ist gewiß,

daß die religiöse Entwickelung selbst nach den allgemeinen Begriffen von der Religion einen sehr bestimmten Typus befolgt, und eine nachweisbare Thatsache ist es, daß dieser Typus in der christlichen Offenbarung sehr genau angegeben ist, und in dem Christenthum als Heilsanstalt Belehrungen und Mittel niedergelegt sind, mit deren Hilfe zunächst das Individuum und die Menschheit für alle Zeiten den Kreislauf seiner religiösen Entwickelung vollenden kann und soll, soweit es innerhalb der Schranken des irdischen Lebens möglich ist. Dieser Typus begreift die großen Wendepunkte der Verhältnisse des Menschen zu Gott, durch welche die Stellung jenes zu diesem, das wirkliche religiöse Verhalten und Leben des Einzelnen und der Gattung hindurch geht, nämlich von dem Ausgangspunkte des ursprünglichen Einsseyns mit Gott, durch den Abfall und die Trennung bis zur entschiedenen Sündhaftigkeit, und von dieser und dem Sündenbewußtseyn durch die Erlösung wieder zurück zu Gott in der Wiedervereinigung, als der mit Bewußtseyn hergestellten ursprünglichen Einheit. Diesen Gang der religiösen Stellung des Menschengeschlechts hat die Offenbarung vom Anfange her begleitet, auf jedem Stadium sie nach Bedürfniß und Empfänglichkeit belehrend, warnend, unterstützend; mit dem Christenthum aber ist der Wendepunkt der Wiederkehr zu Gott eingetreten, darum enthält die christliche Offenbarung Belehrungen über diese Wiederkehr und die damit zusammenhängende Sinnesänderung, Sündenvergebung, Einigung in Liebe mit Gott und den Menschen, und als Vollendung dieses geistigen Prozesses das ewige Leben. Wie nun in der christlichen Offenbarung der ganze Gang des religiösen Entwickelungsprozesses, mit Rücksicht auf die alte wie auf die neue Zeit aufgeschlossen ist, und im Christenthum als göttlicher Erziehungsanstalt alle praktischen Mittel zur Vollendung des letzten Bildungsstadiums niedergelegt sind, so ist in der That nichts mehr übrig, was die Offenbarung noch weiter offenbaren konnte; — wohlverstanden, noch weiter offenbaren *Bezügliches auf die religiöse Entwickelung in diesem irdischen Leben*; denn eine weitere im ewigen ist allerdings verheißen, aber diese Entwickelung nebst der dazu gehörigen Offenbarung, (videbimus

eum sicuti est. I *Joan.* 3, 2.), ist und bleibt schlechthin jenem höhern Zustande vorbehalten. Für den gegenwärtigen aber bleibt es wahr, daß die Erziehung des Menschengeschlechts in der christlichen Offenbarung zu ihrem Ende geführt, diese also auch in dieser Beziehung die vollendete Offenbarung ist.

Bei dieser Lage der Sachen ist es ebenso vergeblich als unweise, zum Beweise der Perfectibilität des Christenthums sich auf die Offenbarungen des alten Testaments zu berufen, die in der christlichen ihre Vollendung gefunden haben. Jene waren nämlich schon nach dem Entwickelungsgange, wie ihn die allgemeine Geschichte darstellt, für das Kindesalter der Menschheit bestimmt, und wer daher aus der Perfectibilität der alttestamentlichen, überdies nationalen, Institute auf eine ähnliche Perfectibilität des für die ganze Menschheit berechneten Christenthums schließen wollte, würde dasselbe thun wie der, welcher dem gereiften Manesalter denselben Unterricht, dieselbe Erziehungsweise wie der Kinderwelt vorschreiben wollte. Uebrigens wird von dem Verhältniß des Christenthums zu dem Judenthum gleich im Folgenden noch ausführlicher die Rede seyn, hier bemerken wir nur noch, daß in Beziehung auf Perfectibilität das Christenthum selbst jede Vergleichung zwischen sich und dem Judenthum sehr entschieden abweist. Von diesem sagt der Apostel, daß es dem Kindesalter der Welt zur nothdürftigen Pflege und Erziehung gegeben, daß es der Schatten (die Schattengestalt) war, die dem Christenthum, welches kommen sollte, voranging mit der Bestimmung, auf dasselbe zu weisen und aufmerksam zu machen; Gal. 4, 3—9.; Col. 2, 17.; Hebr. 10, 1. — Von dem Christenthum dagegen sagt der Stifter desselben selbst: mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und sieh ich bin bei euch bis ans Ende der Welt. Matth. 28, 18—20. In diesen Worten ist doch wohl ausgesprochen, einmal daß dem Christenthum, so wie es aus dem Munde Christi gekommen, der Sieg und die Herrschaft über die Welt gesichert ist, und folglich es zu diesem Zwecke einer Vervollkomme-

nung nicht bedarf, sodann daß es so, wie es aus dem Munde Christi gekommen, zu allen Völkern getragen werden, und von allen bis an das Ende der Zeiten befolgt werden soll, so daß es einer Vervollkommenung, etwa nach der Verschiedenheit der Menschen und Zeiten, nicht einmal empfänglich ist, und jede angebliche Vervollkommenung, die ihm von Menschen etwa zugedacht werden wollte, im Sinne Christi nur Entstellung und Fälschung seyn könnte. Darum sagt auch der Apostel, Christus sey gestern und heute und in Ewigkeit derselbe, und spricht über jeden, und wäre es auch ein Engel, der ein anderes Evangelium als das ursprüngliche predigen würde, ein wiederholtes Anathema aus. Hebr. 13, 8. Gal. 1, 8. 9.

Wenn aber das Christenthum als Offenbarung Gottes nach Form und Inhalt, und ebenso nach seiner Bestimmung als Erziehungsanstalt für die Menschheit, also in allem, was es selbst ist oder was zu seiner Objectivität gehört, einer Vervollkommenung weder bedürftig noch empfänglich ist, so folgt daraus nicht, daß durch diese objective Imperfectibilität den Fortschritten der Christen auf dem Wege der Vervollkommenung eine Schranke gesetzt oder alle an den gleichen Schritt gebunden seyen. Das Letztere schon darum nicht, weil das Christenthum als göttliche Erziehung die individuelle Freiheit sowenig aufhebt als die menschliche Erziehung, und daher durch diesen Factor der persönlichen Vervollkommenung die Möglichkeit sehr ungleicher Fortschritte, ja die Möglichkeit von Rückschritten gegeben ist; aber auch von den persönlichen Bestrebungen abgesehen, ist die Aufgabe, die durch die christliche Offenbarung der Menschheit gestellt wird, selbst in objectiver Beziehung von einem solchen Umfang und einer solchen Ausdehnung, daß sie dem ihr gesteckten Ziele sich nur in einer Unendlichkeit von Fortschritten nähern kann. Dieses Ziel liegt, nach vollzogener Entsündigung, in der Wiedervereinigung mit Gott, vermittelst der Aufnahme des neuen geistigen Lebensprinzips, und der nicht ohne eigene Anstrengung zu erreichenden Aehnlichkeit mit dem Sohne, der uns von Gott gesetzt ist zur Erlösung und Gerechtigkeit, zur Weisheit und Heiligung, damit wir die Klarheit des Herrn mit

aufgedecktem Angesichte schauen, zu seinem Ebenbilde veredelt werden, immer herrlicher und würdiger, wie er selbst ist das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Gottes; I Kor. 1, 30. II Kor. 3, 18. Röm. 8, 29. Kol. 1, 15. — Wer es nun bedenkt, welchen Kampf die Losreißung von der Sünde auch unter dem Beistande der Gnade Christi, welche fortgesetzte Selbstaufopferung die aushaltende Treue gegen den Geist Gottes in uns, welche Anstrengungen das Ringen nach der Gleichförmigkeit mit Christo dem Menschen auflegt; wer es überschlägt, wie langsam bei allen diesen Kämpfen, Selbstaufopferungen und Anstrengungen selbst der Erleuchtete und ernstlich Wollende diesem Ziele näher rückt, der wird wohl nicht verlangen, daß das Christenthum noch höhere Anforderungen an den Menschen stellen soll; er wird es als vollkommen und vollendet in ihm selbst erkennen, und statt es mit menschlicher Weisheit — oder Unweisheit perfectioniren zu wollen, vielmehr die in demselben geoffenbarte göttliche Weisheit zu seiner eigenen Vervollkommenung benutzen.

§. 56.

Das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum.

Wir haben schon §. 37 f., gestützt auf den Inhalt der ersten Grundlegung des Judenthums, seinen Charakter als den einer Einleitung, Vorbereitung und prophetischen Hinweisung auf zukünftige Offenbarungen bezeichnet, und aus diesem Gesichtspunkt alle wesentlichen Institutionen desselben dargestellt; hier ist nun der Ort, jene Darstellung aus der Erscheinung des Christenthums zu rechtfertigen und im Rückblicke darauf zu zeigen, wie in diesem das dort Eingeleitete, Vorbereitete und Verheißene zu seiner Erfüllung gelangt sey.

Sehen wir nun hiebei zunächst auf den geschichtlichen Gang und die stufenweise sich entwickelnden Formen der Offenbarungen Gottes, so haben wir bereits §. 53. gezeigt, welche Stufe hier das Christenthum einnimmt, und wie es sich zu den ältern, besonders den mosaisch-prophetischen Offenbarungen verhält. Wenn in der Urzeit, bei der Isolirung des Menschen und seiner Befangenheit in der Natur, sich Gott der Erscheinungen

der letztern bediente, um sich und seinen Willen dem Menschen kund zu geben; wenn er nach der Scheidung und Verbindung der Stämme zu Völkern aus diesen sich eines auswählte, um es zum Depositär der fortschreitenden Offenbarung zu machen, und zu diesem Zwecke auserwählte Männer dieses Volkes zu seinen Organen machte; so ist die Offenbarung Gottes in Christus die Offenbarung in seinem Sohne, dem Eingebornen, der von Ewigkeit in des Vaters Schooße war, aber in der Zeit zu uns herabkam, um uns den Gott, den Niemand je gesehen hat, in ihm schauen zu lassen, und wer er sey und was er von uns verlange, mit Worten zu verkündigen. Die christliche Offenbarung steht folglich um ebensoviel höher als die mosaisch-prophetische, um wieviel ein unmittelbar göttliches Organ höher steht als ein pur menschliches, der Sohn Gottes höher als der Mensch. Ebendarum kann aber auch die christliche Offenbarung nicht die Vervollkommenung oder Vollendung der jüdischen genannt werden, so wenig als diese selbst eine Vervollkommenung der ursprünglichen (Natur-) Offenbarung; denn der Mensch ist ebensowenig die vollkommene oder vollendete Natur, als Gott oder der Sohn Gottes der vollkommene oder vollendete Mensch ist, vielmehr bezeichnet jede dieser Denominationen eine eigene in sich abgeschlossene Stufe der Wesen, die weil in sich abgeschlossen, auch in sich vollkommen oder vollendet ist. Die Offenbarung Gottes aber zieht sich durch alle drei Stufen hin, und setzt sich in jeder auf die ihr entsprechende Weise, und insofern ist auch sie auf jeder in sich vollkommen; weil sie jedoch die zwei untergeordneten Stufen durchlaufen haben muß, um auf der höchsten sich als Offenbarung im Sohne Gottes zu zeigen, so ist diese wie die vollkommenste in sich, so auch die vollendete.

Und wie mit der Idee des sich offenbarenden Gottes, so verhält es sich auch mit der Idee, die sein Verhältniß zur Welt ausdrückt; auch sie ist im Judenthum mehr eingeleitet als entwickelt, mehr symbolisch angedeutet als nach ihrem wahren Inhalt begriffen. Dieß ist die Idee der Theokratie, zunächst verwandt der monotheistischen Creationsidee, zufolge welcher Gott wie der Schöpfer, so auch der Herr und Beherrscher aller Dinge

ist, und daher in den alttestamentischen Urkunden so oft Herr und Gott, König Himmels und der Erde genannt wird. Diese auf dem vormosaischen Schöpfungsbegriffe ruhende Idee wird dann in der mosaischen Theologie und Gesetzgebung weiter fortgebildet, und der Herr Himmels und der Erde begriffen als König der Länder und Völker, der seinen Sitz unter seinem Lieblingsvolke sich erkoren hat; so gestaltet sich die ursprünglich physisch-ethische Idee der alles beherrschenden göttlichen Weltregierung zu einem sinnlich-irdischen Reiche Gottes, dessen Fortbildung und vollendete Erscheinung der Gegenstand der prophetischen Weissagungen wie der Erwartung aller frommen Israeliten wird; zu einem Reiche Gottes, welches zwar wesentlich auch einen ethischen Charakter hat, in welchem aber Gerechtigkeit und Gottesfurcht ihre Stütze und ihren Halt an der äußern Macht und der politischen Verbindung der Völker haben, wie auch die Tugend und Gottseligkeit der Bürger dieses Reiches ihren Lohn in der irdischen Glückseligkeit findet, welche dieses Reich in der Welt verbreitet. — Wie ganz anders die christliche Idee? Zwar macht auch Christus die Idee vom Reiche Gottes zum Mittelpunkt und Träger aller Ideen, aber sein Reich ist kein irdisches nach der Weise der Weltreiche, sondern ein wahres Reich Gottes, der im Himmel ist, daher auch Himmelreich genannt; es ist, sofern es die Menschen schon hier aufnimmt, zwar in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt, da der Geist, der es belebt, nicht von der Welt, sondern aus Gott stammt, auch seine Bestrebungen nicht auf irdischen Besitz und sinnliche Glückseligkeit, sondern auf höhere, geistige und ewige Güter gerichtet sind, deren Erwerbung zwar während des irdischen Daseyns beginnt, aber erst in einem höhern vollendet wird; es ist mit einem Worte ein rein geistiges und sittliches Reich, welches keinen andern Herrn anerkennt als Gott und seinen Sohn, den er gesandt hat, bestimmt die Reiche dieser Welt nicht aufzuheben, sondern durch seinen religiösen und sittlichen Geist zu veredeln, und die Völker der Erde nicht einem (Lieblings-) Volke zu unterwerfen, sondern alle durch das Band der Liebe zu vereinigen zu Einem Volke Gottes unter der Herrschaft des Vaters der Menschen und des Königs der Könige.

Dasselbe Verhältniß des Christenthums zum Judenthum finden wir in der Idee des Messias. An die Person des Messias schließen sich im alten Testament alle Elemente der jüdischen Theokratie an (§. 40—45.), und der Messia selbst ist eine nothwendige Person, wenn die Idee der mosaischen Theokratie zu ihrer concreten Erscheinung gelangen sollte; aus demselben Grunde aber mußte die prophetische Schilderung des Messias dieselbe Farbe und denselben Charakter haben wie die jüdische Gestaltung der Theokratie oder das Reich Gottes im Geiste des alten Testaments. Wie daher dieses in der Form eines sinnlich-irdischen Weltreiches gedacht wurde, so der Messia in der Gestalt eines mächtigen Weltmonarchen; und wie zwar die Idee der jüdischen Theokratie vom Anfang an und in ihrer weitern Entwickelung wahre religiöse und sittliche Elemente enthielt, aber der Hauptzweck dennoch irdische Glückseligkeit blieb, der Tugend und Gottesfurcht nur als Mittel dienten, so wird dieser Vorstellung entsprechend der Messia zwar als religiöser und sittlicher Reformator geschildert, aber der Hauptzug in seiner Schilderung bleibt doch die Gründung eines glückseligen Zustandes. Mit dieser überwiegenden Vorstellung von dem messianischen Reiche als einem sinnlich-irdischen hängt es denn auch zusammen, daß die Person des Messias nicht zu ihrer vollen Würde gelangen konnte, und die Vorstellungen über seinen Ursprung und seine Herkunft immer schwankend blieben; nach der ursprünglichen Sage sollte er Davids Sohn, folglich ein Mensch seyn, nach den spätern Orakeln sollte Gott selbst erscheinen und sein Volk erlösen, dieser Gegensatz in den Vorstellungen blieb unvermittelt, und konnte auf dem jüdischen Standpunkt keine Ausgleichung finden. — Auf dem christlichen stellt sich mit der reinern und ganz geistigen Idee vom Reiche Gottes auch die des Messias reiner und höher. Wie sein Reich nicht von dieser Welt ist, so ist er selbst kein Weltmonarch, sondern der König der Geister, dazu in die Welt gekommen, um ihr die Wahrheit zu bringen und für diese zu zeugen; wie sein Reich ein rein sittliches, ein Reich der Tugend und Heiligkeit ist, so ist diese der Haupt- und einzige Zweck, und alle Glückseligkeit des Reiches darin beschlossen, darum auch die Func-

tion des Messias, nach der Tilgung der Sünde und des Irrthums das Reich der Wahrheit, die Herrschaft der Heiligkeit und Gottähnlichkeit unter den Menschen aufzurichten oder wiederherzustellen. Und nun kann es auch nicht mehr ungewiß seyn, wer der Messia nach seiner Person und seiner Herkunft seyn müsse; ein Sohn Davids vermochte dieß alles nicht, dazu gehörten göttliche Weisheit und göttliche Kräfte, darum ist der christliche Messias Sohn Gottes, der in seiner Menschwerdung Fleisch aus Davids Geschlecht annahm, um die alte Weissagung zu ehren, welche, wie alle andern auf den Messianismus sich beziehenden Weissagungen durch ihre typische und symbolische Natur den christlichen Ideen verwandt sind.

Aus dieser Verschiedenheit in der Auffassung der Grundideen begreift man sofort auch, daß und warum eine gleiche Verschiedenheit sich auch in Ansehung der besondern Religionslehren und des jüdischen und christlichen Religionssystems überhaupt finden muß. Das Ganze der jüdischen Religionslehre war eine Offenbarung der Verhältnisse des Reiches Gottes, wie der Jude auf seinem Standpunkt sie fassen konnte, daher in Beziehung auf Inhalt und Umfang beschränkt, in Beziehung auf die Form sinnlich und versinnbildend, aber in dieser Form auf ein Höheres hinweisend und die Erwartung desselben anregend; der Inbegriff der christlichen Religionslehren ist eine Offenbarung der Verhältnisse des Reiches Gottes auf jenem höhern Standpunkte, für welchen Gott die Menschheit inzwischen herangezogen und vorgebildet hatte. Hieraus erklären sich folgende Verschiedenheiten in beiderlei Religionslehren im Einzelnen und Ganzen. Der Inhalt der jüdischen Religionslehre mit der christlichen verglichen, erscheint beschränkt sowohl im Umfang als in der Art der Erkenntniß; viele wichtige Religionslehren fehlen im alten Testament trotz dem auch hier bemerklichen Fortschritte ganz; andere bleiben unentwickelt, oder in Unbestimmtheit gehalten, oder mit falschen Vorstellungen vermischt; in Ansehung dieser tritt die christliche Lehre als eine vollkommen neue Offenbarung auf, das Fehlende ergänzend, das Unentwickelte bestimmend, das Schiefe berichtigend. — Bei dem vorwaltend irdischen Charakter

der mosaischen Theokratie kann sich namentlich der Blick in die Zukunft des Individuums nicht über das irdische Daseyn und Leben erheben, daher die späte Entwickelung, die unerklärbaren und schwankenden Vorstellungen von der Unsterblichkeit und was des Menschen nach dem Tode wartet; da hingegen die christliche Offenbarung mit der Verkündigung eines geistigen und sittlichen Reiches Gottes nothwendig den Gesichtskreis des Glaubens und der Hoffnung über die Erde und diese Welt hinaus erweitert, uns ein anderes Leben nach diesem irdischen, eine Auferstehung und ein Weltgericht nach rein sittlichen Momenten enthüllt, und an den Schluß dieser Aussichten ebenfalls den Genuß einer ewigen Seligkeit, die Seligkeit selbst aber in das höchste geistige Gut — die wahrhaft absolute Anschauung, die Anschauung Gottes setzt. — Die alttestamentliche Offenbarung war unmittelbar für ein einzelnes Volk bestimmt, und darum enthält die alte Religion nicht blos einzelne nationale Elemente, sondern die ganze Religion bekam dadurch eine nationale und politische Richtung, welche sie selbst dann noch behielt, als der Prophetismus die Universalität des Messias und seines Reiches erkannte; denn auch in diesem sollte die alte jüdische Prärogative bleiben, und die übrigen Völker sich an das auserwählte als den Mittelpunkt anlehnen. Diese nationale und politische Beziehung der Religion ist im Christenthum völlig aufgehoben, nicht blos dadurch, daß Christus jene jüdische Prärogative ausdrücklich als abgethan erklärt hat, sondern vorzüglich dadurch, daß alle Lehren desselben in ihrer Besonderheit nur Verhältnisse Gottes zur Menschheit und dieser zu ihm, ohne alle Unterscheidung von Volk und Volk aussprechen. Dadurch und nur dadurch eignet sich das Christenthum zur allgemeinen Weltreligion, wozu es von seinem Stifter bestimmt ist, und was das Judenthum und Heidenthum wegen ihrer volksthümlichen und staatsthümlichen Elemente niemals werden konnten. Wenn man nun im Hinblick auf diese charakteristische Eigenschaft der christlichen Religion zugleich die neuern Staatstheorieen in's Auge faßt, nach welchen die Religion wie alles andere vom absoluten Staat (und natürlich in jedem auf andere Weise) ressortirt, kann man sie für etwas anderes ansehen als

für Versuche, das Christenthum in retrograder Bewegung auf das Judenthum und Heidenthum zurückzubringen?

Aus dem Dargelegten wird man nun auch ermessen können, ob das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum richtig bezeichnet sey, wenn man jenes die Vollendung des Judenthums, — das vollendete Judenthum nennt[1]). Diese ganz schiefe Bezeichnung, die das wahre Verhältniß gerade umkehrt, ist offenbar aus der empirisch-historischen Stellung beider Religionen entsprungen und hieraus der Paralogismus entstanden, weil in der Erscheinung das Christenthum auf das Judenthum gefolgt ist, so sey es aus demselben als dessen Vollendung gefolgt. Wie irrig eine solche Verwechselung der empirischen Aufeinanderfolge mit den Formen organischer Entwickelung sey, könnten ja schon Beispiele von allbekannten Dingen lehren, oder hat wohl Jemand gesagt, die Frucht sey die vollendete Blüthe, der Mann der vollendete Jüngling u. s. w.? Allerdings folgte der Zeit nach das Christenthum auf das Judenthum, aber nicht aus demselben, — wie hätten sonst die Juden es verwerfen können? noch kam es vom Himmel, um das Judenthum zu vollenden, d. h. es durch Ergänzungen vollkommen zu machen, denn dann gehörte dem Judenthum die geistige Herrschaft der Welt, und den Christen bliebe kein anderer Ruhm als in dem vollendeten Judenthum vollendete Juden zu seyn, ein Titel, den uns die Juden ebensowenig zugestehen, als unter uns Viele darnach geizen dürften. Die richtige Bezeichnung, sofern in diesen Verhältnissen von Vollendung die Rede seyn soll, ist die: das Christenthum ist die vollendete Offenbarung, in der historischen Entwickelung der Offenbarung aber ist das Judenthum ein wesentliches Moment, das jedoch mit der Erscheinung des Christenthums verschwindet, indem alles dem Judenthum Eigene und Charakteristische, seine Weissagungen, Vorbilder, bedeutsame Institutionen, seine ganze religiöse Propädeutik in Christus — nicht ihre Vervollkom-

---

1) Z. B. de Wette — Vorlesungen über die Religion ꝛc. S. 437. — Dr. Brenner — Fundamentirung der katholischen speculativen Theologie. 1837. S. 562.

menung, sondern — ihre Erfüllung und damit auch ihre Erledigung finden, wie auch zum Zeichen und zur Bestätigung dieser Erledigung um dieselbe Zeit das jüdische Volk selbst aus der Reihe selbstständiger Nationen verschwindet, und nur als eine zerrissene in der Welt zerstreute Masse übrig bleibt.

§. 57.

Verhältniß zum Heidenthum.

Das Heidenthum stellt geschichtlich die Entwickelung der Religion aus der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, und damit auch die Geschichte der menschlichen Verirrungen in Ansehung aller religiösen und sittlichen Verhältnisse dar; wie es wahrhaft göttlicher Offenbarungen ermangelte, so auch des im Wesen der Offenbarung gegründeten Prophetismus und seiner Verheißungen, es war daher auch ohne Hoffnung — Ephes. 2, 12; ihm blieb sonach, wenn es zum Bewußtseyn seiner Verirrungen kam und über seine Zustände hinausstrebte, nur die Sehnsucht, nicht so sicher und froh wie die Hoffnung, aber durch ihr dunkles unbestimmtes Drängen um so empfänglicher für unverhoffte Hilfe, wenn es Gott gefiel seiner in der Irre gehenden Kinder sich zu erbarmen. Das Christenthum mußte sich daher zu dem Heidenthum in ein anderes Verhältniß stellen als zu dem Judenthum; wenn es diesem nur die in Bildern ihm bereits vorgestellte Wahrheit in der Wirklichkeit zu enthüllen brauchte, so mußte sie bei jenem zuerst die Irrthümer aufräumen, um der Wahrheit Platz zu machen; wenn es dort lang gehegte Hoffnungen und alte Verheißungen erfüllte, so mußte es hier erst durch die Offenbarung der Wahrheit sich klar gewordene Sehnsuchten und Bedürfnisse befriedigen. Wir weisen dies an den Hauptmomenten des Heidenthums nach.

Der Grundirrthum des Heidenthums, der sich darum in allen Formen desselben wenn auch in der verschiedensten Ausbildung findet, ist die Vielgötterei; diesen den größten Theil der Menschheit drückenden Irrthum mußte das Christenthum vor allem andern heben, und sie den Einen und wahren Gott kennen lehren, Joh. 17, 3. Zwei Umstände, welche die Entwickelung

des Heiden- und Völkerthums selbst herbeigeführt hatte, erleichterten ihm diese Umänderung. Mit oder vielmehr nach der natürlichen Entwickelung der niedern Vermögen, woraus das Heidenthum zunächst erwachsen war, war zuletzt die Reihe auch an die Vernunft gekommen, und die Philosophie wurde geboren, deren Princip die Einheit, deren Aufgabe daher ist, in subjectiver und objectiver Beziehung die höchste Einheit zu suchen; gegen dieses Streben verstieß der Polytheismus als der geradeste Gegensatz, und so sehen wir die Philosophie als Gegnerin der Vielgötterei auftreten, alle namhaftern Philosophen sprachen in ihren Schriften von dem göttlichen Wesen als von einer Einheit, und wenn andere, den Schein der Philosophie affectirend das Göttliche überhaupt verneinten, so verneinten sie ebendamit auch den Polytheismus. So war unter den Gebildeten um die Zeit der Erscheinung des Christenthums der polytheistische Glaube bereits ziemlich allgemein erschüttert; unter dem Volke bestand er zwar noch, aber er hatte auch hier eine seiner Hauptstützen verloren. Die heidnischen Religionen waren in ihrer Besonderung Nationalreligionen und darum die besondern Götter Nationalgötter; wegen dieser engen Beziehung stritten die Völker in Kriegen für ihre Götter wie für den eigenen Heerd, und bei Auswanderungen nahmen sie dieselben mit sich. Dieses Band mußte lockerer, wo nicht ganz gelöst werden, nachdem die Uebermacht der Römer beinahe alle gebildetern Völker in einen ungeheuern Klumpen zusammengeballt, damit auch die Götter und Culte untereinander gemengt und den Glauben an ihre schützende Macht untergraben hatte. Und so war auch von dieser Seite der christlichen Idee der Eingang erleichtert, die Gott über alle volksthümliche Beziehungen stellt, und wie sie ihn als den Schöpfer des Weltalls verehren, so auch als den allgemeinen Vater der Menschen lieben lehrt.

Der größte Theil der heidnischen Religionen waren Naturreligionen, in welchen das Göttliche in allen Gestalten der Natur, hier in den zufälligsten Gegenständen, dort in Pflanzen und Thieren, an vielen Orten in den Himmelskörpern, bei solchen Völkern, welche tiefer sehen wollten, entweder in den zeu-

genden Kräften der Natur oder in den Gesetzen, welche ihren ewigen Wechsel bedingen, erfaßt und verehrt wurde, §. 25—32. Diese Verwechselung des Schöpfers mit dem Geschöpfe, der zweite große Grundirrthum des Heidenthums, hatte für den Menschen die traurigsten Wirkungen, er unterwarf überhaupt denselben der Natur und ließ das Gefühl der Willensfreiheit nicht aufkommen, erfüllte ihn dort mit der Furcht vor dem finstern Schicksal und der dunkeln Naturmacht, und trieb zu den grausamsten Mitteln ihrer Versöhnung, oder die Hingabe an die Natur führte zu den ausschweifendsten Lüsten, um ihr zu dienen. Und doch war besonders in der letzten Beziehung der Naturdienst dem sinnlichen Menschen lieb geworden. Das Christenthum untergrub und vernichtete ihn durch die Aufhellung der wahren Verhältnisse der Natur zu Gott und dem Menschen. Durch die Verkündung des einen und wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, trat die Natur mit allem, was sie Großes und Kleines, Furchtbares oder Erfreuendes, Nützliches oder Schädliches enthält, in das Verhältniß eines dienenden Geschöpfes zu seinem allmächtigen Herrn zurück, in der Idee der göttlichen Fürsehung und Weltregierung brachte das Christenthum die Obermacht und Herrschaft des höchsten Geistes über die Natur zur Anschauung, und vor dieser Anschauungsweise mußte die alte Furcht vor der Allgewalt der Natur mit dem Gespenste eines blinden unabwendbaren Schicksals verschwinden. Indem aber auf der andern Seite durch dasselbe Christenthum der Mensch auch sich selbst als Kind und Ebenbild Gottes kennen lernte, war ihm damit auch die Erkenntniß seines eigenen Geistes, das Bewußtseyn seiner Erhabenheit über die Natur und seiner Unabhängigkeit von ihr, so wie das Gefühl seiner höhern Würde vor ihr gegeben, so daß er im Vertrauen auf die alles beherrschende und für ihn väterlich sorgende Fürsehung sich ebensowenig vor der Gewalt der Natur zu fürchten brauchte, als er sich im Gefühle seiner Erhabenheit über sie sich in sie herablassen, sich ihr hingeben konnte, ohne seine eigene Würde aufzuopfern. In der griechischen Religion hatte das Heidenthum seine Vollendung insofern erreicht, als es in seinem Bestreben das Göttliche in allen endlichen Erscheinungen zu

finden und abzubilden bei der edelsten und höchsten aller Formen angekommen war; mit der Vergötterung des Menschen, mit der Darstellung der Eigenschaften der Gottheit in menschlichen Formen mußte die Entwickelung des Heidenthums enden, und dies ist das Eigenthümliche der griechischen Religion und Mythologie, §. 33. Die ihr zu Grund liegende Idee, wenn wir Idee nennen dürfen, was bei den Griechen mehr Sache des Verstandes und Schönheitsinnes war, hat Wahrheit, insofern Gott, wenn er auf Erde erscheinen und sichtbar werden will, keine edlere und würdigere Form wählen kann als die menschliche. Hiebei versteht es sich jedoch von selbst, daß nur die Form des in allen Beziehungen vollkommenen Menschen gemeint seyn kann, das Ideal, nach welchem ihn Gott geschaffen hat; die Ebenbildlichkeit mit diesem war aber den wirklichen Menschen durch die Entwickelung der Sünde verloren, wenigstens sehr entstellt worden; so blieb also dem Griechen zu seiner Menschenvergötterung nur das Bild des irdischen historischen Menschen mit allen seinen Unvollkommenheiten, Mängeln und Lastern, welche das Genie des Griechen mit allen Reizen sinnlich-ästhetischer Schönheit vergebens zu überkleiden suchte, indem doch das sittliche Gefühl auch einmal zu seinem Rechte gelangen mußte, vor welchem jene blendenden Gestalten der mythologischen Götterwelt nicht mehr bestehen konnten. Inzwischen behielt die reine Idee der Erscheinung der Gottheit in Menschengestalt, wenn auch dem Griechen noch nicht begriffen und noch nicht begreifbar, dennoch ihre Geltung, und mußte sie um so mehr geltend machen, wenn mit der ebenbezeichneten Epoche der wahre und reine Gottmensch in die Erscheinung trat. Da mußten vor dem Schimmer seiner göttlichen Macht und Weisheit die Sagen und Dichtungen der alten Götterwelt in ihr Nichts zerrinnen, da mußte vor der sittlichen Größe und Schönheit der Zauber sinnlicher, verführerischer Schönheit fallen, und es dem Griechen klar werden, daß hier in Wahrheit und Wirklichkeit erschienen sey, was seine Dichter und Künstler vergebens darzustellen versucht hatten, weil sie es auf einem ganz falschen Wege versuchten. Von dieser Seite angesehen, erscheint die Stellung des Heidenthums in der Form von Hellenismus zum Christenthum jener

des Judenthums analog; wie der vorurtheilsfreie Jude in der Erscheinung des Jesus-Messias, die Verwirklichung der Bilder und Schatten des alten Bundes erkennen, und darum diese fahren lassen mußte, so der Grieche in der Erscheinung des wahren Gottmenschen Christus die Verwirklichung der seiner Götterlehre zu Grund liegenden, aber unvollkommen begriffenen und noch unvollkommener versinnlichten Idee.

§. 58.

Das Christenthum die große Erlösungsanstalt.

Wenn wir bisher das Christenthum als Religion in ihrem Verhältniß zu den beiden Religionsformen des Alterthums betrachtet, und die verschiedene Weise wahrgenommen haben, wie es sich dem Judenthum und Heidenthum nach dem Geist und Wesen eines jeden gegenüberstellte, sich mit beiden verständigte und beide aufhob, so begegnen wir jetzt einer Seite desselben, gegen welche sich Judenthum und Heidenthum ihrer übrigen Verschiedenheit ungeachtet auf gleiche Weise verhalten, beide auf gleiche Weise hilfsbedürftig erscheinen, und die gleiche göttliche Hilfe durch Christus und seine Anstalt erfahren. Diese gleiche Hilfsbedürftigkeit war das aus der gleichen Sündhaftigkeit entsprungene Bedürfniß der Erlösung von der Sünde und der Versöhnung mit Gott, und die göttliche Hilfe war die Erlösung und Versöhnung mit Gott durch seinen Sohn.

Mit der Entwickelung der Sünde entwickelte sich auf nothwendige Weise auch das Schuldbewußtseyn, und aus ihm die Furcht vor einer höhern Macht, wie auch der Einzelne und das Volk diese sich denken mochte; daher finden wir im Heidenthum Anstalten zur Begütigung der Gottheit, nur mit dem Unterschiede, daß bei der im Judenthum bestehenden göttlichen Gesetzgebung, an welcher sich das sittliche Gefühl entwickelte, sich dem jüdischen Bewußtseyn mit der Uebertretung die eigene Sündhaftigkeit klar aufdrang, daher der göttliche Zorn ebenso klar als Zorn über die Sünde, die Begütigung aber als Besänftigung dieses zum Zwecke der Sündenvergebung begriffen wurde; während im Heidenthum, dem eine göttliche Gesetzgebung und damit eine detaillirte

Entwickelung des sittlichen Gefühls größtentheils fehlte, auch der Zorn der Götter mehr als ein dunkler und unbestimmter gedacht, und seine Besänftigung nicht so bewußt, wenigstens nicht so ausschließlich auf die eigene Sündhaftigkeit bezogen wurde. Uebrigens waren die Mittel den göttlichen Zorn zu besänftigen beiderseits in der Hauptsache dieselben, und bestanden zunächst in Opfern von Thieren, außerdem in andern Religionshandlungen und Gebräuchen. Den Juden waren diese im Gesetze genau vorgezeichnet, bei den Heiden beruhten sie auf dem Herkommen oder auf den volksthümlichen Institutionen; beiden aber waren aus dem angegebenen Grunde diese Institutionen so wichtig, daß sie in die gewissenhafte Beobachtung derselben das Wesen der Religion setzten, und die Frömmsten hierin sich nie genug zu thun glaubten.

Nun konnten zwar diese Arten von Genugthuung in den Zeiten, in welchen sie entstanden und sich weiter entfalteten, in der Kindheit der Völker und der Periode vorherrschender Sinnlichkeit dem Bedürfniß genügen, aber bei steigender Erkenntniß und dem Hervortreten höherer Bedürfnisse konnten sie nicht mehr befriedigen. Nach dem jüdischen Gesetze mußte für jede Uebertretung ein besonderes Opfer oder sonst eine bestimmte Sühne dargebracht werden, bei den Heiden, die ein ähnliches Gesetz nicht hatten, waren doch ähnliche Bestimmungen theils durch die mythischen Sagen theils durch die Opfertheorieen der Priester herrschend geworden; dieß vermehrte die Zahl der Opfer ins Unendliche, und die beständige Wiederholung derselben verwandelte gleichsam das ganze Leben in einen ununterbrochenen Opferdienst. Diese Ansicht des religiösen Lebens ließ den Menschen nicht nur zu keiner innern Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst gelangen, sie unterhielt auch fortwährend die Vorstellung von Gott als einem den Menschen zürnenden Wesen, und machte diese Vorstellung zur vorherrschenden. Von der sittlichen Seite aber mußte diese alte Versöhnungstheorie mit der Zeit immer ungenügender erscheinen; denn es lag ja in der Nothwendigkeit der ewigen Erneuung der Versöhnungshandlungen unmittelbar der Beweis, daß keine derselben den Menschen dauerhaft reinigen, keine Gott ihm

auf bleibende Weise zum Freunde machen könne; und bei besserer Entwickelung der sittlichen Begriffe mußte man auf den wahren Grund dieser Unzulänglichkeit kommen und einsehen lernen, daß Gewissensruhe und wahre Freundschaft mit Gott nicht durch äußere Handlungen und materielle Mittel, sondern nur durch innere geistige Umwandlung zu erreichen sey. Das Bedürfniß der letztern als Mittel und Bedingung der erstern machte sich daher immer mehr geltend und sprach sich in den beiden religiösen Sphären der alten Welt nach den Eigenthümlichkeiten einer jeden aus; unter den Juden durch den Mund ihrer großen Propheten als bewußte und feste Erwartung der immer näher rückenden messianischen Zeiten und Zustände (§. 47. 48.), unter den Heiden, welche statt der Propheten nur Wahrsager und statt erfreulicher Verheißungen nur dunkle Schicksalssprüche hatten, in ebenso dunkeln Ahnungen und einer sich selbst nicht klaren Sehnsucht (§. 36.). Aber hier wie dort bezeichnete der Umschwung der religiös-sittlichen Zustände eine neue Weltära.

Diese trat ein mit der Erscheinung Christi. Wie er daher in Beziehung auf den Gang der Offenbarung der menschgewordene Gott und seine Erscheinung die vollendete Offenbarung ist, wie er ebendadurch den Zwiespalt und die Unvollkommenheit der alten Religionen durch seine allein wahre und vollkommene Religion aufgehoben hat, so ist er in Beziehung auf den Zwiespalt zwischen Gott und den Menschen der Versöhner und das Christenthum die Religion der Erlösung. — Als solche kündete es sich an in der ganz veränderten Vorstellung von dem Verhältnisse Gottes zu den Menschen; wenn er im alten Testamente vorgestellt wird als strenger Herr, der die Sünden der Väter noch an den Kindern straft bis in das dritte und vierte Geschlecht, wenn die meisten Gottheiten der Völker finstere zum Theil zerstörende Naturmächte sind, so stellt die Lehre Christi Gott als liebenden Vater der Menschen dar, der seine Freude nicht hat am Zürnen und Strafen, sondern am Erbarmen und Verzeihen, der nicht den Untergang, sondern die Rettung und Seligkeit des Sünders will. Dieser väterlich rettenden Gesinnung Gottes entspricht denn die Sendung des Sohnes, die zweite charakteristische Lehre

des Christenthums; denn wodurch konnte Gott seine erbarmende Liebe gegen die Menschen augenscheinlicher bethätigen, als daß er zu ihrer Rettung seinen Eingebornen Sohn sandte? Und wer andrer hätte vermocht die Sünden der Menschen hinwegzunehmen, und sie mit Wort und That zur Heiligkeit zu führen als eben dieser Sohn Gottes, der zugleich als Menschensohn durch seine vollkommene Heiligkeit die Forderungen des göttlichen Willens befriedigen, uns aber seinen Brüdern Vorbild und Antrieb zu seiner Nachfolge sein konnte? — Als Versöhner kündigte sich der Sohn Gottes, und sein Werk als Versöhnung, gleich bei seinem ersten Auftreten an, indem er Sinnesänderung als Bedingung der Sündenvergebung predigte; als solchen erklärte er sich in der wiederholten Versicherung, daß er gekommen sey die Verlornen aufzusuchen und selig zu machen; als solchen bewies er sich auch in Werk und That, indem er umherging, und wo er ein der Buße zugewandtes Herz fand, ihm die Sünden vergab und die geschehene Vergebung durch begleitende Wunder bestätigte; als solchen endlich erwies er sich besonders in seinem Tode, den er für die ganze Menschheit aus Liebe zu ihr und im Auftrage des Vaters starb, und ihn für das Opfer erklärte, durch welches alle Menschen mit Gott versöhnt, und darum alle andern Opfer für immer abgethan seyn sollten.

Um aber seinen Erlösungsthaten, die als empirische seiner Zeit angehören, in ihrer Objectivität aber allgemeine Geltung für alle Zeiten haben, auch ihre fortdaurende Wirkung in den menschlichen Gemüthern zu sichern, hat er Anstalten getroffen, daß sie nicht nur den Menschen aller Zeiten und aller Völker mitgetheilt und zugewendet werden könnten, sondern hat auch für die Fruchtbarmachung derselben durch ein in der Menschheit bleibendes Princip göttlicher Action gesorgt. Vermittelst dieser Anstalten wird nicht nur das Wort Gottes an die Menschen, die Lehre und Religion Christi fortwährend in der Welt verkündet, es werden auch die Früchte seines Todes und seiner übrigen Erlösungsthaten den Menschen zur Ergreifung und Aneignung zugewendet, es werden den Erlöseten die Mittel zu ihrer Heiligung und Vollendung geboten, und in dieser Bewegung der Geister und Ge-

müther die Menschheit Gott zugeführt. Diese Bewegung, durch die äußeren Anstalten des Christenthums vermittelt, wird innerlich und unsichtbar angeregt, unterstützt und gehalten durch den Geist Christi und seines Vaters, den er darum nach seinem Heimgange gesandt, daß er in der Menschheit bleibe und das Werk des Sohnes und Vaters vollende. — Dieß ist das Christenthum nicht nur als eine besondere Religion, sondern als eine Weltanstalt durch seine Bedeutung und Bestimmung, aber eine Gottesanstalt in ihrem Ursprunge, ihrer Entwickelung und Vollendung. Sie wurde grundgelegt in der Uroffenbarung, weiter entwickelt in dem Judenthum, nur auf anderem Weg und in anderer Weise vorbereitet im Heidenthum, und trat im rechten Zeitpunkt in ihre volle Erscheinung im Sohne Gottes Jesus Christus.

§. 59.

Erschienen zur rechten Zeit.

Nachdem bisher die Stellung des Christenthums zu den frühern Offenbarungen und Religionen aus ihren innern Verhältnissen nachgewiesen worden, können wir es nun auch in seinem Verhältniß zur Zeit seiner Erscheinung betrachten, um mit dem Beweise seiner Rechtzeitigkeit diese ganze Darstellung zu schließen. Es hat aber diese Rechtzeitigkeit nach dem Zusammenhange der Zeiten zwei Seiten, von welchen sie betrachtet werden kann, nämlich einmal nach der Seite hin, nach welcher sie mit den frühern Zeiten und Zuständen zusammenhängt, die mit der Erscheinung des Christenthums sich abschließen; dann nach der Seite der Zeiten und Zustände, die sich mit der Erscheinung des Christenthums zu bilden anfangen, in deren Mitte dieses eintritt, entweder sie friedlich in sich aufnehmend oder mit ihnen einen Kampf auf Leben und Tod kämpfend, bis es sie überwunden hat. Wir fassen beide Seiten in's Auge.

Die Rechtzeitigkeit des Christenthums in der ersten Beziehung bildete in der ältern Apologetik kein unbedeutendes Moment; denn wir finden in den Schriften der Kirchenväter, daß die heidnischen Weltweisen die Vortrefflichkeit der christlichen Religion, die sie in andern Beziehungen nicht läugnen konnten, häufig aus

dem Grunde bestritten, daß sie der Welt erst so spät bekannt geworden sey; denn sagten sie, wenn eure Religion so vortrefflich und vollkommen ist, wie ihr behauptet, so war Gott ungerecht, wenn er sie den Menschen so lange vorenthielt, handelte er aber in dem letztern nicht ungerecht, so kann eure Religion auch nicht so vortrefflich und unentbehrlich seyn. — So konnte es allerdings den Heiden vorkommen, die außerhalb der Offenbarung stehend weder von ihr selbst noch von ihrem Gang einen Begriff hatten, und aus demselben Grunde auch den ethischen Charakter der Geschichte, wie die Gesetze der geistigen, besonders der religiösen Entwickelung nicht kannten, auch überhaupt geneigt waren den Handlungen der Götter statt einer alles überschauenden und abwägenden Providenz Willkühr zu unterlegen; ihren Vorstellungen gemäß konnte Gott handeln nach Belieben, konnte jedem Volk und zu jeder Zeit jede beliebige Religion mittheilen, und weil die beste dem Werthe nach die erste ist, so meinten sie, Gott hätte sie auch vor andern, also gleich von Anfang offenbaren müssen. — Uns hingegen muß die Sache anders erscheinen; wir wissen, daß nicht nur die Bewegungen und Abwechselungen in der Natur einer bestimmten Aufeinanderfolge und die organischen Entfaltungen regelmäßigen Perioden unterworfen sind, sondern auch die Entwickelung unserer geistigen Natur, in intellectueller wie in sittlicher und religiöser Beziehung ihre Perioden hat, die sie in der Zeit und Geschichte durchlauft, und da es Gott selbst ist, der der Menschheit diese Entwickelungsgesetze bestimmt hat, so ist es undenkbar, daß er ihnen vorgreifen sollte, und ungereimt, es von ihm zu verlangen. Daß also Christus nach dem Ausdrucke der Schrift erst in der Erfüllung der Zeiten oder in der letzten Zeit erschienen ist, davon liegt der nächste Grund weder in Christus, noch in Gott, sondern in dem nothwendigen Ablauf der früheren Entwickelungsperioden; darum haben wir es unserer bisherigen Darstellung zur Aufgabe gemacht, diese Perioden nach ihrem innern Zusammenhange und ihrer historischen Aufeinanderfolge den Augen unserer Leser vorzuführen.

Wenn nun dadurch klar geworden ist, daß das Christenthum seiner (historischen) Zeit nicht vorauseilen, sondern nur den

frühern Zeiten sich anschließen, und diese abschließen konnte, so haben wir noch zu zeigen, daß es auch an der Zeit war zu erscheinen, da es erschien; denn wie es für ein früheres Erscheinen an Empfänglichkeit von Seite der Menschen fehlte, so war jetzt von eben dieser Seite nicht nur die Empfänglichkeit, sondern selbst ein mehrfaches Bedürfniß vorhanden. Werfen wir zu diesem Behuf einen Blick auf den damaligen religiösen, moralischen und politischen Zustand der bedeutendsten Völker, so entdecken wir in allen diesen Beziehungen die unverkennbaren Spuren des nahen Verfalles. Unter den Griechen hatte die Philosophie den mythischen Götterglauben schon seit langem untergraben, und die jüngeren Systeme der Physiker und Neuplatoniker konnten durch ihre künstlichen Deutungen demselben nur eine dürftige Frist gewähren, und auch diese nur in speculativen Köpfen; die religiösen und politischen Feste und andere Versammlungen, welche die einzelnen Völker und Freistaaten zu gemeinsamer Religionsübung vereinigten, hatten nach dem Verluste der Freiheit und der Sprengung und Verpönung ihrer Bünde aufgehört; die berühmtesten Tempel, bei welchen Orakel gesucht wurden, waren ihrer Schätze beraubt worden, und hatten in Folge davon den größten Theil ihrer Besucher verloren, wie denn das Verstummen der Orakel selbst in diesen und ähnlichen Ereignissen seine natürliche Erklärung ebensowohl findet, als es in anderer Hinsicht eine providenzielle Fügung genannt werden kann. Andere Tempel in den angesehensten und reichsten Städten Griechenlands waren in Kriegen zerstört und ein Schatz der herrlichsten, auf den griechischen Cult sich beziehender Kunstwerke entweder zertrümmert oder weggeschleppt worden, wie in der Zerstörung Korinths durch Mummius und der Eroberung Athens durch Sulla. Eine andere Seite der Religion, die Mysterien waren gleichfalls schon lang ausgeartet, und nur ein leerer Schemen von ihnen übrig geblieben; so beschränkte sich die Religion der Griechen um diese Zeit fast einzig auf häusliche und örtliche Uebung, und diese bestand entweder in der mechanischen Beobachtung des Ueberlieferten, oder sie diente der Schaulust zur Befriedigung, oder bei einzelnen Culten noch verdammlichern Lei-

denschaften und Gelüsten; sie ruhte auf einem morschen und faulen Grunde, der in Bälde einstürzen mußte. — Unter den Römern stand es mit der Religion nicht besser; hier hatte der Anwachs von Macht und Reichthum eine Verweichlichung der republikanischen Sitten erzeugt, die einerseits in Verachtung der Götter, andrerseits in einen Abscheu gegen alle öffentlichen Geschäfte umschlug, und beide Schwächen mit dem Mantel der Epikurischen Philosophie zu bedecken suchte; selbst sonst ehrenwerthe Männer waren von diesem Verderbniß nicht frei, wie z. B. Attikus, des Hortensius, der Lucülle und anderer berühmter Fischteichler nicht zu gedenken. Und Cicero selbst, aus dessen Briefen wir den unter den höhern Ständen eingerissenen Unglauben nebst seinen Folgen am besten kennen lernen, Cicero, der in seinen philosophischen Schriften den Glauben an Gott, Weltregierung, Unsterblichkeit, Vergeltung u. s. w. zu begründen sucht, wie skeptisch und selbst spottend läßt er sich über wesentliche Institute der römischen Religion, bei denen er amtlich betheiligt war, über Augurien und andere Arten der Divination vernehmen? Hören wir zu diesem allem noch die Dichter. Was Horatius von sich selbst bekennt: parcus Deorum cultor et infrequens, — kann es nicht als das Bekenntniß seines Zeitalters angesehen werden? mit welcher Leichtfertigkeit behandelt Ovidius die ganze chronique scandaleuse der griechischen Mythologie, wie völlig ungebunden verspotten Persius und Juvenalis den Glauben wie die Sitten ihrer Zeitgenossen?

Da es mit der Religion so stand, konnte es mit den Sitten nicht besser stehen, weil der Verfall der ersten immer aus dem Verfalle der letzten hervorgeht. Wir enthalten uns in unserer Schilderung auf die Griechen zurückzugehen, weil so wie in der Sittigung, so in der Entsittlichung sie den Römern voraneilten, und nachdem sie einmal in den Klumpen des römischen Weltreiches verschmolzen worden, alle Wechselfälle desselben theilten. Wir wollen uns nur an das Gemälde halten, welches uns die römischen Geschichtschreiber Sallustius, Tacitus und Suetonius von dem Zustande der Sitten in den letzten Zeiten der Republik und den ersten des Kaiserreichs überliefert haben. Nach der

Besiegung des Antiochus und der Zerstörung von Karthago, wodurch unermeßliche Reichthümer nach Rom geflossen waren, entzündete sich in den Gemüthern eine unbegränzte Gier nach Geld, Ehrenstellen und Macht; sie trat zuerst hervor im Kriege mit Jugurtha in dem gegenseitigen Neide und der Bestechlichkeit der Heerführer, in der Käuflichkeit des Senates selbst, so daß jener König jene merkwürdige Aeußerung thun konnte, Rom würde sich selbst verkaufen, wenn es nur einen Käufer fände. Dieselben Leidenschaften erregten bald darauf die bürgerlichen Kriege, die sich durch Verrath, Grausamkeit, Treulosigkeit aller Art auszeichneten, und kaum waren sie durch die Sullanische Dictatur auf kurze Zeit niedergehalten, brachen sie in der Catilinarischen Verschwörung wieder hervor, in welcher außer den bereits erblich gewordenen Lastern der Männer zum erstenmal auch das tiefe allseitige Verderbniß der Jugend offenbar wurde. Die hierauf gefolgten Kriege zwischen Cäsar und der Parthei des Pompejus vollendeten das Verderben, indem alle Verworfenen und aus Noth Kühnen bis auf die Straßenräuber sich an den unüberwindlichen und im Belohnen königlichen Sieger anschlossen, bei welchem Geld, Aemter und Ehrenstellen, sogar Ruhm zu ärnten waren. Mit diesen Sitten gingen die Römer unter die Herrschaft der Auguste über, deren erster zwar bemüht war sie zu verbessern: wie wenig aber seine Bemühungen anschlugen, zeigt die Geschichte seiner nächsten Nachfolger und ihrer Zeiten; in den Kaisern selbst neben Despotismus und Grausamkeit ein Inbegriff aller Laster, in den kaiserlichen Frauen und Töchtern, in den Staatsdamen vom ersten Rang und weiter herab die tiefste Entwürdigung der Weiblichkeit, in der Rechtspflege falsche Angeberei von Seite der Ankläger, Meineid und Verrath von Seite der Zeugen, Furcht und Bestechlichkeit von Seite der Richter, im Senat und Volk Sklavensinn mit allen Gemeinheiten, wozu er führt. Und dieses Verderbniß ergoß sich unaufhörlich durch mancherlei Kanäle von der Hauptstadt in die Provinzen, und steckte allmälig den ganzen Staatskörper an, so daß der sonst keineswegs leichtgläubige Tacitus in den Folgen desselben die Vorboten des herannahenden Endes erblickte, und

die Ueberzeugung aussprach, daß den Göttern nicht mehr die Erhaltung des römischen Reichs, sondern nur dessen Bestrafung am Herzen liege. Auf seinem Standpunkt sah er richtig, aber was nur dem in sich selbst gekehrten Gemüthe als Ahnung und Sehnsucht sich aufschließt, dem blos nach äußern Erscheinungen rechnenden politischen Verstande aber entgeht, das blieb ihm verborgen, nämlich, daß eben das aufs Höchste gestiegene sittliche Verderben seine Versöhnung und Heilung durch neue Anstalten fordere, und darum auch solche von nun an zu erwarten seyen. Diese Nothwendigkeit begriffen innerliche Menschen auch unter den Heiden, und sprachen ihre Sehnsucht und Erwartungen eines neuen Zustandes der Dinge aus, wie wir §. 36. gezeigt haben.

Werfen wir dem Gange unserer Darstellung gemäß auch noch einen Blick auf den Zustand des jüdischen Volkes nicht lange vor der Erscheinung Christi, so finden wir, daß auch hier alles dem Verfalle nahe, und folglich es an der Zeit war, daß die alten Verheißungen und Weissagungen in Erfüllung gingen. — Nach der Rückkehr aus dem Exil war zwar Jerusalem, der Tempel und jüdische Staat wieder hergestellt worden, aber alles nur im verjüngten Maasstabe in Vergleichung mit dem frühern Zustand. Diese Wahrnehmung erzeugte ein allgemeines Misbehagen, und die letzten Propheten waren daher bemüht, ihr Volk mit der Hoffnung der nahen Ankunft des Messias zu trösten; doch diese verzog sich, ohne Beunruhigung so lang die Juden unter persischem Schutze standen, aber bald traten Bedrückungen jetzt von Aegypten, jetzt von Syrien her ein. Zwar hoben die letztern, auf die Ausrottung der väterlichen Religion gerichtet, den Muth der Juden so sehr, daß sie sich unter der Anführung der tapfern Makkabäer völlig frei machten, und ihre Freiheit eine zeitlang behaupteten; aber Uneinigkeit in der herrschenden Dynastie und Brüderkriege gaben den Römern die Gelegenheit an die Hand sich in die Angelegenheiten der Juden zu mischen, und von dieser Zeit an war alle Aussicht auf Selbstständigkeit verloren, bis ihnen zuletzt Augustus einen Fremdling, einen Idumäer zum König setzte. Damit war nach alten Ueberlieferungen das Ende des jüdischen

Staates angezeigt, und noch bestimmtere Anzeigen lagen in der Weise, wie Herodes regierte, in der Unfähigkeit und Schlechtigkeit seiner Söhne, in dem unruhigen und aufrührischen Geiste des Volkes. Und wie die Lage des Staates, so wies auch der Zustand der Religion auf das Ende der Dinge. Schon in der bessern Zeit der Asmonäer hatte sich die Religionslehre in zwei Systeme und Sekten gespalten, die im Glauben und Leben weit auseinander gingen, und deren jedes nur auf andere Weise den Glauben und das Leben verdarb. Wenn der Sadducäismus zum Materialismus hinneigend Geist und Unsterblichkeit läugnete, und consequenterweise Reichthümer, Ehrenstellen, Lebensgenuß für das Ziel des Menschen hielt, so wurde er für die öffentliche Religion und für die Sittlichkeit ebenso gefährlich, wie der Epikurismus unter den Griechen und Römern; wenn andrerseits der Pharisäismus an der historischen Fortbildung der mosaischen Dogmen festhaltend unerwiesene und unerweisliche Traditionen einmengte, wenn er die an sich schon große Zahl der ursprünglich gegebenen Gebote und Ceremonien mit einer Menge selbstgeschaffener vermehrte, und die Gerechtigkeit vor Gott von der ängstlichen Beobachtung der letztern abhängig machte, so verwandelte er den lebendigen Glauben in eine sterile Orthodoxie und die ganze Tugend in äußere Werkheiligkeit mit gänzlicher Hintansetzung der wesentlichen Pflichten und der wahrhaft sittlichen Gesinnung. Daß das Leben der Pharisäer selbst dahin umgeschlagen habe, ist uns aus dem Zeugniß Christi bekannt, und daß dieses Verderbniß auch in die Masse des Volks übergegriffen, offenbarte sich in den Gräueln, womit die Parteien sich gegenseitig verfolgten, die doch im letzten entscheidenden Kampfe Jerusalem gegen den gemeinsamen Feind vertheidigen wollten. So zeigt auch dieser religiös sittliche Zustand, daß auf ihn das Wort Gottes durch die Propheten sich anwenden ließ: meine Seele ist Feind euren Neumonden und Jahreszeiten, ich bin derselben überdrüßig; — ich werde kein Opfer mehr annehmen von euren Händen, denn an allen Orten soll mir fortan ein reines Opfer dargebracht werden.

Zweiter Abschnitt.

Der göttliche Ursprung des Christenthums nachgewiesen an der göttlichen Persönlichkeit seines Stifters.

§. 60.

Dieser göttliche Ursprung der höchste und letzte Gegenstand der christlichen Apologetik.

Wir gingen schon in der Einleitung zu diesem Werke von dem positiven Charakter der christlichen Religion aus und zeigten, daß sie diese Positivität aus göttlicher Offenbarung zu ihrer Grundwahrheit habe, dieselbe als sichere Grundbehauptung aufstelle; damit war auch ausgesprochen, daß wir den Beweis jener Grundwahrheit, die Erhärtung jener Grundbehauptung als unsere Hauptaufgabe liefern müßten. Weil sich aber die Behauptung des geoffenbarten Ursprungs einer Religion wissenschaftlich nicht begreifen läßt ohne Philosophie der Offenbarung, und das Christenthum wie es in der Geschichte der göttlichen Offenbarungen den Gipfel und die Vollendung, so in der Geschichte der religiösen Entwickelungen überhaupt den höchsten Standpunkt bezeichnet, so mußte die Philosophie der Offenbarung und die Darstellung dieser Entwickelungen der Lösung unserer Hauptaufgabe zu Grund gelegt werden. Nachdem dies geschehen ist, können wir nun zu der Lösung unserer höchsten und letzten Aufgabe übergehen. Wie wir aber bisher, seitdem wir die stufenweise Entwickelung der Offenbarung und der Religion überhaupt darzustellen angefangen haben, uns auf dem historischen Gebiete befanden, so bleiben wir auch mit der Beweisführung für den göttlichen Ursprung — und somit für die Göttlichkeit — des Christenthums auf diesem Gebiete; denn das Christenthum ist ja die große Thatsache der neuen Zeit, aus welcher sich seit achtzehn Jahrhunderten alles wahrhaft Große und Göttliche entwickelt hat, sein geschichtlicher Ursprung aber ist der Beginn und die bleibende Grundlage dieser Thatsache, eine Grundlage, die alles Große und Göttliche in sich tragen muß, was die Zeiten nur entwickeln. Darum müssen die Beweise für den göttlichen Ur-

sprung des Christenthums in ihm selbst, in den diesen Ursprung constituirenden Erscheinungen liegen, und unsere Aufgabe ist daher, das Göttliche in diesen Erscheinungen aufzuzeigen; bevor wir jedoch dazu übergehen, scheint es uns angemessen, den divinatorischen Beweis voranzuschicken.

§. 61.

Divinatorischer Beweis für diesen göttlichen Ursprung.

Wir nehmen hier das Wort Divination, wofür unsere Sprache keinen entsprechenden Ausdruck hat, in jenem weitern Sinne, in welchem es die Möglichkeit und das Vermögen bezeichnet, aus einem in der Gegenwart Gegebenen nicht nur auf ein Zukünftiges zu schließen, sondern auch voraus zu bestimmen, von welcher Art dieses Zukünftige seyn werde oder seyn müsse. Auf unseren Gegenstand angewandt, besagt also die Divination soviel als die Möglichkeit aus dem, was in der geschichtlichen Entwickelung dem Christenthum vorausgeht, auf den Charakter des letztern und seines Ursprungs zu schließen, insofern durch dasselbe die alte Welt aufgehoben oder umgebildet werden sollte. Die divinatorische Beweisführung stellt sich daher auf die Gränzscheide der alten und neuen Welt, und sucht für die Umwandlung der einen in die andere die hinreichende Kraft und Ursache, und findet, daß zur Bewirkung einer so großen und durchgreifenden Veränderung menschliche Kräfte nicht zureichten, sondern ein göttliches Princip mit göttlicher Kraft nothwendig war, folglich das Christenthum göttlichen Ursprung und Charakter haben müsse. Da die Zustände der alten Welt im zweiten Hauptstücke weitläufig entwickelt sind, und auch das Verhältniß oder die Stellung des Christenthums zu denselben im voranstehenden Abschnitte bezeichnet ist, so können wir uns in unserer Beweisführung kürzer fassen, indem wir uns auf die Hervorhebung und Würdigung der Hauptmomente beschränken.

Gehen wir zunächst von der Religion als der Erkenntniß Gottes und mit ihm aller Wahrheit aus, so stellt uns die alte Welt in dieser Beziehung den Zustand der mannigfaltigsten Verirrungen und der ungeheuersten Widersprüche in diesen Verirr-

ungen selbst dar. Wo suchte nicht die von dem wahren Gott abgefallene Menschheit das verlorene höchste Gut, und was fand sie? An wie viele Gegenstände heftete sie ihr unvertilgbares Gefühl des Göttlichen, und welche und was für Götter schuf sie sich? Sie durchirrte mit diesem Bestreben alle Gebiete der Natur, suchte im Innern der Erde, auf ihrer Oberfläche, auf Bergen und in Wäldern, beutete das Meer, alle Flüsse und Quellen aus, erhob sich in die Luft, selbst bis zu den Gestirnen, erschwang sich sogar in die unendliche Leere; und fand — statt des Schöpfers überall nur Geschöpfe, die sie zu ihren Göttern machte; sie erwies diese Ehre den Steinen und dem Holze, den Pflanzen und den Thieren, dem Schaume des Meeres und den Erscheinungen des Luftkreises, dem Lichte in der Höhe und der Finsterniß in den Tiefe nder Erde. Und da der Götter so viele, und alle von den Völkern je aus ihres Landes Art und Lage, so wie aus ihrem volksthümlichen Wesen und ihren Sitten genommen waren, so konnte es nicht fehlen, daß die Religionen der Völker, deren eine im Grunde so voll von Irrthümern war als die andere, unter sich selbst in die größten Widersprüche geriethen, die eine das für heilig und göttlich hielt, was der andern gemein ja verabscheuungswürdig erschien, darum alle sich gegenseitig verspotteten und wohl auch verfolgten. Dieser innere Zwiespalt in den der Menschheit heiligsten und ehrwürdigsten Angelegenheiten konnte der hellern Vernunft einzelner Begabterer nicht entgehen, sie erkannte den Grund des Irrthums, sie deckte ihn auf, und wagte es wohl auch desselben zu spotten, aber die Wahrheit vermochte sie nicht zu finden; die Philosophen zweifelten, verneinten, hingen sich an Wahrscheinlichkeiten, oder verzweifelten gänzlich an der Wahrheit, nur wenige der Besten erkannten, daß die Rettung aus diesem Wirrwar, die Erkenntniß der reinen und vollen Wahrheit nur von Gott und durch göttliche Belehrung kommen könne. Und dieses Gefühl und Urtheil dringt sich auch jetzt noch, und jetzt mit noch viel größerer Stärke denen auf, welche sich in Gedanken an die Gränzscheide der alten und neuen Welt zurückversetzen; es ist von dieser Seite die Divination für den göttlichen Ursprung des Christenthums, welches bestimmt war,

alle Verirrungen und Widersprüche des religiösen Lebens in die Einheit der wahren Religion aufzulösen.

Zu demselben Resultate führt uns die Divination in Betreff der Aufhebung des Verfalles des sittlichen Lebens, dessen thatsächlicher Bestand von uns im Vorhergehenden hinlänglich dargestellt ist. Auch dagegen hatte menschliche Weisheit und menschlicher guter Wille, insoweit er vorhanden war, wenig vermocht und dies aus verschiedenen Ursachen. Einmal unterstützte die falsche Religion nicht nur die Sittlichkeit nicht, sondern verdarb sie sogar auf vielfache Weise; denn jene beruhte auf der Vergötterung der Natur, der unfreien und der Sittlichkeit nicht empfänglichen, und war darum aller sittlichen Begriffe baar und ledig; die Uebertragung der in der Natur waltenden Triebe und Gesetze auf den Menschen unterwarf diesen der Natur, und machte ihn zu ihrem blinden Werkzeuge; der mythische Theil der Religion konnte den hieraus erwachsenden unsittlichen Folgen nicht vorbeugen, da die Götter denselben Naturtrieben wie der Mensch unterworfen waren, und darum in ihrer Geschichte sich dieselben Verirrungen und Laster wie im menschlichen Leben fanden. Wenn wir aber von diesem nachtheiligen Einfluß der falschen Religion auf die Sittlichkeit ganz absehen und annehmen, die öffentliche Religion der Völker hätte alle die sittlichen Grundsätze und Vorschriften enthalten, worauf die Philosophie nach langen Anstrengungen gekommen, so würden doch noch wesentliche Erfordernisse zur Begründung und zum ungehemmten Fortschritte sittlicher Zustände gefehlt haben. Es fehlte nämlich an der sittlichen Kraft, die dem stets wandelbaren und überdies durch die Sünde gebeugten Willen die Stärke verleiht dem erkannten Guten auch wirklich zu folgen, und sich weder durch die Lockungen des Bösen noch durch die Beschwerlichkeiten der Tugend davon ablenken zu lassen. Es fehlte der alten Menschheit ein sittliches Vorbild, an welchem sie nicht in abstracten Vorschriften, sondern in lebendiger Verwirklichung lernen konnte, was sie Gutes thun und wie sie es thun sollte; ein Vorbild, welches die Heiligkeit und Vollkommenheit Gottes, des ewigen Vorbildes, und die zeitlichen und irdischen Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich vereinigte,

um die Nachfolgung nicht nur als möglich erscheinen zu lassen, sondern auch dazu anzuspornen. Aus ihr selbst konnte der Menschheit ein solches Vorbild nicht entstehen, denn je länger sie sich aus ihr selbst entwickelte, desto weiter hatte sie sich ja von dem göttlichen Vorbilde entfernt; ebensowenig konnte ihr jene sittliche Kraft und Stärke aus ihrer zunehmenden Schwäche erwachsen. So gelangen wir auch auf dieser Seite zu der Ueberzeugung, daß die zur sittlichen Restauration der Menschheit erforderlichen Elemente nur ein Geschenk der Gottheit seyn konnten, und folglich das Christenthum, welches ihr diese Geschenke brachte, göttlichen Ursprungs seyn müsse.

Noch entschiedener folgt dies aus der Bestimmung des Christenthums, den Zwiespalt zwischen der Menschheit und Gott, wie zwischen den Menschen selbst durch eine allgemeine Versöhnung und Friedensstiftung aufzuheben. Das dringende Bedürfniß der ersten und die Unzulänglichkeit aller Sühnungsmittel, welche die alte Welt kannte, ist schon §. 58. nachgewiesen; aber nicht minder drang das Bedürfniß einer allgemeinen Friedigung der Menschen und Völker untereinander, die Jahrtausende in allen ihren Interessen und Strebungen untereinander zerfallen, sich gegenseitig gehaßt, bekämpft und unterdrückt hatten. Zwar waren um die Zeit als das Christenthum eintrat, die meisten Völker durch die Uebermacht eines einzigen in die Form eines Reiches oder Völkervereins zusammengepreßt worden, aber um so wünschenswerther mußte es erscheinen, daß ein inneres und sittliches Band diejenigen sich befreunden und verbrüdern möchte, die zunächst nur äußerer Zwang zusammengefügt hatte. Die Menschheit bedurfte also in zweifacher Beziehung eines Mittlers und Friedensstifters; wer konnte und mußte aber dies seyn, und woher sollte er kommen? Was den Frieden und die Versöhnung mit Gott betrifft, so ist von selbst klar, daß beide nur von Gott selbst in Gnaden verkündet und durch einen göttlich-beglaubigten Vermittler und Friedensfürsten vollzogen werden konnten; aber auch der Friede unter den Völkern, die Einigung der Menschen unter einander konnte nur unter göttlicher Vermittelung wahrhaft und dauerhaft zu Stande kommen. Denn durch den Abfall von

Gott war der Mensch mit sich selbst und mit andern zerfallen, die Selbstsucht, die den Ungehorsam gegen Gott erzeugte, erzeugte auch Trennung, Feindschaft und Unfriede unter den Menschen; der zweifache große Zwiespalt, wie er aus einer und derselben Ursache entsprungen, und mit einem Akt entstanden war, konnte auch nur durch eine und dieselbe Vermittelung und mit einem Akt wieder aufgehoben werden, d. h. nur der göttliche Friedensstifter, der die Menschheit mit Gott versöhnte, konnte auch die Menschen und Völker miteinander aussöhnen.

Wenden wir uns von der Betrachtung der Zustände der Menschheit, welche die ungöttliche Seite der alten Geschichte darstellen, zu der Betrachtung ihrer göttlichen Seite, oder der Geschichte der göttlichen Thaten und Offenbarungen, so leitet uns die Divination von hieraus noch bestimmter zu der Erwartung einer Gottesthat und Offenbarungsform, in welcher der göttliche Ursprung des Christenthums unmittelbar angeschauet wird. Wir haben den Charakter und die Formen der ältern Offenbarung schon im §. 53. angegeben, und auf die noch rückständige Form, nämlich die Menschwerdung Gottes hingewiesen, welche dem Christenthum vorbehalten blieb; auch diese Form mußte in die Erscheinung treten, denn auch die Offenbarung mußte bis zu ihrem Gipfel geführt werden, wie die Entwickelung der Menschheit, welche sie stets begleitet hatte; und nachdem die alte Welt an der Gränze ihrer Entwickelungen angelangt war, war auch die Zeit der vollendeten Offenbarung gekommen, um den Uebertritt aus der ältern in die neuere Entwickelung einzuleiten, und diese selbst fortzuführen.

Fassen wir die bisher im Einzelnen erwogenen Momente wieder in ihre Einheit zusammen, und würdigen wir die Natur und Bedeutung jener Umwandlung, durch welche die Menschheit aus ihrem alten Zustande in den übersetzt werden sollte, der durch die Ideen des Christenthums bezeichnet ist, so werden wir einräumen müssen, daß jene Umwandlung einer wahren Schöpfung, einer neuen geistigen Schöpfung gleich kommt; so sehr ist das Neue dem Alten unähnlich ja entgegengesetzt, so ganz ist dieses in jenem aufgehoben und vernichtet. Dieser vollkommene Gegen-

satz weiset aber auch unverkennbar auf das Princip und die Kraft hin, durch welche jene Umwandlung allein bewirkt werden konnte. Schöpferisch im Geistigen wie im Materiellen ist allein die Kraft Gottes, sie allein konnte also auch jenes Wunder der neuen geistigen Schöpfung vollbringen, und darum muß in Christus, der in der Erscheinung dieses Wunder vollbrachte, Gott und seine Kraft gewesen seyn. Es ist ebenso unstatthaft die geistige und moralische Persönlichkeit Christi als Erzeugniß der alten Welt zu begreifen, als es unzuläßig ist, dieselbe aus einer gesteigerten Entwickelungsstufe der Menschheit, oder aus der Erscheinung des Geistes des ganzen Geschlechtes in einem Individuum zu erklären; das erste ist unstatthaft, weil das Leben nicht aus dem Tode kommen kann; das andere ist unzuläßig, weil die Menschheit auf allen Entwickelungsstufen Menschheit, und alle ihre Kräfte und Producte menschliche Kräfte und Producte bleiben; das dritte nicht minder unzuläßig, weil abgesehen von der Frage: ob der Geist des empirischen Menschengeschlechtes in einem Individuum vollständig erscheinen könne, wenn dies auch möglich wäre, es jedenfalls nur durch eine Reihe von Entwickelungen vorbereitet seyn, und diese Vorbereitung in der jener Erscheinung zunächst vorangehenden Entwickelung sich aussprechen müßte, wovon wir aber in der Geschichte das gerade Gegentheil wahrnehmen. Freilich kennen wir aus der Offenbarung auch einen göttlichen Menschen, den wir den Geist des ganzen Geschlechtes nennen können, weil das ganze Geschlecht nach seinem Bilde geschaffen ist und durch ihn geschaffen ist; aber dieser göttliche Mensch ist ebendarum kein Product des Geschlechtes und der Zeit, sondern war vor aller Zeit bei Gott, und erschien, nachdem er seit den Tagen der Schöpfung für das Menschengeschlecht die Quelle des Lichtes und Lebens gewesen, in der neuen Zeit als Gottmensch Jesus Christus, derselbe, dessen Gottheit wir eben jetzt aus seiner Erscheinung nachweisen wollen.

§. 62.

Der Gottmensch in seiner Erscheinung.

Wenn das Christenthum göttlichen Ursprungs und Christus der Gottmensch ist, so muß sich diese Göttlichkeit in seiner Erscheinung darstellen, und darum aus dieser auch nachweisen lassen; dieß ist so gewiß, als gewiß sich in jeder Erscheinung, welche Offenbarung einer Idee ist, diese selbst muß erkannt werden können, und dies ganz besonders von jener Erscheinung gelten muß, in welcher sich nicht etwa nur eine göttliche Idee, sondern die Idee Gottes in ihrer Persönlichkeit offenbart. Hiebei versteht es sich von selbst, daß wie der volle Eindruck, die volle Beweiskraft nur aus der Totalität der Erscheinung des Gottmenschen, aus der innern Harmonie und Wahrheit ihrer Besonderheiten hervorgehen kann, auch wir die Erscheinung in dieser doppelten Beziehung auffassen werden; für die Darstellung aber und selbst für den angegebenen Zweck ist es nothwendig die Mittelpunkte sogleich hier zu bezeichnen, an welche sich die Besonderheiten in der Erscheinung des Gottmenschen von selbst anschließen. Wir geben daher hier eine kurze Uebersicht des Ganges, welchen unsre Nachweisung nehmen wird.

1) Der eigentliche Mittelpunkt aller Erscheinungen ist natürlich die Persönlichkeit des Gottmenschen selbst, und die Beziehungen, in welchen wir diese auffassen werden, sind: vor allem sein göttliches Selbstbewußtseyn und die Weise, wie er es aussprach; sodann im vollkommensten Einklange mit diesem Bewußtseyn die Erhabenheit, Wahrheit und Vortrefflichkeit seiner Lehre, in welcher sich die göttliche Natur ihres Urhebers ebenso unverkennbar ausspricht, als dieselbe in seinem Charakter und Leben sich anschaulich darstellt; dazu die Erhabenheit und Schwere wie der Umfang des Werkes, welches er unternahm, und nur im Bewußtseyn göttlichen Auftrages und göttlicher Macht unternommen werden konnte; endlich die Sicherheit, mit der er das Gelingen seines Werkes und die damit zusammenhängenden Entwickelungen der Zukunft voraussagte. Die Darstellung hievon bildet den Inhalt des gegenwärtigen Abschnittes. Vergl. I. Bd. S. 334—353.

2) Im darauf folgenden werden wir die außerordentlichen Thaten dieser außerordentlichen Persönlichkeit ins Auge fassen, Thaten, in welchen sich außer der Weisheit und Heiligkeit vorzüglich die göttliche Macht des Gottmenschen beurkundete, und sich auch in dieser Form beurkunden mußte, wenn er der war, als den er sich erklärte. Vergl. I. Bd. S. 353—363.

3) Im letzten Abschnitt endlich werden wir zu den Wundern des Ursprungs die Wunder in der lebendigen Fortbewegung des Christenthums hinzufügen, durch welche der göttliche Geist und die göttliche Macht der Geschichte für den Gottmenschen und sein Werk zu zeugen, nie aufgehört hat. I. Bd. S. 398.

§. 63.

Das göttliche Selbstbewußtseyn in Christus.

Wenn wir in Christus auch nur überhaupt einen Gesandten Gottes erkennen sollten, so müßten wir bei ihm ein entschiedenes und bestimmt ausgesprochenes Bewußtseyn seiner göttlichen Sendung suchen, weil das eigene Selbstbewußtseyn die Grundlage eigener und fremder Ueberzeugung ist, und jeder seiner Sache zuerst selbst gewiß seyn muß, ehe er sie andern gewiß machen kann; um so wichtiger muß uns das göttliche Selbstbewußtseyn Christi seyn, da wir in ihm nicht blos einen Gesandten Gottes, dergleichen die ältere Geschichte der Offenbarung mehrere kennt, sondern ein göttliches Wesen, den Sohn Gottes und Gottmenschen erkennen sollen. Wie also das klare und entschiedene Bewußtseyn seiner göttlichen Natur das Erste ist, wovon wir uns aus der Erscheinung seiner Persönlichkeit überzeugen müssen, so erhalten auch die übrigen Momente aus diesem ersten erst ihre Bestimmtheit und Erklärlichkeit, wie sie umgekehrt auch den einzelnen Aussagen Christi über sein Selbstbewußtseyn zur Bestätigung dienen. Wir lassen daher die Formen, in welchen Christus sein göttliches Selbstbewußtseyn ausgesprochen hat, in der Ordnung folgen, welche uns die natürlichste scheint.

Erste Form — vorweltliches Daseyn.

Zum göttlichen Selbstbewußtseyn gehört es ebenso wesentlich, sich vor und über die Welt, sich vor und über der Zeit zu setzen,

als es zum Bewußtseyn des Menschen gehört, sich als Theil der Welt, als Kind der Zeit zu finden; indem also Christus dies letztere Verhältniß von sich verneint, und jenes in Anspruch nimmt, hat er sein göttliches Selbstbewußtseyn ausgesprochen. — Als ihm einmal die Juden den Vorwurf machten, daß er größer seyn wolle, als der Stammvater Abraham, gab er ihnen zur Antwort: „Abraham euer Vater freuete sich darauf, meinen Tag zu sehen, er hat ihn gesehen und sich erfreuet;“ und als sie ihm erwiederten: er sey noch nicht fünfzig Jahre alt, und wolle Abraham gesehen haben, betheuerte er: „ehe Abraham war, bin ich.“ Joh. 8, 53 — 58. — Und beim Herannahen der entscheidenden Stunde, die sein irdisches Wirken beschließen sollte, nahm er keinen Anstand, im Angesichte seiner Jünger den Vater um seine Verherrlichung mit jener Verherrlichung zu bitten, die er bei ihm gehabt vor der Welt Gründung, und zu bitten bei jener Liebe, mit welcher der Vater ihn geliebt habe, ehe die Welt war. Joh. 17, 5. 24. — Auch sonst, wenn er von seinen irdischen Verhältnissen und von seiner Sendung an die Menschheit sprach, erklärte er wiederholt, daß er nicht wie die Menschen von der Erde stamme, sondern vom Himmnl herabgestiegen sey. — Joh. 3, 11 — 13. 6, 32 — 38 u. w.; 8, 14. 23; auf diese Herabkunft gründete er denn auch die Nothwendigkeit, die Erde wieder zu verlassen und dahin zurückzukehren, wo er früher war, nämlich bei dem Vater. Joh. 13, 3. 16, 28. 20, 17.

So sehen wir also, wie Christus in seinem göttlichen Selbstgefühle sich über die Welt, die Erde und die Menschen erhebt, daß aber dieses Selbstgefühl rein und lauter, nicht aus Hochmuth und Menschenverachtung entsprungen war, erkennen wir aus den edelsten Tugenden, welche dasselbe begleiten. Derselbe, der sich der Zeit und Würde nach über Abraham stellte, erwies sich in seinem Leben und Handeln als den demüthigsten der Menschen, versicherte nicht gekommen zu seyn, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen, und bewies es dadurch, daß er sein ganzes Leben dem Dienste der Menschheit weihte; derselbe, der versicherte, vom Himmel gekommen und dort in der Herrlichkeit Gottes gewesen zu seyn, wählte freiwillig auf Erde Niedrigkeit und Armuth, Mühe und Arbeit,

Miskennung und Verfolgung; derselbe, der sich den Sohn Gottes nannte, und diesen Titel als seinen eigenen Vorzug in Anspruch nahm, ward unter Menschen ein Menschensohn, und opferte sein Leben für die Menschheit. So rein und lauter war sein göttliches Selbstbewußtsein, aber zugleich so stark und sicher, daß er nicht fürchten durfte, durch seine Herablassung zu der Menschheit und sein menschliches Erscheinen zu verlieren. Den Aufschluß über diese Stärke und Sicherheit seines Bewußtseyns finden wir in dem, was er uns weiter aus demselben mittheilt, nämlich über —

§. 64.

II. Sein inneres Verhältniß zu Gott.

Wenn sich Christus ein vorweltliches Daseyn bei Gott dem Vater beilegt, so liegt darin, wenn auch der Begriff des Seyns zunächst ein äußeres Verhältniß ausdrückt, doch eine Hinweisung auf ein inneres Verhältniß zugleich, auf ein Verhältniß nach dem Wesen, weil in Gott das Wesen mit dem Seyn überhaupt zusammenfällt, und im Besondern sein ewiges Seyn, ewige Herrlichkeit, Seligkeit zu den göttlichen Eigenschaften gehören. So erregen die im Vorhergehenden angeführten Aussagen in uns die Erwartung anderer, worin sich Christus noch bestimmter über sein inneres Verhältniß zu Gott seinem Vater ausspricht. Dieses Verhältniß bezeichnet er zunächst als Theilnahme an der Gottheit nach den verschiedenen Beziehungeu, in welchen diese aufgefaßt werden kann. Zuvörderst im Allgemeinen als Gemeinschaft des Wesens: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben, alles in meine Hand gelegt," Matth. 11, 27. Joh. 3, 35. 13, 3. und noch bezeichnender: „alles, was der Vater hat, ist mein," ebend. 16, 15. „alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein," 17, 10. Gehen wir von diesen allgemeinen Ausdrücken zu solchen über, die einen speziellen Inhalt haben, so finden wir darin das Bewußtseyn der Wesensgemeinschaft in den besondern Beziehungen desselben entwickelt. Eine solche Beziehung ist die der vollkommenen Erkenntniß Gottes, welche nur in Gott selbst ist, und von dieser sagt der Sohn: „Niemand kennt den Vater, als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will, und niemand kennt auch den Sohn,

als der Vater." Matth. 11, 27. Luc. 10, 22. Joh. 6, 46. — Eine andere Beziehung ist die der göttlichen Macht (Allmacht); auch dieser ist der Sohn sich bewußt. „Wie der Vater Todte auferweckt, und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, wen er will. Auch richtet der Vater niemand, sondern hat alles Gericht dem Sohne übergeben. — — — Denn gleichwie der Vater das Leben in sich selber hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben. Und er hat ihm auch Macht gegeben Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist." Joh. 5, 21—27. — Auf dieses Bewußtseyn göttlichen Wesens und göttlicher Eigenschaften stützt sich denn auch der Anspruch, den der Sohn auf göttliche Verehrung macht, ein Anspruch, welcher an dem in allen übrigen Beziehungen Anspruch- und Bedürfnißlosesten völlig unbegreiflich erscheinen müßte, wenn er nicht in den unveräußerlichen Rechten der Gottheit seinen Grund hätte. In diesem Sinne ist es, wenn er sagt: „Der Vater richtet niemand, sondern hat alles Gericht dem Sohne übergeben, damit alle den Sohn ehren, wie sie ehren den Vater; wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht, welcher ihn gesandt hat. — Wenn ich mich selbst ehrte, so wäre meine Ehre nichts, aber mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ihr saget, er sey euer Gott." Joh. 5, 22. 23. 8, 54.

Mit gleicher Beziehung auf das Wesen und die Eigenschaften der Gottheit bezeichnet Christus sein Verhältniß zum Vater als ein Verhältniß der vollkommenen Aehnlichkeit, Gleichheit, Derselbigkeit. — Als ein Verhältniß der Gleichheit, wenn er sagt: „mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch," und als ihm die Juden darüber vorwerfen, daß er sich selbst Gott gleich mache, antwortet er: „wahrlich, wahrlich ich sage euch: „der Sohn kann nichts von sich selbst thun, was er nicht den Vater thun sieht; was aber dieser thut, das thut auf gleiche Weise auch der Sohn." Joh. 5, 17—19. Und abermal in Beziehung auf die Gleichförmigkeit des Wirkens: „wenn ihr den Menschensohn werdet erhöhet haben; alsdann werdet ihr erkennen, daß ich es bin, und daß ich nichts von mir selbst thue, sondern nur rede, wie es mich mein Vater gelehrt hat." ebend. 8, 28. 12, 49. — Als ein Ver-

hältniß der vollkommenen Aehnlichkeit, wenn er den Juden auf ihre Frage: wo ist dein Vater? antwortet: „ihr kennet weder mich noch meinen Vater. Würdet ihr mich kennen, so würdet ihr auch meinen Vater kennen.“ Joh. 8, 19. Und in gleicher Weise — als er dem Philippus auf seine Bitte: Herr, zeige uns deinen Vater, so sind wir zufrieden; im Tone des Verweises erwiederte: „so lange Zeit bin ich schon bei euch, und du hast mich noch nicht kennen gelernt? Philippus, wer mich sieht, der sieht auch den Vater. Wie kannst du denn sagen, zeige uns den Vater?“ ebend. 14, 8. 9. — Diese vollkommene Aehnlichkeit gründet sich aber auf eine innere Identität des Vaters und des Sohnes, auf eine Dieselbigkeit ihres Wesens und Wirkens, wie gleich der Nachsatz der eben angeführten Stelle deutlich zeigt: glaubst du denn nicht, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist. Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst, und der Vater, der in mir bleibend wohnt, derselbe thut auch die Werke;“ ebend. v. 10. 11. Und an einer andern Stelle, wo er versichert, daß Niemand vermögend sey die Seinigen ihm aus der Hand zu reißen, beruft er sich auf seine und seines Vaters Macht mit den Worten: mein Vater der sie mir gegeben, ist mächtiger als Alle, und niemand kann sie aus der Hand meines Vaters reißen. Ich und der Vater sind Eins; 10, 29. 30.

§. 65.

III. Als Sohn Gottes.

Diese Bezeichnung, die gewöhnliche im Munde Christi und der Apostel, findet ihre natürliche und volle Erklärung nur in den bisher entwickelten Verhältnissen desselben zum Vater. Gott ist ewig, er hat aber von Ewigkeit her ein ihm vollkommen ähnliches Wesen, den Theilhaber aller seiner Eigenschaften, den Abglanz seiner Herrlichkeit bei sich; woher kann dieses ewige gottgleiche Wesen anders seyn, als nur aus Gott? Gott als der ewige und absolute Urgrund kann nicht erscheinen, der Mensch kann ihn wohl denken, aber nicht sehen; wenn also Gott, wie er von Ewigkeit sich vor sich selbst in der Vollkommenheit seines Wesens in seinem Sohne geoffenbaret, sich in der Zeit auch den Menschen in jener Vollkommenheit offenbaren will, in der sie ihn schauen und

begreifen können, wie kann er dies anders, als durch die Sendung eben dieses Sohnes in die Welt, überkleidet mit der Menschheit? — Wir sehen hieraus, daß jenes ewige übersinnliche Verhältniß Gottes zu dem Producte seiner Selbstoffenbarung, wenn es den Menschen geoffenbaret, und zumal in sinnlicher Erscheinung geoffenbart werden sollte, unter den Verhältnissen der sinnlichen Erscheinung durch kein anderes auf passende Art bezeichnet werden konnte, als durch das Verhältniß des Vaters zum Sohne, da sich in diesem das Moment der Selbstoffenbarung in der Zeugung, das Moment der Wesensgleichheit in der Identität der Natur, das Moment der erscheinenden Aehnlichkeit in der sichtbaren Gestalt, und endlich jenes des Beisammenseyns und der innigsten Verbindung in dem Bilde des häuslichen Kreises versinnlicht findet.

In diesem Sinne, der allein die verschiedenen Erklärungen Christi über seine höhere Natur und Würde in ihrem inneren und natürlichen Zusammenhang erfaßt, muß die vorherrschende Formel vom Sohne Gottes genommen werden, und nicht, wie es meistens geschieht, als gleichbedeutend mit der alttestamentlichen Messiasidee. Denn diese, wenn auch klar in Beziehung auf die Bestimmung und das Werk des Messias, bleibt dennoch in Beziehung auf seine Persönlichkeit unentwickelt, welche dort zwischen dem Sohne Davids und dem Sohne Gottes schwankt; und die letztere Formel selbst, die auf den Messias bezogen nicht einmal häufig vorkommt, wird dadurch noch unbestimmter, daß die Terminologie des alten Testaments noch verschiedene andere Söhne Gottes aufführt, z. B. Genes. 6, 2 ff. Exod. 4, 22. Deuter. 14, 1. Hiob, 6, 1. Ps. 82, 6. 89, 27 u. s. w. Die alttestamentliche Formel vom Sohne Gottes, insofern sie auf den Messias bezogen werden soll, bedarf daher selbst einer genauern Bestimmung und einer höhern Auffassung, als ihr dort zu Theil geworden ist; beides — die genauere Bestimmuug und höhere Auffassung erhielt sie durch die Erscheinung des Messias und seine Erklärung über sich selbst, dieselbe, die wir §§. 63. 64. angeführt haben; aber gerade jene mangelhafte Bestimmung und Entwickelung der alten Zeit machte, daß die Juden den erschienenen Messias nicht begriffen. Darum sehen wir den Sohn Gottes auch

bemüht, die Nichtbegreifenden durch Folgerungen aus ihren heiligen Schriften zu belehren, wie er, da sie ihn als Gotteslästerer steinigen wollten, mit den Worten that: „steht nicht in eurem Gesetze (Ps. 82, 6.) geschrieben: ich habe gesagt, ihr seyd Götter? Wenn nun die Schrift diejenigen Götter nennt, an welche Gottes Wort ergangen ist, und die Schrift doch nicht verworfen werden kann, wie könnet ihr denn zu dem, welchen der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, sagen: du lästerst Gott, weil ich gesagt habe: ich bin Gottes Sohn?" Joh. 10, 34—36.— Eine ähnliche Entwickelung und Steigerung der alttestamentlichen Formel vom Sohne Gottes findet sich darin, wenn sich Christus den einzigen Sohn Gottes, den einzig Gezeugten (μονογενης) nennt. Joh. 3, 16. Schon die Emphase — „so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn dahin gab"— weiset darauf hin, daß man sich unter diesem Einigen etwas Höheres zu denken habe, als die Juden sich unter dem Messias — Davids Sohn zu denken gewohnt waren; sodann ist dieser Einige auch den vielen Gottessöhnen entgegengesetzt, die in den eben angeführten Stellen vorkommen, so daß wir auch durch diese Entgegensetzung zu der von uns aufgestellten höhern Auffassung des Sohnes Gottes geführt werden; endlich ist auch die Erklärung des Evangelisten über das Prädicat μονογενης von Bedeutung, welches er in der Einleitung zu seinem Evangelium für sich gebraucht, und zwar in einer Verbindung, daß der eingeborne Sohn nicht nur über alle anderen Söhne gestellt, sondern auch über alles Sichtbare erhoben und in die innerste Tiefe der Gottheit versetzt wird: „Gott hat Niemand je gesehen; aber der eingeborne Sohn, der im Schooße des Vaters ist, der hat uns von ihm erzählet." Joh. 1, 18.

§. 66.

IV. Als Gesandter Gottes.

Wenn wir bisher im Sohne Gottes eine Versinnlichung einer übersinnlichen und ewigen Thatsache, nämlich der Selbstoffenbarung Gottes, und in dieser die Wesensgleichheit, die gleiche Vollkommenheit und Ewigkeit des Vaters und Sohnes geschauet haben, so tritt uns in demselben Sohne auch die andere der Zeitlichkeit

und zeitlichen Offenbarung zugekehrte Seite jenes ewigen Verhältnisses entgegen, und durch diese wird dann auch die Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung Gottes an die Welt vermittelt. Wie nämlich in den endlichen Verhältnissen, den Symbolen der ewigen, der Sohn zwar dem Wesen und der Gestalt nach dem Vater gleich und ähnlich, so ist er doch in Beziehung auf die Form des Haushalts dem Vater untergeordnet, indem dieser dem Sohne Geschäfte aufträgt, der Sohn aber dieselben pünktlich vollzieht, nicht aus Zwang oder Furcht wie ein Knecht, sondern aus freier Liebe, weil er der Sohn ist, womit die Gleichheit des Standes immerhin besteht. Dieses Verhältniß trägt Christus in den Aeußerungen seines göttlichen Selbstbewußtseyns selbst auf sich und seine Stellung zum Vater über, wenn er sagt: „meine Speise ist, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende; Joh. 4, 34; der Vater läßt mich nicht allein, denn ich thue immer, was ihm wohlgefällig ist, 8, 29.; damit aber die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und thue, wie er mir befohlen hat, u. s. w." 14, 31. Und dieses zwar sagt er selbst von seiner sichtbaren Sendung in die Welt und dem neuesten der Werke, welches ihm der Vater aufgetragen; im Zusammenhange aber mit diesem sind die neutestamentlichen Schriftsteller bis zu den Anfängen der zeitlichen Offenbarung zurückgegangen und haben dem Sohne die Weltschöpfung — Joh. 1, 3. Kol. 1, 16. Hebr. 1, 2; und nach der physischen auch jede geistige Schöpfung, alles Licht, Leben und Wahrheit, die den Menschen im Laufe der Zeiten zu Theil geworden, zugeschrieben, bis die Zeit kam, daß der Sohn, das ewige Wort im Fleische erschien, Joh. 1, 4—14. — Von dieser Erscheinung und Sendung haben wir hier zu reden und zu zeigen, wie sich der Gesandte selbst darüber ausspricht. Da wir den Sendenden bereits kennen, wollen wir mit den **Zwecken** der Sendung beginnen.

Der Zweck, zu welchem Gott seinen Sohn an die Menschen gesendet, ist zunächst **die Verkündung der frohen Botschaft vom Reiche Gottes**, Luc. 4, 43. Matth. 4, 17. Marc. 1, 15; die Verkündung der Wahrheit. weil Gott die

Wahrheit ist und durch die Wahrheit herrscht, Joh. 8, 31—45. 17, 17. 18. 18, 37. Daher die beständige Versicherung des Sohnes, daß seine Lehre nicht seine eigene (selbstgemachte), sondern die Lehre dessen sey, der ihn gesandt habe, daß er nicht aus sich selbst rede, sondern nur das, was ihm der Vater aufgetragen. Joh. 7, 16. 17. 8, 28. 12, 49. 50. — In Verbindung mit dem ersten steht der andere Zweck: die Erlösung, Rettung der Menschheit aus dem Verderben, dem sie durch Sünde und Unglauben anheim gefallen war; der Sohn ist gekommen zu suchen und zu retten, was verloren war, er ist gekommen, die Menschen dem Tode zu entreißen und ihnen das ewige Leben zu geben, und die Bedingung der Theilnahme an dem Heile ist der Glaube an den Vater und Sohn, Luc. 19, 10. Joh. 3, 16. 17. 36. 5, 24. 6, 29. 39. 40. 8, 51. — In Beziehung auf die Ausdehnung ist sowohl das Heil, als die Bedingung derselben der Glaube, und das Objekt des Glaubens die Lehre: allgemein für alle Menschen, darum auch Zweck der Sendung des Sohnes, alle Menschen ohne Unterschied im Glauben und der Liebe zu vereinigen; Joh. 10, 16. Matth. 28, 19. 20. Marc. 16, 15. — Der höhere und höchste Zweck aber, daß alle, die durch das Wort der Boten des Sohnes an ihn glauben werden, unter sich und mit Gott Eins werden: „damit alle Eins seyen, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns Eins seyen, und die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. — — Ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen Eins seyen, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast, und daß auch du sie liebest, wie du mich geliebet hast." Joh. 17, 21. 23. Dieß sind die Zwecke, um deren Willen der Sohn in die Welt gesandt wurde, deren Verwirklichung zum Schluße zu bringen, er am Ende der Zeiten zum zweitenmal erscheinen wird, nicht mehr als Lehrer, Versöhner und Mittler, sondern als Richter und Vergelter. Joh. 5, 25—29.

Dieser hohen Bestimmung des Gesandten entspricht auch die Macht und das Ansehen, womit er ausgerüstet ist; es ist nämlich das Ansehen und die Macht dessen, der ihn gesandt hat. „Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, — — wer aber mich verachtet und meine

Worte nicht annimmt, der hat schon einen, welcher ihn richtet," Joh. 12, 44. 48.; vergl. Luc. 10, 16.; Matth. 10, 40. Die Macht des Sohnes aber zu Ausrichtung des ihm aufgetragenen Werkes ist von einem solchen Umfang, daß ihm zu diesem Zwecke Himmel und Erde unterworfen, und keine Gewalt vermögend ist ihm zu entreißen, was der Vater in seine Hand gelegt hat; Matth. 28, 18. 11, 27.; Luc. 10, 22.; Joh. 13, 3. 17, 2. — In Beziehung auf die besondern Zwecke seiner Sendung steht das Ansehen seiner Lehre und die Pflicht ihr zu glauben so fest, das hievon das endliche Loos des Menschen abhängt: „wer an den Sohn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes nicht glaubt. — — Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm;" Joh. 3, 18. 36. 12, 44.; Marc. 16, 16. — Ebenso fest steht durch die Macht des Sohnes das Heil und die Seligkeit derer, die sich an ihn anschließen im Glauben und Leben: „meine Schafe hören meine Stimme; ich kenne sie, und sie folgen mir. Und ich gebe ihnen das ewige Leben, sie werden nicht verloren gehen in Ewigkeit, und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen;" Joh. 10, 27. 28.; vergl. 5, 24. 47. — Die Macht nud Herrlichkeit des Sohnes aber soll in ihrem vollen Glanz erst offenbar werden am Ende der Tage, „wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm; dann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit; und werden vor ihm versammelt werden alle Völker, und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet; und zwar wird er die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken stellen; dann wird er (Gericht über beide haltend) zu denen auf seiner Rechten sagen: kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmet das Reich in Besitz, welches euch bereitet ist seit der Gründung der Welt!" — — Zu denen aber auf seiner Linken wird er sprechen: „weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!" Matth. 25, 31—42. Vergl. Joh. 5, 21—29.

§. 67.

Bewährung der Aussagen Christi über sich selbst aus der Gesammterscheinung seiner irdischen Persönlichkeit.

Wir haben im Voranstehenden den Inhalt des göttlichen Selbstbewußtseyns, wie Christus es während seines Lehramts an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, aber stets in Uebereinstimmung mit sich selbst und mit der größten Standhaftigkeit bis auf den letzten Augenblick, gegen sein ihm größtentheils widersprechendes und ungläubiges Volk ausgesprochen, in seinen Hauptmomenten dargestellt. Nach diesem behauptet er nicht blos ein vorweltliches Daseyn bei Gott in Herrlichkeit und Seligkeit, was allein schon ihn Gott gleich stellt, sondern noch ausdrücklich Theilnahme am Wesen, der Weisheit, Heiligkeit und Macht Gottes, sowie an der Weltherrschaft und Verehrung; in dieser Beziehung nennt er sich den Sohn Gottes, das Ebenbild, den Liebling und Repräsentanten des Vaters, welchen der Welt zu offenbaren, mit welchem die Menschheit nach ihrer Verirrung wieder zu verbinden, und sie zu heiligen und selig zu machen, er vom Himmel herabgekommen sey.

Der Inhalt dieser Aussagen ist so außerordentlicher Art, daß sich in den Aussagen anderer Männer, die sich mit Recht oder Unrecht für Gesandte und Organe Gottes ausgegeben haben, nichts Gleiches oder Aehnliches findet; entweder ergeht das Wort Gottes aus der Himmelshöhe an sie in der Erdenniedere, oder sie werden aus dieser auf Augenblicke und Zeiten in jene entrückt, um es zu vernehmen; in jedem Fall ist ihr natürlicher Standpunkt, ihre natürliche Heimath die Erde. In Christus ist dies alles anders. Das Wort Gottes ergeht nicht an ihn, er ist selbst das Wort, er wird nicht auf Augenblicke und Zeiten in den Himmel erhoben, er war von Ewigkeit da, und daher rührt seine Kenntniß göttlicher und himmlischer Dinge, sie beruht auf eigener Anschauung und Erfahrung, ist darum sein unmittelbares nicht durch Mittheilung vermitteltes Bewußtseyn. Darum sind die übersinnlichen Thatsachen und Verhältnisse, die den Inhalt seines Bewußtseyns bilden, das Erste, was er ausspricht; denn wer von der Erde ist, der gehört der Erde an, und redet von der Erde; wer

aber vom Himmel kommt, steht höher als Alle, und redet und bezeugt, was er dort gesehen und gehört hat, ob auch Viele sein Zeugniß nicht annehmen, wer es aber annimmt, bekräftigt es, daß Gott wahrhaftig ist.

Und doch muß es für diese Bekräftigung einen bestimmenden Glaubensgrund geben, wie für die Annahme des Zeugnisses. Um zu diesem Glaubensgrunde zu gelangen, können wir nicht selbst in den Himmel aufsteigen und durch himmlische Anschauungen uns überzeugen, denn Niemand steigt in den Himmel auf, als der vom Himmel herabgestiegen ist, der Menschensohn, der im Himmel ist. Es ist aber auch nicht nöthig; denn wenn der Sohn der wirklich ist, für den er sich erklärt hat, so muß es sich in seiner ganzen irdischen Erscheinung, in seiner ganzen Art zu seyn, zu handeln und zu wirken, offenbaren; denn das Ganze seiner äußern Erscheinung kann ja nichts anderes seyn als eine Offenbarung dessen, was in ihm war, was er vom Himmel auf die Erde mit herabgebracht haben mußte. Wenn in jenen übersinnlichen Thatsachen, die er uns berichtet, Wahrheit ist, wenn er in jenen Verhältnissen zu dem Vater, deren er sich rühmt, wirklich gestanden, so kann ihm davon nicht die bloße Erinnerung allein geblieben, es muß auch mit ihm auf die Erde herabgestiegen seyn die göttliche Weisheit, die alle göttlichen und menschlichen Dinge kennt, und die ihm der Vater mitgetheilt, — die göttliche Heiligkeit, mit der ihn der Vater ausgerüstet und in die Welt gesandt hat, — die göttliche Allmacht, indem ihm der Vater alles unterworfen hat. Diese, wie überhaupt die göttlichen Eigenschaften müssen sich in der Gesammterscheinung seiner irdischen Persönlichkeit wieder finden; diese müssen wir also aufsuchen, an diesen Glaubensgrund weist uns die Consequenz der Dinge und des Denkens, an diesen weist er uns selbst an, wenn er so oft wiederholt: „Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollet, so glaubet doch meinen Werken.“ Joh. 5, 19. 20.; 10, 37. 38; 14, 10—12.; 15, 24. — Dem gemäß beginnen wir mit dem ersten großen Werke Christi — seiner Lehre.

§. 68.

Die Göttlichkeit der Lehre Christi.

Es kann hier unsre Aufgabe nicht seyn, die Wahrheit der Lehren Christi einzeln oder in ihrem Zusammenhange darzuthun, dafür ist ein anderer Ort im System der Theologie, auch würde sich aus der Wahrheit der einzelnen Lehren (in logischer oder moralischer Beziehung) ihre Göttlichkeit im Sinne des Offenbarungsglaubens nicht streng beweisen lassen (1. Bd. §. 47. 3—5). Wir suchen diese Göttlichkeit in dem Gesammtcharakter der Lehre, in ihren Beziehungen zum Wesen Gottes, zur geistigen und sittlichen Natur des Menschen, und zu dem großen Zwecke der freien und bleibenden Einigung der ganzen Menschheit mit Gott vermittelst des allgemeinen Fortschrittes ihrer Erlösung und Heiligung. Und haben wir hierin die Göttlichkeit der Lehre gefunden, so kann uns auch der göttliche Charakter ihres Urhebers und die Wahrheit seines Selbstbewußtseyns und seiner Aussprüche nicht mehr zweifelhaft seyn.

Betrachten wir zuvörderst die Lehre Christi hinsichtlich der Aufschlüsse, welche sie uns über das Wesen Gottes und sein Verhältniß zur Welt ertheilt, so übertrifft dieser Theil ihres Inhalts an Tiefe und Umfang bedeutend dasjenige, was die früheren Offenbarungen in derselben Beziehung enthalten. Groß und erhaben ist die monotheistische Idee des alten Testaments, die Idee des Schöpfers und Regenten der Welt mit seinen unendlichen Eigenschaften — gegenüber den beschränkten, falschen und oft unwürdigen Vorstellungen des Heidenthums, aber sowohl die göttliche Idee als ihr Verhältniß zur Welt ist bei aller Erhabenheit doch nur äußerlich gehalten, wir lernen dort Gott nur in seinem äußern Leben und Wirken kennen, in das Innere der Gottheit wird kein Blick gestattet, denn hier lautet der Spruch: mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet, Exod. 33, 20. Aber Christus selbst aus dem Innersten der Gottheit hervorgegangen, hat dieses auch unserem geistigen Blicke geöffnet, selbst das ewige Erzeugniß des ewigen Insichselbstseyns, Sichselbstanschauens und Sichselbstumfangens Gottes hat uns auch von diesem immanenten Leben und

Wirken Kunde gegeben. — Und hiedurch sind wir nicht nur zu einer vollkommenern Erkenntniß des göttlichen Wesens erhoben, auch unsere Ansicht von der Welt und ihrer Beziehung zu Gott ist eine andere geworden; wenn auch zeitlich in ihrem Werden, Bestehen und Vergehen, war sie doch von Ewigkeit Gegenstand der göttlichen Liebe und Vorsehung, Zweck seiner ewigen Rathschlüsse durch ihre Beziehung zu dem Sohne, durch welchen er nicht nur alles geschaffen, in welchem er auch die Welt von Ewigkeit geliebt — Joh. 3, 16. 17, 22 ff. Ephes. 4, 2—7.; durch welchen er auch alles wiederherzustellen beschlossen — Ephes. 1, 10.; in welchem er uns vor der Welt Gründung auserwählt — ebend. 1, 4.; und vorhergesehen, vorherbestimmt und berufen hat ihm gleichförmig zu werden — Röm. 8, 29. 30. Durch diese Ideen wird der Mensch und die Welt Gott nicht blos nahe gebracht, sondern gewissermaßen in die Gottheit hineingerückt; mit seiner ewigen Weisheit und Liebe trug er sie in sich, bestimmte von Ewigkeit ihr Verhältniß zu ihm, die Verhältnisse alles Einzelnen zum Ganzen, die besondern Zwecke und den Endzweck von Allem; durch seine Allmacht, deren sichtbarer Träger der Sohn ist, ließ er sie aus sich hervorgehen, leitet sie und hält sie in ihrer zeitlichen Entfaltung zusammen nach dem Plane seiner ewigen Vorherbestimmung. Wo hat sich je eine andere Religionslehre zu dieser Höhe und Reinheit der Ideen über Gott und Welt, zu dieser klaren Anschauung übersinnlicher Verhältnisse und zu dieser gemeinfaßlichen Darstellung derselben erhoben? Und wer anderer konnte sie der Menschheit mittheilen, als der selbst göttlichen Wesens das innere Leben der Gottheit gelebt, und ihr Wirken nach außen mitberathen und seinen Antheil übernommen hatte?

In gleicher Weise beurkundet die Lehre Christi ihren göttlichen Ursprung durch die Aufschlüsse, welche sie dem menschlichen Geist über sich selbst, sein Wesen, seine Gesetze und seine Bestimmung mittheilt. Zwar spricht es schon die älteste Urkunde aus, daß der Mensch Gottes Ebenbild, Geist von Gottes Geist sey, und eine nie ganz zu verwischende Ahnung dieser Wahrheit, die des Menschen ganzes Wesen und seine volle

Würde einschließt, hat das menschliche Selbstbewußtseyn immer bewahrt; aber mit dem Abfalle von Gott und der daraus sich entwickelnden Herrschaft der Sinnlichkeit und Sünde verdunkelte sich dieses Ebenbild und die Anschauung desselben im Bewußtseyn, so daß der Mensch sich selbst ein Räthsel ward in allem, was seine höhere Natur betrifft. Dieses Räthsel löst die Lehre Christi, und löst es zu gleicher Zeit, wie sie uns den geheimnißvollen Gott enthüllt; wie sie die bis dahin verkannte Wahrheit ausspricht: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten, Joh. 4, 24.; und zu dieser die andere naheliegende Wahrheit hinzufügt: seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, Matth. 5, 48., ist dem Menschen mit dieser Mahnung an seine Gottverwandtschaft auch das Bewußtseyn seines wahren Wesens, seiner Bestimmung und der zu beiden gehörigen Kräfte und Anlagen wiedergegeben; nun erscheint es nur seiner Natur und Bestimmung gemäß, daß das Reich Gottes unter den Menschen verkündet und verbreitet werden, daß alle sich diesem Reiche einverleiben, und jeder es durch seine eigene Gesinnung und sein Leben verherrlichen, daß in diesem väterlichen Reiche ein jeder den Vater über Alles, alle Menschen aber wie seine Brüder lieben, und alle in dieser Liebe, in dem fortschreitenden Streben nach der Gottähnlichkeit, und was die belohnende Folge von beidem ist, in der vollkommenen Anschauung Gottes ewiges Leben und ewige Seligkeit finden sollen. Dieß also ist der zweite Hauptzug im Charakter der Lehre Christi, und in Vergleichung mit andern Religionssystemen ihr ausgezeichneter Vorzug, daß sie in Beziehung auf den Menschen die wahre und reine Humanität, wie in Beziehung auf Gott die wahre Divinität geoffenbart hat; ich sage die wahre und reine Humanität, nicht jene niedrige des Heidenthums, nach welcher der Mensch der Natur und blinden Naturtrieben unterworfen, seinen Zweck nur in der Befriedigung sinnlicher Lüste oder auch einer verfeinerten Selbstliebe und Selbstsucht findet, überirdische Zwecke weder kennend noch anstrebend. Wenn aber dem also ist, wie wollen wir es erklären, daß in Mitte dieser Verfinsterung der Natur und Zwecke der Menschheit Christus das wahre Wesen des Menschen

erkannte und aussprach? Nicht aus dem menschlichen Selbstbewußtseyn, wie dieses durch die Sünde verdunkelt war, sondern nur aus dem Bewußtseyn des reinen idealen und himmlischen Menschen, den der Sohn Gottes und Menschenschöpfer an sich genommen, um die gesunkene Menschheit zu heben, und als Ideal für sie zu erscheinen.

Den göttlichen Ursprung des Christenthums beurkundet drittens der sittliche Ernst, womit es den Menschen von der tiefen Stufe seines Falles mit stets gesteigerten Forderungen und Verheißungen bis zur Höhe vollkommener Reinheit und Gottähnlichkeit zu erheben sucht. — Bestimmt die Menschheit über ihre sittliche Wiedergeburt aufzuklären und sie darin zu unterstützen, beginnt die Lehre Christi damit, den Menschen in sich selbst hinein zu führen, ihm alle Falten seines Herzens zu entwickeln und das Bewußtseyn seiner Sündhaftigkeit in ihm recht lebendig zu machen; damit verbindet sie die Aufforderung zur Buße und Besserung, Matth. 4, 17. Marc. 1, 14. 15. Luc. 4, 14. Um aber den gesunkenen moralischen Muth zu heben, und dem nach Besserung Ringenden Freudigkeit und Selbstvertrauen einzuflößen, sichert sie ihm Gottes Beistand, Gnade und Vergebung zu, Matth. 12, 31. 32. Marc. 3, 28. 29. Luc. 5, 24. 15, 10—32. Aber damit ist erst der Anfang der Besserung gemacht, Schwereres und Höheres ist noch übrig, darum steigert nun auch die Lehre Christi ihre sittlichen Anforderungen, und zwar tritt sie zunächst dem äußerlichen Geiste der alten Welt entgegen, der sich in ihren Gesetzen, selbst im mosaischen ausspricht, und nur die böse That verbietet, die Gesinnung aber frei läßt; sie verwirft daher die äußere Werkgerechtigkeit der Pharisäer, und erklärt die unsittliche Gesinnung gleich sündhaft wie die That, das lieblose Wort strafbar wie das Werk, Matth. 5, 20—28.; in gleicher Weise spricht sie auch dem äußerlich guten Werke allen Werth vor Gott ab, wenn es aus unlauterer Absicht oder auch nur aus Eitelkeit hervorgeht, ebend. 6, 1—18. Aber auch mit der Lauterkeit in Gesinnung und Handlung ist der sittliche Ernst des Christenthums noch nicht zufrieden, er verlangt einen Heroismus der Tugend, welcher stark genug ist ihr jedes Opfer zu bringen, und für die höheren Zwecke des Rei-

ches Gottes alles Hindernde abzuschneiden und dahinzugeben, wenn es dem Menschen auch so lieb wäre wie das Auge, und so unentbehrlich wie die Hand und der Fuß, ebend. 5, 29. 30. Marc. 9, 42—47.; vergl. Matth. 10, 37—40. 16, 24—27. Er verlangt eine Selbstverläugnung, welche nicht nur das Liebste dahin zu geben, sondern auch das Widerwärtigste, den Feind und Verfolger mit Liebe zu umfangen vermag, sich erhebend zu der Hochherzigkeit Gottes des allgemeinen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und seinen Regen herabsendet über die Felder der Ungerechten wie über die der Gerechten, Matth. 5, 44. 45. Zu dieser Gottvollkommenheit kann sich aber Niemand erheben, der noch an der Erde klebt und Irdisches sein Eigen nennt; darum stellt die Lehre Christi die Forderung an den Menschen, in Geist und Gesinnung von der Erde auszuwandern, und sich im Himmlischen und Ewigen einzubürgern: sammelt euch nicht Schätze auf Erden, welche Rost und Motten verzehren, und Diebe ausgraben und stehlen; sammelt euch vielmehr Schätze für den Himmel, die gegen alle diese Feinde gesichert sind; denn wo dein Schatz, da ist auch dein Herz, ebend. 6, 19—21. Dieß ist der sittliche Ernst, die Heiligkeit der Lehre Christi, und dieß ihre Stufenleiter. Aus welchem Geiste nun konnte eine solche Sittenlehre hervorgehen, in welchem konnte sie sich erzeugen? Nicht aus dem menschlichen, der mit dem Bewußtseyn der Sünde und der Neigung zu derselben ursprünglich behaftet, sich ihrer nur mit Mühe entschlägt, sich oft mit dem Scheine der Tugend begnügt, ohne sich zur Tugend selbst zu erheben, der auch im wirklichen Streben nach ihr bald durch die Unvollkommenheit der Erkenntniß irregeleitet, bald durch die Eigenliebe bestochen, bald durch das Gefühl seiner Schwäche zurückgeschreckt, sich eine Moral, wie sie für ihn paßt, erschafft, und darum sich zur völligen Selbstverläugnung, zur Entäußerung von dem Irdischen sich nicht erschwingt, oder wenn er auch dieses versucht, in eine kalte, egoistische, sich von der Menschheit und Gott abschließende Empfindungslosigkeit verfällt, wie die Geschichte aller (nichtchristlichen) Moralsysteme beweist; jene göttlich-reine, durch Gott starke, zugleich aber himmlisch-milde, Gott und die Menschen mit inni-

ger Liebe umfassende, und nur um dieser Willen sich selbst verläugnende Sittlichkeit und Sittenlehre kann nur göttlichen Ursprungs, und darum ihr Urheber nur göttlicher Natur seyn.

Den Charakter göttlichen Ursprungs trägt endlich auch der Universalismus der Lehre. Zur allgemeinen Verbreitung in der Welt war sie von ihrem Urheber bestimmt, und zu diesem Zwecke waren auch die Anstalten von ihm getroffen, Matth. 28, 18 ff.; Marc. 16, 15. Zur allgemeinen Verbreitung und Aufnahme in der Menschheit, zur Weltreligion ist sie geeignet durch ihren Inhalt, durch die Erhabenheit und Reinheit ihrer Gottesidee, welche allein die entwickelte Vernunft zu allen Zeiten befriedigt, durch die Höhe und Universalität, womit sie die Beziehungen Gottes zur Welt auffaßt, durch ihre Idee der Providenz im Besondern, welche als Attribut des ewigen Geistes und des absolutfreien Willens die freie Entwickelung der Geister leitet, und als ewiges Wirken der göttlichen Vaterliebe die Angelegenheiten aller Wesen mit gleicher Sorgfalt umfaßt. — Zur allgemeinen Religion der Menschheit ist diese Lehre geeignet durch ihre Beziehung zur geistigen Natur des Menschen, indem sie ihm diese, also ihn sich selbst aufschließt, ihn über seinen Ursprung, seine Würde und seine Bestimmung belehrt, allen seinen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung trägt, und seinen Hoffnungen Bürgschaft gewährt. Und wie in ihr auf alles Rücksicht genommen ist, was dem Menschen als Menschen, also einem wie dem andern eignet, so ist von ihr ausgeschlossen, was nicht zum Wesen des Menschen gehört, was sich ihm nur von Außen, von Luft und Wasser, Boden und Klima, Nahrung und sonstiger Lebensweise anhängt, was also nicht überall dasselbe ist, und darum den Menschen vom Menschen, und Volk von Volk scheidet; die Lehre Christi enthält rein menschliche, keine volksthümliche Elemente, darum ist sie Menschheits- und nicht Volksreligion. — Die Lehre Christi hat aber Universalität nicht blos für alle Völker und Länder, sondern auch für alle Zeiten, nicht nur weil die Keime zu einer unendlichen Entwickelung in ihr liegen, sondern auch weil sie von unvergänglichen Kräften getragen, von göttlichen Anstalten gehalten wird. Eine unendliche Entwickelungsfähigkeit ist die innere

Bedingung des Fortbestehens und der Ausbreitung eines Lehrsystems durch alle Zeiten, diese besitzt die Lehre Christi durch den Universalismus ihrer Ideen über Gott, Welt und Menschheit, und wie dieses Universum ewig besteht, so auch die Lehre Christi, welche uns dasselbe in seinem innern Zusammenhang offenbart und erklärt. Zu diesem Charakter der Unendlichkeit und Ewigkeit, welcher dem Lehrinhalt des Christenthums eigen ist, kommen dann noch die positiven Anstalten, die von dem Stifter zur beständigen Erhaltung und Fortpflanzung der Lehre getroffen, und der göttliche Beistand, die göttlichen Kräfte, welche jenen Anstalten für den Zweck ihrer Unvergänglichkeit verheißen sind; jene Anstalten sind niedergelegt in der Kirche, die er darum auf den Grund seiner Apostel erbauet hat, und als ihr Eckstein zusammenhält, Matth. 16, 18.; Ephes. 2, 20.; den Beistand göttlicher Kräfte gewährt der heilige Geist. Joh. 14, 16 f.; 15, 26.; 16, 7 ff. — Sehen wir nun auch, welche Beweismomente in dem Universalismus der Lehre für den göttlichen Ursprung derselben liegen. Zuvörderst erinnern wir an das, was bereits über die Erhabenheit und göttliche Menschlichkeit der christlichen Ideen, worin eben auch der innere Grund ihres Universalismus liegt, gesagt worden ist; sodann bemerken wir, daß eine Religion mit dieser positiven Bestimmung zur Universalität und den zu dieser gehörigen Eigenschaften nur im Geiste Gottes, nicht aber im Geist eines Menschen empfangen werden konnte, da nur Gott in seinem Denken und Wollen das Universum, der Mensch aber nur Einzelnes und Beschränktes zu umfassen vermag, wie auch die Geschichte selbst beweist. Alle Religionen außer der christlichen, sowohl die des Alterthums als die der spätern Zeit, sind Völkerreligionen, entsprungen aus der mehr oder minder beschränkten Auffassungsweise des Göttlichen in jedem derselben, berechnet auf ihre besondern Bedürfnisse und Einrichtungen, und daher in ihren Ideen und Gebräuchen durchwebt mit Beziehungen auf diese nationalen Eigenthümlichkeiten; wie hätte also eine Religion von diesem universellen Geist, mit dieser Erhabenheit über alle volksthümliche Beziehung und Beschränktheit ihren Ursprung im Geiste eines Menschen nehmen können, der immer ei-

nem bestimmten Volke angehört haben müßte, wie namentlich eines Menschen aus dem jüdischen Volke, jenem Volke, welches, solange die Geschichte es kennt, sich vor allen Völkern durch die ausgeprägteste Individualität, durch die hartnäckige Abgeschlossenheit in sich selbst ausgezeichnet hat? — Um diesen Beweis für den göttlichen Ursprung der Lehre vollständig zu entwickeln, wollen wir auch noch einen Blick auf die historischen Verhältnisse der Person Christi zu der religiösen Weisheit seiner Zeit werfen.

§. 69.

Die Lehre Christi ist geschichtlich nicht zu erklären.

Wir können den Beweis für diesen Satz und die hiezu dienenden Vergleichungen füglich auf drei Verhältnisse zurückführen, nämlich auf das Verhältniß seiner Lehre zu der Religion seines Volkes, — zu der Weisheit des Heidenthums, — und endlich zu seinen Privatverhältnissen.

Wollte man überhaupt die Weisheit Jesu aus menschlichen Quellen herleiten, so wäre unter diesen die erste und nächste die offene Religionslehre seines Volkes und die heiligen Schriften, worauf sich diese stützt. Aber um wie vieles höher steht die Weisheit der christlichen Religionslehre als die Lehre Mosis und der Propheten? Wir haben in dieser Beziehung schon §. 56. eine Vergleichung zwischen dem Judenthum und Christenthum angestellt, und den großen Unterschied hervorgehoben, welcher sich in beiden hinsichtlich der Grundideen findet, nämlich der Idee der Offenbarung, der Theokratie, und des Messianismus, sowie des allgemeinen Charakters beider Religionssysteme; hier wollen wir nur noch das Verhältniß der Lehre Christi zu den Schriften des alten Testaments in's Auge fassen, und prüfen, ob wohl jene aus diesen habe herausgefunden werden können, wie zuweilen behauptet worden ist. Wahr ist es zwar, daß er diese Schriften dem Vortrage seiner Lehren zu Grund legte, daß er diese an die bekannten, allgemein angenommenen Lehren anknüpfte, und sich vorzüglich zum Beweise seiner göttlichen Sendung auf sie berief, wie es schon der Lehrzweck und die Lehrform erforderte, und er nach dem Gang und Plan der göttlichen Offen-

barungen thun mußte; aber man bemerke zugleich, wie er sich jener Schriften bedient, wie er sie behandelt und auslegt. Wir sehen ihn denselben gegenüber nicht als Einen, der etwas darin sucht oder aus ihnen lernen will, sondern als Einen, der ihres Inhalts vollkommen Herr und Meister ist; nicht als Einen, der etwas aus denselben herausholt, sondern vielmehr als Einen, der aus seiner höhern Erkenntniß in sie hineinträgt; nicht als Einen, dem diese Schriften erst ein Licht aufstecken, sondern als Einen, der mit dem Lichte, welches er in sich selbst trägt, sowohl den Buchstaben der alttestamentlichen Lehren wie der Weissagungen beleuchtet, und dadurch jene vervollkommenet, diese aber in ihrem höheren Sinne deutet und erfüllt. Aus dieser Superiorität des Geistes Christi über die Schriften des alten Testaments fließen die Erscheinungen in der evangelischen Geschichte, daß er bei aller Anerkennung des göttlichen Ursprungs jener Schriften sie doch ganz anders auslegt, als die Tradition und Gelehrsamkeit der jüdischen Schriftgelehrten sie auszulegen pflegte, und daß er jenes that gerade in Beziehung auf die Grundideen, wie er auch manche andere Lehren anders gestaltete, ja sogar denselben die seinigen — z. B. in der Bergrede — geradezu entgegenstellte. Es ist also klar, daß Christus seine Lehren nicht aus dem alten Testament herausgefunden hat und sie daraus nicht zu erklären sind. Das fühlten auch seine Landsleute, wenn sie ihre Verwunderung über ihn mit den Worten ausdrückten: dieser Mann lehrt, wie Einer der Gewalt hat, und nicht wie unsere Schriftgelehrten und Pharisäer. Matth. 7, 29.

Noch weniger begründet sind, ja gegen alle historische Wahrscheinlichkeit verstoßen die Versuche, durch welche man in der jüngstvergangenen Zeit, die sich viel mit der Wirksamkeit und den großen Erfolgen geheimer Verbindungen trug, die Weisheit Jesu aus irgend einer wenig bekannten, und wenig zugänglichen Geheimlehre ableiten wollte. Da gab es Gelehrte, welche zunächst an ein jüdisches Institut dieser Art, das der Essäer dachten, andere fanden nichts Ungereimtes darin, zu fremden nicht — jüdischen, zu ägyptischen, sogar zu persischen und indischen Quellen ihre Zuflucht zu nehmen; doch diese Hypo-

thesen wurden zu ihrer Zeit nach Gebühr widerlegt, und sind jetzt aufgegeben, wir können uns daher auf die schlagendsten Bemerkungen dagegen beschränken. Zuvörderst nämlich ermangeln alle diese Annahmen nicht nur jedes historischen Grundes, sondern stehen mit demjenigen im geradesten Widerspruche, was wir aus den wenigen Nachrichten der Zeitgenossen, den einzigen die wir besitzen, von der Jugendgeschichte des Propheten von Nazareth, von der Lage, von den Umständen und Umgebungen wissen, von welchen seine Bildung und Erziehung abhing. Diesen Nachrichten zufolge waren seine Eltern aus Furcht vor dem grausamen Herodes mit dem Kinde auf kurze Zeit nach Aegypten gezogen, kehrten aber nach dem Tode des Königs nach Judenland zurück, und wohnten bleibend in der Stadt Nazareth, Matth. 2.; von hier aus machte er als zwölfjähriger Knabe zum erstenmal die gesetzliche Wallfahrt nach Jerusalem mit seinen Eltern, kehrte aber mit ihnen wieder nach Nazareth zurück, und lebte nun da zu Hause im kindlichen Gehorsam, Luc. 2. Hier trat er auch als Lehrer auf, aber so wenig wußten die Bürger von Nazareth von den gelehrten Reisen und den geheimen Schulen ihres Mitbürgers, daß sie anfänglich im Ueberwallen der Verwunderung über die Anmuth seiner Reden sprachen: ist das nicht der Sohn Josephs (des Zimmermanns)? Woher hat er doch solche Weisheit und Wunderkräfte? Luc. 4, 16 ff.; Matth. 13, 54 ff. Auch zu Jerusalem wußte man nichts von der künstlichen Bildung des neuen Propheten, sondern verwunderte sich, wie dieser Mann die Schrift verstehe, da er doch nicht studiert habe. Joh. 7, 15. — Aber nicht blos die entschiedensten historischen Zeugnisse widersprechen den obigen Annahmen, sondern auch die Thatsachen selbst, das innere Mißverhältniß dessen, was, und dessen, woraus jenes erklärt werden soll. Oder was hat denn der Essäismus, außer der ascetischen Strenge und einiger Aehnlichkeit in der äußern Lebensweise, an eigentlichen Dogmen mit der Lehre Christi gemein, was insbesondere mit der christlichen Messiasidee und dem großen Plane der Entsündigung und geistigen Umschaffung der Menschheit? Was wissen wir von der gepriesenen Weisheit der ägyptischen Priester, außer was Herodot und Diodor uns davon

erzählen, und in welchem Zusammenhange steht diese Naturvergötterung und Natursymbolik mit der ganz geistigen und idealen Theologie des Christenthums? Scheinbarere Aehnlichkeiten finden sich zwischen dieser und dem Parsismus in Hinsicht der Geisterlehre, aber welche große Verschiedenheit in Ansehung der göttlichen Grundidee, der Schöpfungslehre, der Emanation, des absoluten Dualismus, und wie vieles anderen? Vollends die indische Trimurti, diese reine Naturspeculation, was hat sie mit der christlichen Trinität gemein außer der Trichotomie? Und fügen wir zu dem allen hinzu, daß diese Systeme alter orientalischer Weisheit zur Zeit Christi schon lang im Verfalle begriffen waren, und die uns unbekannten Menschen, welche das Heiligthum dieser verfallenen Weisheit im Verborgenen unter sich bewahrt haben sollen, um dieselbe Zeit auch schon den Griechen und Römern, die doch mit jenen Völkern in vielfachem Verkehre standen, so unbekannt blieben, daß ihre Schriftsteller aus eigener Kenntniß nichts davon zu erzählen wissen, sondern was sie etwa berichten, aus ältern Schriftstellern entlehnen, — so erscheinen die obigen Annahmen in ihrer vollständigen Nichtigkeit.

Somit bliebe für die geschichtliche Erklärung nur noch die natürliche, d. h. gemein menschliche Persönlichkeit Christi mit ihren Privatverhältnissen übrig. Und es hat auch wirklich nicht an Gelehrten gefehlt, die, nachdem sie den Sohn Gottes in die Sphäre eines gemeinen Menschen herabgerückt hatten, ihn innerhalb dieser Sphäre mit ungewöhnlichen Geistesgaben und Kräften ausgerüstet seyn ließen, um aus dieser Quelle das Auszeichnende seiner Weisheit abzuleiten; aber es ist leicht zu zeigen, daß dieser Erklärungsversuch ebensowenig, ja noch weniger zum Ziele führt als die andern. Allerdings war nie ein großer Mann ohne große Naturanlagen, und ohne diese kann Einer nie ein großer Mann werden; aber alle Naturanlagen bedürfen der Entwickelung, und dazu gehören günstige Umstände, welche in dem Zeitalter, der Nation, der Erziehung und selbst in den zufälligen Begegnissen und Erlebnissen des Individuums liegen. Diese günstigen Umstände finden wir nun in der natürlichen Geschichte Christi nicht. Die Nation, unter welcher er geboren wurde und lebte,

war nie in dem Ruhme hoher geistiger Entwickelung gestanden, und durch eine Verkettung widriger Schicksale selbst von der Stufe der Bildung und des Ruhmes, die sie früher erreicht hatte, herabgesunken; die Zeit, in welche das Leben Christi fällt, war noch im Besondern nicht geeignet, zu einem hohen geistigen Aufschwung anzuregen, da die Nation den Druck der Fremdherrschaft härter als je fühlte, Gedanken und Pläne des Aufruhrs die Gemüther durchzückten, und theilweise schon zum Ausbruche kamen, in Beziehung auf die Religion die Sekten einander gereitzter als je gegenüberstanden, und starre Anhänglichkeit an äußere Gebräuche und Ceremonien mit dem Unglauben kämpfte. Ebensowenig finden sich im Privatleben Christi historische Momente, die eine hohe geistige Entwickelung hätten hervorrufen können, denn wie einfach, beschränkt und dürftig waren die Verhältnisse dieses Privatlebens? Von armen Eltern geboren, auf kurze Zeit als Kind nach Aegypten geflüchtet, durchlebte er den übrigen Theil seiner Jugend im älterlichen Hause, in dem abgeschiedensten Theile von Palästina, dem von den Juden selbst verachteten Galiläa, und hier in dem Städtchen oder Flecken, von welchem die sprüchwörtliche Rede ging: kann auch von Nazareth etwas Gutes kommen? Daher auch die allgemeine Verwunderung nicht blos über den Lehrer und seine Lehre, sondern auch über den unbegreiflichen Ursprung beider. — Es findet sich also in den Privatverhältnissen nichts, was auch die eminentesten Anlagen bis zu jener Höhe geistiger Einsichten und sittlicher Kraft hätte entwickeln können, und auch die wenigen günstigen Umstände, die man etwa anführen könnte, reichen dazu bei Weitem nicht hin. Daß die Schriften des alten Testaments, das Lesen derselben im häuslichen Kreise oder auch die öffentliche Erklärung nicht auf die vielfach davon verschiedene Lehre Christi führen konnte, und er wirklich nicht auf diesem Wege dazu gelangt sey, wurde bereits gezeigt; der fromme Sinn seiner Eltern, insbesondere seiner Mutter, konnte wohl aus dem Sohne einen frommen Israeliten nach ihrem Vorbild, aber nicht den Mann von göttlichem Geiste, den Schöpfer neuer, alle jüdische und nichtjüdische Weisheit übersteigender Ideen bilden; dieß vermochte die Frömmigkeit der Eltern um so weniger,

als sie ja die vereinzelten Aeußerungen ihres frühreifen Kindes nicht begriffen, und aus dieser frühen Reife, wie aus einzelnen schon seine Geburt begleitenden außerordentlichen Umständen und Ereignissen wohl auf den Gedanken einer außerordentlichen Bestimmung desselben, aber nicht auf alle die erhabenen Ideen geführt werden konnten, die ihr Sohn später aussprach. — Endlich, um auch dieß noch zu berühren, die Berufung auf sogenannte Autodidakten ist für unsern Fall nicht statthaft. Wohl liefert uns die Geschichte einzelne wiewohl seltene Beispiele von Männern, welche durch ihre überwiegende Geisteskraft sich über ihre Zeitgenossen erhoben, sich neue Bahnen gebrochen haben, die Schöpfer neuer Ideen geworden sind; aber zwei wesentliche Unterschiede gestatten keine Vergleichung zwischen diesen Männern und Christus, keinen Schluß von jenen auf diesen. Einmal der Unterschied der Sachen, denn um viel höher steht die religiöse Weisheit Christi als die der alten Religionsstifter und der Erfinder der gepriesensten philosophischen Systeme; dann der Unterschied der Personen und ihrer Stellung zu ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen. Die höhere Stufe, auf welche sich jene Autodidakten erhoben, war von der, auf welcher ihre Zeitgenossen standen, lange nicht so entfernt, als es jene war, um welche sich Christus nicht nur über seine Zeitgenossen, sondern auch über die weisesten Männer seines Volkes — die Propheten erhob, und wenn daher bei jenen andern wegen der günstigen äußern Umstände sich ein natürliches Fortschreiten noch immer wahrnehmen läßt, so erscheint dagegen in Ermangelung solcher Umstände der Fortschritt Christi als das Ueberspringen einer durch nichts auszufüllenden Kluft.

§. 70.

Der göttliche Charakter seines Lebens.

Wenn die Lehre Christi den Charakter der Göttlichkeit in sich trägt, so sind wir ebendadurch auch berechtigt, ja moralisch genöthigt, den gleichen Charakter auch in seinem Leben, in der ganzen Erscheinung seines Daseyns und Handelns zu erwarten und aufzusuchen; denn derjenige, der die Gedanken Gottes dachte, die

Lehren und Gebote Gottes verkündete, kann consequenterweise, wenn auch in Menschengestalt unter Menschen, doch nur ein göttliches Leben geführt haben; derjenige, der namentlich in seiner Sittenlehre das Ideal der Heiligkeit für die Menschen aufstellte, muß auch die Verwirklichung dieses Ideals an sich selbst, in seiner lebendigen Erscheinung dargestellt haben. Diese beiden Hauptgedanken sind so enge miteinander verbunden, daß man von jeher den sittlichen Charakter Christi als einen Beweis für seine göttliche Sendung und die Göttlichkeit seiner Lehre angesehen, wie wir denn auch zeigen werden, daß er in beiderlei Hinsicht sich selbst auf diesen Beweis berufen hat. — Er ist auch um so leichter zu führen, als das Leben Christi wirklich der Abdruck, die getreue Vollziehung seiner Lehre ist, und ein Ideal sittlicher Vollkommenheit und Heiligkeit aufstellt, wie ein anderes und gleiches in der Geschichte der Menschheit sich nicht wieder findet, es selbst aber auch nicht rein menschlich oder aus rein menschlichen Kräften, sondern nur aus der in diesem Menschen wirkenden Gottheit erklärt und begriffen werden kann. Dieser Beweis hat zugleich vor andern den Vorzug der allgemeinen Faßlichkeit und der ansprechenden Ueberzeugungskraft, indem er uns das zu Beweisende nicht in abstracten Begriffen, sondern in der concreten lebendigen Wirklichkeit vorführt, in dieser aber es keine Vollkommenheit des Geistes und Herzens, keine menschliche Tugend gibt, wovon uns nicht das Leben Christi das vollendetste Beispiel und Vorbild aufstellte, und diese Beispiele und Vorbilder alle Lagen und Verhältnisse des menschlichen Lebens umfassen, da der Sohn Gottes, eben um ein vollkommenes Ideal für die Menschheit zu werden, in allen Stücken gleich uns geprüft werden wollte, mit Ausnahme der Sünde. Die historischen Berichte selbst aber, aus denen wir das Leben Christi kennen, sind um so zuverläßiger, als sie sichtbarlich gar die Absicht nicht haben, ein vollkommenes Sittengemälde und noch weniger eine prunkende Lobrede von ihm und über ihn zu liefern; vielmehr erzählen sie mit kunstloser Einfalt und wenigen Worten die Reden und Handlungen des Hochverehrten, meistens ohne alle Bemerkungen und Nebengedanken, so daß die Annahme erlaubt ist, viele Reflexionen seyen ihnen selbst entgan-

gen, auf die wir jetzt fast unwillkührlich geführt werden. — Wir wollen daher aus dem reichen Leben Christi zuerst die Hauptzüge ausheben, und hierauf auf diejenigen Momente hinweisen, in Ansehung deren Christus als erhaben über die Menschennatur und darum göttlich erscheint.

Als Grundzug im menschlich-göttlichen Leben Christi tritt auf consequente Weise hervor, was in seinem göttlichen Selbstbewußtseyn als die Grundidee erscheint, sein inniges Verhältniß zu dem Vater, bei dem er von Ewigkeit war, und der ihn in die Welt gesandt hatte. Dieß innige Verhältniß erfüllt nun auch sein menschlich-irdisches Bewußtseyn, und ist das, was all sein Wollen und Thun bestimmt; obwohl auf Erde bleibt er doch in der engsten Verbindung, in ununterbrochenem Verkehr mit ihm, überall begleitet ihn das Bewußtseyn, daß der Vater in ihm und er in dem Vater ist; und dieses himmlische Bewußtseyn verbunden mit dem seiner irdischen Sendung, erzeugt und unterhält in ihm die Empfindungen der innigsten Ehrfurcht, der zartesten Liebe, der vollkommensten Ergebenheit; einer Ergebenheit, welche macht, daß er seinen Willen ganz in den Willen seines Vaters versenkt, und es nun die einzige Aufgabe, ja das einzige Bedürfniß, die Speise seines Lebens wird, den Willen seines Vaters zu thun. Nennen wir nun das lebendige und durchgängige Bestimmtseyn des Menschen durch das Gottesbewußtseyn — Religion, so erscheint in Christus nicht blos die höchste Religiosität, er selbst ist die personificirte Religion.

Aus diesem Bewußtseyn und dieser völligen Hingebung an den Willen des Vaters entsprangen jene Charakterzüge von sittlicher Größe, Thatkraft und unerschütterlicher Standhaftigkeit, wodurch Christus über alle Männer der Geschichte emporragt. Dem Willen seines Vaters hatte er sein Leben geweiht, und so wurde sein Leben eine ununterbrochene Thätigkeit zur Verherrlichung des Vaters, und was ihm dieser aufgetragen zum Heile der Menschen. Unermüdlich ging er umher, offenbarte den Namen des Vaters den Menschen, lehrte sie den allein wahren Gott und Jesus Christus seinen Gesandten kennen, und im Glauben an beide das ewige Leben finden, und nachdem er bei Tage zu

den Menschen gesprochen, vollbrachte er die Nächte im Gespräche mit Gott.

Auf derselben Grundlage ruhte auch die Entschlossenheit und das Selbstvertrauen, womit er bei scheinbar geringen Mitteln an sein großes Werk ging. Ohne Namen, ohne Reichthum, ohne Freunde und Anhang, nur Gott und Gottvertrauen in seinem Herzen, trat er öffentlich auf; mußte es gleich nach seinem ersten Auftreten erfahren, daß seine nächsten Verwandten, die Bürger seiner Vaterstadt ihm keinen Glauben schenkten, mußte hören, daß selbst redliche, gottliebende Männer sagten: kann auch etwas Gutes von Nazareth kommen? Aber dieses anfängliche Alleinstehen, diese Zurückstoßung konnte den Entschluß dessen nicht wankend machen, der sich durch ein höheres als blos menschliches Bewußtseyn bewußt war, das Werk Gottes zu unternehmen, und darum auch auf höhere als blos menschliche Kräfte rechnen konnte. Darum fuhr er in derselben vor menschlichen Augen unscheinbaren Weise in dem begonnenen Werke fort, wählte sich die nächsten und unmittelbaren Gehilfen seines Werkes aus der Klasse gemeiner Fischer, wandte sich mit der Predigt des Evangeliums an die armen und kleinen Leute, ohne darum die reichen und angesehenen von redlicher Gesinnung auszuschließen, die weitern Resultate in der Zukunft voraussehend.

Darum konnten ihn die Hindernisse, die er im Fortgange seines Unternehmens fand, ebensowenig schrecken, als ihn am Beginne die Verlassenheit wankend machen konnte. Es traten ihm bald die Führer des Volks, die Sekten und Schulen seines Landes in den Weg: die Schriftgelehrten aus Neid, da er nicht wie sie in Worten kramte, sondern lehrte als Einer, dem dazu die Weihe und Macht von Oben gegeben ist; die Pharisäer aus Haß, da er ihre Scheinheiligkeit entlarvte, ihre sittenverderblichen Grundsätze verdammte, und eine Gerechtigkeit verlangte, die höher stand als die ihrige; die Sadducäer aus Verachtung, da er nicht wie sie sinnlichen Lebensgenuß als das Ziel menschlichen Daseyns, sondern Unsterblichkeit, ewiges Leben in Gemeinschaft mit Gott lehrte. Selbst das Volk, das einen irdischen Messias erwartete, aber dazu nirgends eine Anstalt von ihm getroffen sah, und immer

nur von Sinnesänderung, Selbstverläugnung und einem himmlischen Reiche reden hörte, verließ allmälig ihn und seine Sache. Aber so fest war trotz alles dieses Widerstandes und dieser Hemmnisse seine Standhaftigkeit, so erhaben seine Ruhe und Zuversicht, daß keine Macht ihm entreißen könne, was der Vater ihm in die Hand gegeben, daß er einmal in einem solchen Augenblicke großen Abfalls es auch den wenigen Getreuen frei stellte ihn zu verlassen.

Haben wir bisher den Charakter Christi als das vollendetste Muster von Gottergebenheit, Berufstreue, Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Thätigkeit für die Sache Gottes bewundert, so zwingt uns sein Verhalten gegen die Menschen die gleiche Bewunderung ab. Von seiner unbegränzten Liebe für die Menschheit zeugt am besten, was bereits dargestellt ist, denn alle die hohen Tugenden, die er in der Ausrichtung des göttlichen Willens entwickelte, waren ja auch für die Menschheit entwickelt, zu deren Heil er gesandt war, der Wille Gottes war ihr Motiv, das Heil der Menschheit ihr Zweck; wir wollen aber dabei nicht stehen bleiben, was er für die Menschen gethan, wir wollen auch sehen, wie er mit und unter ihnen gelebt habe, wir wollen ihn mit einem Worte als Muster der gesellschaftlichen Tugenden betrachten. Obwohl er von allen Seiten mit Mißverständnissen und Widerspruch zu kämpfen hatte, lehrte und übte er doch Friedfertigkeit und Verträglichkeit in einer Weise, daß es selbst seinen Vertrauten schwer wurde ihn zu begreifen und ihm zu folgen; obwohl ein strenger Lehrer der Wahrheit nnd Tugend, war er doch so voll Milde gegen Irrende, so voll Sanftmuth gegen Sünder, daß seine Feinde ihm ein Verbrechen daraus machten; die Liebe und das Mitleid mit den geistigen Irrsalen der Menschheit, welche ihn bewogen ihr Erlöser zu werden, bethätigte er auch gegen die leiblichen Nöthen und Gebrechen derselben, der nächste Zweck seiner Thaten und Wunder war menschliches Elend zu lindern und zu heben. Und in diesem edeln Werke ließ er sich weder durch den Undank noch durch die Bosheit der Menschen irre machen; er erfuhr Verläumdungen und Verfolgungen, aber er achtete es nicht, und fuhr fort selbst zum

Besten derer zu wirken, die ihn verläumdeten und verfolgten; er wurde gehaßt, aber er haßte nicht wieder, er vergalt seinen Feinden mit Liebe, und bat seinen Vater für sie, selbst da sie ihn tödteten. Und obwohl der große Zweck seiner Sendung sich auf die ganze Menschheit erstreckte, so war er doch so sehr Freund seines Volkes und Vaterlandes, daß er ihm zunächst sein Leben, seine ganze öffentliche Wirksamkeit widmete, und wenn sie fähig gewesen wären zu erkennen, was zu ihrem Heile diente, sie er nicht blos moralisch, sondern auch politisch gerettet haben würde.

All das Große aber, was er zur Verherrlichung Gottes und zum Besten der Menschen unternahm, fortsetzte und vollendete, erscheint erst dann in seinem vollen Lichte, wenn wir auch die Reinheit seiner Absichten, die edle Uneigennützigkeit, die hochherzige Verzichtleistung nicht nur auf Belohnung, sondern selbst auf Anerkennung, mit in Rechnung nehmen. Alle die Reize, welche die menschliche Thätigkeit gewöhnlich aufregen, alle die Triebfedern, welche sie unterhalten, kannte sein göttliches Herz nicht oder hielt sie unter seiner Würde. Auf sinnlichen Lebensgenuß hatte er von vornherein verzichtet, Reichthum das höchste Gut gewöhnlicher Menschen begehrte er nie, aber auch Ehre und Ruhm, was selbst die Bessern begehren und wofür sie alles wagen, reizte ihn nicht, war nicht der Beweggrund seines Handelns und seiner Unternehmungen; selbst Würden und Herrschaft, was so Viele gesucht und Wenige erreicht haben, verschmähte er, lehnte er ab und entzog sich denselben in Augenblicken, wo sie ihm von seinem Volke angetragen wurden. Ihm war nämlich die Ehre Gottes seines Vaters, das Heil der Menschheit, und die Herrschaft der Wahrheit nnd des Guten, das Einzige und Alles; diese Zwecke, die edelsten und höchsten erfüllten seine Seele, ihnen zu dienen, sie zu fördern, war seine einzige Absicht, die edelste und reinste, darin vergaß er nicht nur sich selbst, sondern ging ganz darin auf.

Zur vollen Würdigung des Charakters Christi gehört endlich auch wesentlich die Art, wie er stirbt. Schon überhaupt gilt es ja als Grundsatz, daß sich im Tode das Leben des Menschen bewähren müsse; im Tode Christi treffen aber so viele Eigenthüm-

lichkeiten zusammen, die ihn, wie groß er auch in seinem Leben erscheint, doch am größten im Sterben erscheinen lassen. Er konnte sich diesem Tode, dem gewaltsamen und in den Augen der Welt schmachvollen entziehen, wenn er seinem Berufe ungetreu hätte werden wollen; er wollte es nicht, und wir bewundern hierin seine Ausdauer bis an das Ende. Er starb den gewaltsamen und in den Augen der Welt schmachvollen Tod; aber er starb ihn für die Ehre Gottes, für das Heil der Menschen und für die Wahrheit, gewiß die edelste Art, wie ein Mensch sterben kann. Er stirbt für diese edelsten und höchsten Zwecke, verurtheilt durch seine eigene Nation, und er betet noch für seine Mörder, da sie es ihm unmöglich gemacht haben ihnen auf andere Weise zu nützen. Er stirbt, nicht blos verurtheilt von seinen Feinden, auch verlassen von seinen Freunden, und bis an das Ende liebend, empfiehlt er den Einen, der unter dem Kreuze ihm noch geblieben, seiner Mutter und diese jenem. Und jetzt, nachdem alles von ihm gewichen und nun das Leben selbst entweicht, jetzt als er von aller Welt und, wie es scheint, von Gott selbst verlassen am Kreuze hängt, jetzt da seine ganze Sache verloren scheint und seine Feinde triumphiren, erhebt er unerschüttert durch dieß alles, mit derselben Sicherheit, womit er begonnen und fortgefahren, zum letztenmale sein Haupt, und ruft im Siegeston: es ist vollbracht! Wo ist ein Tod in der Geschichte, der diesem Tode Christi gleicht?

§. 71.

Das auszeichnend Göttliche im sittlichen Charakter Christi.

Bisher haben wir den Charakter Christi in der Totalität seiner Beziehungen betrachtet, und darin besonders die Größe, Erhabenheit und Standhaftigkeit hervorgehoben, um an den das menschliche Maß übersteigenden geistigen und Willenskräften den göttlichen Mann anschaulich zu machen; hier wollen wir eine besondere Seite dieses Charakters, die *sittliche* im engern Sinne des Wortes in Erwägung ziehen, um aus den hervorstechenden Eigenschaften zu zeigen, daß in Christus eine mehr als menschliche, daß

die Heiligkeit Gottes uns zur Anschauung gekommen sey. Wir heben zu diesem Behufe folgende Momente heraus.

Zunächst die Sündelosigkeit — eine Eigenschaft, welche zwar nach dem Worte eine bloße Verneinung aussagt, wodurch aber etwas verneint wird, was der menschlichen Natur ebenso wesentlich und nothwendig anklebt, als es die göttliche Natur nicht berühren kann, eine Verneinung also, welche ein unterscheidendes Merkmal des Göttlichen und Menschlichen ausdrückt. Daß die Sünde dem Menschen von Natur anklebe, und kein Einzelner derselben sich ganz entziehen könne, ist eine Wahrheit, welche jedem sein eigenes Bewußtseyn, allen aber die offene Weltgeschichte sagt, wie auch die Wissenschaft Grund und Ursache davon anzugeben weiß. Wenn daher in der Geschichte ein Individuum auftritt, welches über dies allgemeine Loos oder Gesetz erhaben erscheint, so läßt sich diese Erscheinung nur aus der ihm einwohnenden göttlichen Natur begreifen. Dieses Individuum ist Christus. Er wurde versucht gleich andern Menschen, aber er sündigte nicht; er wurde nach der Eigenthümlichkeit seines erhabenen Berufs gereitzt und versucht, wie kein Anderer versucht werden kann, aber er sündigte nicht; er ertrug die Ungelehrigkeit seiner Jünger, den Wankelmuth seiner Freunde, die Verläumdungen und Verfolgungen seiner Feinde, den Undank seiner Nation, den Verrath eines seiner Vertrauten, und am Ende seines Lebens die schwersten Kränkungen mit einer Seelengröße und himmlischen Milde, die nur in der unwandelbaren Vollkommenheit Gottes ihr Seitenbild hat, und darum die Bewunderung aller Zeiten gefunden hat. Darum konnte er sich selbst auf das Zeugniß seiner Zeitgenossen berufen, und im Angesichte seiner Feinde sagen: wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und selbst als seine Feinde ihn dem Gericht überlieferten, fand der heidnische Richter keine Schuld an ihm, und so blieb denen, die ihn verdammen wollten, nichts übrig, als ihm seinen Beruf zum Verbrechen anzurechnen, einen Beruf, den sie in ihrer geistigen und sittlichen Verblendung nicht begriffen, den aber der, welcher ihm denselben aufgetragen, durch die Weltgeschichte auf die glänzendste Weise gerechtfertigt hat.

Ein zweites Moment der Göttlichkeit, von der positiven Seite angesehen, ist die gleiche Vollkommenheit in allen sittlichen Richtungen. Sie ist die absolute Vollkommenheit oder Heiligkeit, und darum die ausschließliche Eigenschaft der göttlichen Natur, weil nur der unendliche und unendlich gute Wille die Sphäre des Guten in allen Richtungen erfüllt, wie auch nur der unendliche Verstand die Sphäre des Wahren in allen ihren Gebieten ermißt. Der endliche Menschengeist in seiner Individualität bringt es, zumal in diesem Leben, wie in Ansehung des Wissens so auch in Ansehung der sittlichen Gesinnung und des Handelns nur zu einer relativen Vollkommenheit, und selbst die ausgezeichnetern Individuen nur in gewissen aber nicht in allen Richtungen; daher die bekannte Erscheinung in der Geschichte, daß Niemand ohne sittliche Mängel angetroffen wird, und selbst an großen Charakteren neben ausgezeichneten Eigenschaften auffallende Unvollkommenheiten, neben bewundernswürdigen Tugenden sittliche Schwächen hervortreten. Von der Allgemeinheit dieser Erscheinung macht der Charakter Christi eine höchst merkwürdige Ausnahme; denn von welcher Seite, nach welcher sittlichen Richtung hin wir ihn betrachten mögen, er erscheint in allen gleich groß, gleich vollkommen. Wollen wir uns dieß im Einzelnen versinnlichen, so dürfen wir uns nur die im Voranstehenden gegebenen Hauptzüge vergegenwärtigen; in der Berufstreue, im Thun und Leiden, im Unternehmen und Ausdauren, in dem Gesinntseyn gegen Gott und die Menschen, in allen gesellschaftlichen Tugenden, im Kampf und Sieg, im Leben und Sterben — überall die gleiche Vollkommenheit, überall dasselbe Ideal, welchem jeder Gute zu gleichen wünscht, welches zu erreichen er aber nicht hoffen kann.

Damit verwandt ist eine dritte Eigenschaft, welche in dem sittlichen Charakter Christi eine mehr als menschliche Vollkommenheit erkennen läßt, nämlich das sittliche Ebenmaß, wodurch scheinbar einander entgegengesetzte Tugenden ihre wahre Gestaltung und Verbindung erhalten, und welches der Mensch vermöge der Eigenthümlichkeit seines Wesens nie vollkommen erreicht. Denn wie sein Denken sich in dialektischen Gegensätzen

bewegt, woraus die Irrthümer des Verstandes entspringen, so entwickelt sich auch sein sittliches Leben in einem Gegensatze von Tugenden und unter einem scheinbaren Widerstreit von Pflichten, woraus jene sittlichen Mißgriffe und Verirrungen entstehen, welche der Dichter treffend in einem Verse zusammenfaßt: dum vitant stulti vitia, in contraria currunt. Mit Rücksicht auf diese Erscheinung, die einem psychologischen Gesetze gleichkommt, hat daher schon die alte Philosophie die Tugend bestimmt als die Mitte zwischen zwei Extremen. — Nur in Gott als dem absoluten, über alle Gegensätze erhabenen Wesen finden sich die sittlichen Eigenschaften wie in ihrer innern Vollkommenheit, so in ihrer gegenseitigen Harmonie; er ist in gleichem Ebenmaße Herr und Vater, gerecht und gütig, züchtigend und verzeihend, langmüthig und zu rechter Zeit eingreifend, u. s. w. Christus aber zeigt sich auch hierin als den wahren und vollkommenen Sohn Gottes, daß er in seinem irdischen Leben und Wandel jenes himmlische Ebenmaß aller Tugenden dargestellt hat. Welche Fülle göttlicher Natur in seiner ganzen Erscheinung, und doch wieder, welche Einfachheit in seiner ganzen Art sich zu geben? Welche Hoheit und Würde in seinem ganzen Wesen, und zugleich welche ungeheuchelte Demuth? Welche geistige Kraft in der Verfolgung seines Berufs, und doch welche Sanftmuth gegen die Schwächen der Menschen? Welche Stärke im Tragen und Dulden, und daneben welche Milde gegen diejenigen, die ihm Lasten und Leiden auflegten? Welche Wärme gegen alles Schlechte und Unwürdige, und doch welche Ruhe und besonnene Haltung im Reden und Handeln gegen dasselbe? Welche tiefe Weisheit, welche vorsichtige Klugheit, gepaart mit Taubeneinfalt und kindlicher Redlichkeit? Wir könnten diese Vergleichungen fortsetzen, überall würden wir dasselbe Ebenmaß der höchsten Tugenden, überall ihn sich selbst gleich finden.

Wir könnten als viertes Moment seine **völlige Entfernung von aller Schwärmerei** anführen; da wir jedoch uns vorgenommen haben von dem Plane Christi noch besonders zu sprechen, wo dieses Moment seine nothwendige Stelle findet, so verlegen wir es dorthin.

§. 72.

Christus selbst beruft sich auf diesen Beweis.

Ein Blick in unsere Evangelien belehrt uns schon, daß Christus sowohl zum Beweise für seine göttliche Sendung als für den göttlichen Charakter seiner Lehre sich auf seine Thaten oder Werke (ἐργα) berufen habe; darunter versteht er aber theils seine Wunderthaten, theils seine ganze Art zu wirken und zu handeln, oder weil in dieser der Charakter eines Menschen offenbar wird, auch seinen Charakter. Von jenen, den Wunderthaten wird später die Rede seyn, von der gesammten Art zu wirken und zu handeln sprechen wir hier.

Um uns zunächst über den hier einschlagenden Sprachgebrauch in's Reine zu setzen, bemerken wir, daß die Evangelisten im Allgemeinen den Ausdruck ἐργον-ἐργα, sowohl von einzelnen guten oder bösen Handlungen, als von der diesen zu Grund liegenden gesammten Gesinnung, dem das Handeln des Menschen bestimmenden Prinzip, oder dem habituellen Charakter gebrauchen. Beispiele der ersten Art finden sich in den Stellen: Matth. 26, 10.; Marc. 14, 6.; Luc. 11, 48.; Matth. 23, 3.; Beispiele der andern in Matth. 5, 16.; 16, 27.; Joh. 3, 19.; 7, 7.; daher auch von dem letztern mit Rücksicht auf die transcendentalen Prinzipien des Guten und Bösen, die herrschende gute Gesinnung mit den daraus fließenden Handlungen das Werk oder die Werke Gottes — Joh. 3, 21.; 6, 28. 29.; die herrschende böse Gesinnung aber mit ihren Werken die Werke des Teufels genannt werden, 8, 38. 44.

Diesem Sprachgebrauche gemäß nennt nun Christus im Besondern nicht blos diese oder jene vereinzelte, wunderbare oder nicht wunderbare That, sondern seine ganze Art zu wirken und zu handeln, zu seyn und zu leben, in welcher Art sich eben sein göttliches Naturell, sein ganzer sittlicher Charakter ausdrückte, — seine Werke, und beruft sich wiederholt darauf als auf einen Hauptbeweis seiner göttlichen Abkunft und Sendung. — Schon zur Zeit, als Johannes noch wirkte und für ihn zeugte, sprach er zu den Juden: „ihr habet zu Johannes gesandt, und er hat der Wahrheit Zeugniß gegeben; — aber ich habe ein

Zeugniß, welches höher steht als das des Johannes; denn die Werke, welche mir der Vater zu vollbringen gegeben hat, diese Werke, die ich thue, geben Zeugniß, daß mich der Vater gesandt hat." Joh. 5, 33. 36. — Als die Juden in ihrer Meinung von ihm noch immer schwankten, und mit den Worten in ihn drangen: wie lange läßt du uns in Ungewißheit? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus! Da antwortete er ihnen: „Ich habe es euch schon gesagt; aber ihr glaubet es nicht. Die Werke, die ich im Namen meines Vaters thue, diese zeugen von mir." Und nach einigen Zwischenreden, worin sie ihn der Gotteslästerung beschuldigten, daß er, der doch nur ein Mensch sey, sich selbst zu Gott mache, erwiedert er unter Berufung auf eine Schriftstelle: „wenn nun die Schrift diejenigen Götter nennt, an welche Gottes Wort erging, und die Schrift doch nicht entkräftet werden kann, wie könnet ihr zu dem, welchen der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, sagen: du lästerst Gott, weil ich sagte: ich bin Gottes Sohn?" Und zum Beweise für seine Behauptung wiederholt er nun: „thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht; thue ich sie aber, und ihr wollet mir nicht glauben, so glaubet doch den Werken, damit ihr einsehet und euch überzeuget, daß der Vater in mir ist, und ich in dem Vater bin;" Joh. 10, 24—38. — Wenn sich Christus in den bisher angeführten Stellen den Juden gegenüber auf seine Werke beruft, so thut er dasselbe auch seinen Jüngern gegenüber, und zwar thut er dies bei einer merkwürdigen Gelegenheit. Auch ihnen nämlich fiel es schwer sein Verhältniß zum Vater, und besonders die Wesensgleichheit beider zu begreifen, darum stellte einmal Philippus an ihn die Bitte, ihnen doch einmal den Vater zu zeigen; er aber erwiedert ihnen neben einem freundschaftlichen Verweis über ihre Ungelehrigkeit: „glaubet ihr nicht, daß ich in dem Vater bin, und der Vater in mir ist? Die Lehre, die ich euch vortrage, schöpfe ich ja nicht aus mir selbst (sie ist des Vaters), derselbe, der in mir wohnet, thut auch die Werke. Warum wollet ihr also nicht glauben, daß ich in dem Vater bin, und der Vater in mir ist? Glaubet mir doch wenigstens um der Werke willen." Ebend.

14, 10—12. Wir sehen hier, daß Christus zum Beweise seiner Identität mit dem Vater sich sowohl auf seine Lehre als auch besonders auf seine Werke beruft, und daß aus diesem Grunde unter den Werken nicht die Wunderwerke allein, sondern sein ganzes wesentliches Wirken und Handeln, die volle Offenbarung seiner göttlichen Vollkommenheit verstanden werden muß. — Dieselbe Bemerkung gilt auch von der letzten Berufung, in welcher Christus zugleich sein Endurtheil über seine Nation ausspricht. In der Fortsetzung seiner letzten Unterredungen mit den Aposteln sagt er nämlich zuerst: „wenn ich nicht gekommen wäre, und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich hasset, der hasset auch meinen Vater." Dann setzt er hinzu: „hätte ich nicht Werke gethan, die kein Anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie dieselben gesehen, und hassen doch sowohl mich als meinen Vater." Ebend. 15, 22—24.

Die Verbindung, in welche Christus in den letztern Stellen seine Werke mit seiner Lehre bringt, führt uns auf eine andere Beweisführung für den göttlichen Ursprung seiner Lehre, welche gleichfalls von dem innern Verhältniß der Lehre zu den Werken, d. h. zu dem Leben hergenommen ist, aber der innern subjectiven Erfahrung zugewiesen, dahingegen der bisher entwickelten Beweisführung objective Giltigkeit beigelegt wird. Wenn nämlich Christus in den bisher angeführten Stellen in der Hauptsache immer Dasselbe — nämlich Dies sagt: wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubet wenigstens meinen Werken, so will er damit sagen: wenn ihr meiner Versicherung, daß ich in einem höhern Verhältniß zu Gott dem Vater stehe, von ihm in die Welt gesandt bin, und die ganze Lehre, die ich euch vortrage, nicht meine, sondern des Vaters Lehre ist; — wenn ihr diesen Versicherungen für sich nicht glauben wollet, so glaubet doch um meiner Werke willen; diese Werke sind göttlicher Art, nie hat ein Mensch so gelebt und gehandelt; also muß auch die Lehre, nach welcher mein ganzes Leben geformt, deren Verwirklichung all mein Thun und Lassen ist, göttlichen Ursprungs, ich selbst aber Gottes Sohn und Gesandter seyn. —

Die Beweiskraft dieses Schlusses liegt, wie man sieht, in dem innern Verhältniß der Lehre, d. h. allgemein ausgedrückt, der gesammten Art zu denken und zu erkennen, den Ideen und Grundsätzen eines Menschen zu seinem Wollen und Handeln; daß aber zwischen diesen beiden Factoren alles geistigen Seyns und Thuns ein inneres, nothwendiges, wechselseitiges Verhältniß bestehe, lehrt sowohl die Wissenschaft des Geistes, als es auch die gemeine Erfahrung bestätigt. Wo im Geiste des Menschen die Wahrheit und die Liebe des Guten herrscht, offenbart sie sich im ganzen Thun desselben, wenn er es auch nicht darauf anlegt vor der Welt damit zu glänzen; so wie im Gegentheile Irrthum und schlechte Grundsätze im Handeln überall hervorbrechen, wenn auch der Mensch sich alle Mühe gibt sie zu verbergen. Auf dieses empirische Kriterium beruft auch Christus sich, wenn er in Beziehung auf die Gegner seiner Person und Lehre sagt: „aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? So trägt auch jeder gute Baum gute Früchte, der schlechte Baum aber schlechte Früchte; der gute Baum kann sogar keine schlechten Früchte bringen, wie der schlechte keine guten Früchte.“ Matth. 7, 16—18.

Diesen innern nothwendigen Zusammenhang zwischen Lehre und Handeln, Grundsätzen und Leben benützt nun Christus zu einem weitern Kriterium für die Göttlichkeit seiner Lehre in der Weise, daß er jeden Menschen auffordert nach dieser Lehre zu leben, oder nach ihrer Vorschrift den Willen seines Vaters zu thun, um aus ihren Wirkungen an ihm selbst, also durch eigene Selbsterfahrung inne zu werden, ob sie aus Gott sey. „So Jemand dessen Willen thun will, der wird inne werden, ob diese Lehre aus Gott sey, oder ob ich nur so aus mir selber rede,“ Joh. 7, 17. — Man sieht, daß dieser Versicherung der bereits entwickelte Grundsatz unterlegt ist, und eine nach ihrem Ursprung und Inhalt göttliche Lehre — treu befolgt — sich auch in ihren Wirkungen im Leben als göttlich erweisen müsse; wie aber diese göttlichen Wirkungen einer göttlichen Lehre eigens vermittelt seyen, darüber gibt die angeführte Stelle nicht, wohl aber eine andere Aufschluß. „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und

mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen; wer mich aber nicht liebt, der hält auch mein Wort nicht," ebend. 14, 23. 24. Die Lehre, die wahrhaft aus Gott ist, wirkt also darum göttliche Werke und zwar nothwendig, weil Gott, d. h. das göttliche Licht, die göttliche Kraft, Freudigkeit u. s. w., mit seiner Lehre verbunden bleibt, und darum wer sie gläubig in sich aufnimmt, Gott selbst in sich aufnimmt. — Wir haben schon im kritischen Theile §. 47, 7. bemerkt, daß dieser apologetische Beweis, so unbestreitbar seine subjective Ueberzeugungskraft ist, doch zu den eigentlichen Beweisen darum nicht gerechnet werden könne, weil die Thatsache, worauf er sich stützt, ein persönliches Gefühl, eine individuelle Seelenerfahrung sey, auch der Versuch selbst eine solche machen zu wollen, schon einen Glauben an die Lehre, ja nach den Worten Christi eine Geneigtheit des Willens, eine Liebe zu Christus voraussetze. Hier müssen wir jedoch die Bemerkung hinzufügen, daß ungeachtet der Subjectivität der Erfahrung dem Beweise ein allgemeiner objectiver Grundsatz, der oben angegebene, zur Seite stehe, und die subjective Erfahrung in der Geschichte des Christenthums und seiner Wirkungen die Gestalt einer allgemeinen objectiven Erscheinung annehme, wovon erst später die Rede seyn kann.

§. 73.

Das Werk Christi.

Wir betrachten es zuerst nach seinem Inhalt und seiner innern Größe, sodann nach seinem Umfang und seiner Ausdehnung in Raum und Zeit, endlich mit Rücksicht auf die Mittel, mit welchen er es unternahm, und die Standhaftigkeit, womit er es verfolgte, um aus diesen Momenten desselben neue Beweise für die göttliche Sendung seines Urhebers abzuleiten.

Fragen wir zuerst nach dem Inhalte des Werks oder was dasselbe ist, nach dem Zwecke Christi, so erscheint dieser nach seinen wesentlichen Bestandtheilen als ein dreifacher. — Einmal die Stiftung einer neuen Religion und Religionsgemeinschaft auf der Grundlage seiner Lehre und des

lebendigen Glaubens an dieselbe. Dieser Zweck wird zwar in der evangelischen Geschichte erst am Ende bestimmt ausgesprochen, als Christus seinen Aposteln die letzten Aufträge ertheilt mit den Worten: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe." Matth. 28, 18—20.; ähnlich Marc. 16, 15. 16., wo die Forderung des Glaubens in noch stärkern Ausdrücken hervorgehoben ist. Daß aber eine solche Religionsstiftung schon ursprünglich in der Absicht Christi lag, erkennt man aus den Vorbereitungen, welche er gleich anfangs zu diesem Zwecke traf; denn nicht nur trat er selbst als Lehrer einer neuen, vom Glauben der Juden vielfach verschiedenen Religion auf, und wirkte ununterbrochen als Religionslehrer, er berief auch gleich anfangs die Zwölfe zu demselben Zwecke, knüpfte sie unzertrennlich an sich, und bildete sie durch Privatbelehrungen, so wie durch Vorübungen zu künftigen Verbreitern seiner Lehre, wie er endlich die allgemeine Verkündung derselben bei mehrern Gelegenheiten voraussagte, Matth. 24, 14. 26.; Marc. 14, 9.; Luc. 12, 3. — Mit dieser Stiftung einer allgemeinen Religion verband er eine allgemeine moralische Umschaffung und Umbildung der Menschheit, als den zweiten Hauptzweck seiner Sendung. Er nennt diese Umschaffung eine zweite Geburt, eine Wiedergeburt der Menschheit — Joh. 3, 3., vergl. Matth. 19, 28., weil sie gleich der ersten nicht eine Entwickelung aus einem vorausgegangenen Zustande, sondern nur eine eigene neue Schöpfung seyn, und nicht ohne Geburtsschmerzen vor sich gehen konnte; er nennt sie eine Wiedergeburt aus dem Geiste, nämlich jenem heiligen Geiste, den der Mensch ursprünglich bei der Schöpfung erhalten, aber durch die Sünde verloren, so daß seine jetzige Geburt in jeder Beziehung aus dem Fleische ist, und er, um wieder Geist zu werden, aus dem Geiste wiedergeboren werden muß, Joh. 3, 5. 6. Die Dunkelheit, die eine solche Idee für sinnliche Menschen haben mußte, mildert er an diesem Orte durch ein Gleichniß und eine allgemeine Berufung auf seine Kenntniß der himmlischen Dinge,

ebend. V. 7—13.; aber erhellt sie in seinen letzten Unterredungen mit seinen Jüngern, wo er ihnen das Princip dieser Wiedergeburt, wie der neuen Religionsstiftung und dessen Wirkungen näher bezeichnet, Joh. K. 13—16. Als zusammenhängend mit dieser Wiedergeburt erscheint der dritte Hauptzweck, — eine allgemeine Vergebung der Sünden, und das Heil oder die Rettung aus dem Verderben mit der Anwartschaft auf die ewige Seligkeit. Die beiden Zwecke hängen begreiflich zusammen, da sich der Uebergang des Menschen aus dem Zustande der Sündhaftigkeit in den Zustand der reinen Kindschaft Gottes nicht denken läßt ohne den begleitenden Akt der Sündenvergebung von Seite Gottes, darum finden wir diesen dritten Zweck auch im ganzen Context der evangelischen Geschichte ausgesprochen, factisch durch die Handlungsweise Christi, der ja überall die Sünder aufsuchte und ihnen ihre Sünden vergab; mit Worten, da er ausdrücklich erklärte zu diesem Zwecke in die Welt gekommen zu seyn, Joh. 3, 14—17.; Luc. 19, 10.; noch bestimmter, da er auch das Mittel und die unvergängliche Bürgschaft der durch ihn selbst zu bewirkenden Sündenvergebung bezeichnete, nämlich seinen Tod, Matth. 26, 26—28.; Joh. 3, 14. 15.; und endlich, da er seinen Jüngern auftrug, Sündenvergebung in der ganzen Welt zu predigen und zu vollziehen, Luc. 24, 46. 47.; Joh. 20, 21—23. Diese drei Zwecke laufen aber in Einen zusammen, die Menschheit in einem großen Reiche Gottes zu vereinigen; eine Idee, die mit der mosaischen Theokratie bereits gegeben, im alten Testament, dem politischen Geiste der alten Welt gemäß, in der Gestalt einer irdischen Weltmonarchie entwickelt, von Christus aber auf ihren tiefern Sinn zurückgeführt, und als ein geistig-sittliches, als Himmelreich gefaßt und verkündet wurde. Darum durchzieht diese Idee alle seine Lehrvorträge als ihr Mittelpunkt; darum beginnt er sie mit dem Rufe: „thut Buße, denn das Himmelreich ist da," Matth. 4, 17., Marc. 1, 14. 15., Luc. 4, 43., Joh. 3, 3.; darum ist er vor allem bemüht durch Worte und Thaten den Glauben zu begründen, daß er von Gott als Stifter und Herr dieses Reiches in die Welt gesandt sey; darum erschöpft er sich in Parabeln, um die Verhältnisse dieses

geistigen Reiches den sinnlichen Menschen zu erklären, und bekämpft überall die sinnlichen Erwartungen, welche seine Jünger wie das Volk vom Reiche Gottes hegten, mit einer solchen sittlich-ascetischen Strenge, daß er Verläugnung Seiner selbst, Verzichtleistung auf irdischen Besitz und Genuß, Bereitwilligkeit zur Uebernahme von Leiden und Verfolgungen als die Bedingungen der Befähigung für das Himmlreich erklärt. Diesem Reiche sollte die Stiftung einer großen Religionsgemeinschaft die ethische Form geben, die Wiedergeburt aus dem Geiste mit der Sündenvergebung als Inauguration dienen, Heiligkeit und Seligkeit mit Gott sein höchster Zweck seyn. Dieß ist das Werk, welches Christus ausführen wollte.

Seinem Umfange nach sollte es die ganze Menschheit, seiner Ausdehnung nach alle Räume und Zeiten umfassen. Dieser Universalismus liegt zwar schon in der Idee des Werkes selbst, und ist von uns in der Bezeichnung der Hauptheile bereits ausgesprochen, wir wollen jedoch zum weitern Beweise die Hauptstellen für jeden besondern Hauptzweck anführen. Daß die durch die Verbreitung seines Evangeliums zu bewirkende Religionsstiftung die ganze Menschheit umfassen sollte, besagen die Worte selbst, mit welchen er die Verkündung des Evangeliums den Aposteln aufträgt: auszugehen in alle Welt, und das Evangelium aller Creatur zu predigen Marc. 16, 15., alle Völker zu seinen Schülern zu machen und zu taufen, Matth. 28, 19.; für ihn zu zeugen in Jerusalem, und in ganz Judäa, und Samaria, und bis an die äußersten Gränzen der Erde, Apostg. 1, 8.; und in Beziehung auf die Zeitdauer die Verheißung, daß er bei ihnen seyn werde bis an das Ende der Welt, Matth. 28, 20. — Damit waren demnach die übrigen Zwecke nothwendig verbunden, und darum von gleich allgemeinem Umfang; die Allgemeinheit der Erlösung und Begnadigung im Besondern ist unverkennbar ausgesprochen, wenn er Buße und Vergebung der Sünden verkündigen läßt unter allen Völkern, angefangen von Jerusalem, Luc. 24, 47.; wenn er versichert, daß er gekommen sey sein Leben hinzugeben zum Lösegeld für Viele, Matth. 20, 28., Marc. 10, 45.; daß er sein Blut ver-

gießen werde für Viele (hebräischer Ausdruck statt Alle) Matth. 26, 28., Marc. 14, 24.; daß der Sohn des Menschen gekommen sey zu retten, was immer verloren war, Matth. 18, 11., Luc. 19, 10.; daß keiner, der an ihn glaube, verloren gehen, sondern das ewige Leben haben soll, Joh. 3, 15. — Die Allgemeinheit der durch ihn zu bewirkenden Umschaffung und Umbildung der Menschheit bezeichnet er sinnbildlich, wenn er sich selbst das Licht der Welt nennt, Joh. 3, 19. 8, 12. 9, 5.; das Brod, welches vom Himmel herabgekommen ist, und der Welt das Leben gibt, ebend. 6, 33. 51.; wenn er auch die mit seinem Werke betrauten Jünger das Licht der Welt und das Salz der Erde nennt, Matth. 5, 13—15.; aus dem Naturleben entlehnte Bilder, um die analoge Wirkung der Regeneration, Nährung und Kräftigung des geistigen Lebens, und zwar in der Ausdehnung auf die ganze Menschheit auszudrücken. — Am meisten Widerspruch mußte wie die Geistigkeit so auch die Universalität des Reiches Gottes bei den Juden finden, welche nach ihren particularistischen Ansichten den übrigen Völkern nur einen untergeordneten Antheil an diesem Reiche zugestehen wollten; nichtsdestoweniger spricht Christus nicht nur die gleiche Theilnahme aller Menschen und Völker an demselben aus, sondern verkündet noch überdies den Rathschluß Gottes, vermöge dessen den ursprünglichen Kindern des Reiches wegen ihres Unglaubens ihre Prärogative entzogen, und so die Ersten die Letzten werden sollten. Diese Gedanken liegen in dem Bilde vom Hirten mit zwei Heerden, die er zu Einer vereinigen will, Joh. 10, 10—16.; in den Parabeln vom Weinberge, der verpachtet wird, Matth. 21, 33—41. Marc. 12, 1—9. Luc. 20, 9—16.; — von den Arbeitern, die zu verschiedenen Tagesstunden dahin geschickt werden, Matth. 20, 1—16.; — von den zwei ungleich gearteten Söhnen, Matth. 21, 28—31.; — von dem großen Abendmahl und den Geladenen, Luc. 14, 16—24.; so wie in den offenen Erklärungen, Matth. 8, 11. 12. Luc. 13, 29. 30. — Gegen die Absicht Christi seinem Werke diesen Umfang und diese Ausdehnung zu geben, streitet es keineswegs, daß er selbst unter seiner — der jüdischen Nation auftrat, blos in Judäa lehrte und wirkte, auch die Diener seines Werkes

nur aus Juden wählte, und ihnen auftrug den Anfang ihrer apostolischen Arbeiten im Judenlande zu machen, Matth. 10, 6. Luc. 24, 47. Dies alles lag in dem Gange der frühern Offenbarungen und Verheißungen; in den Nachkommen Abrahams wollte Gott nun einmal die ursprüngliche reinere Religion erhalten und weiter entwickeln, dazu dienten die außerordentlichen providenziellen Führungen derselben, und hieran knüpfte sich der göttliche Rathschluß, den Segen und das Heil über alle Völker von dem Volke Israel ausgehen zu lassen, mit allen darauf sich beziehenden Verheißungen und Weissagungen. Dies war die Oekonomie des Reiches Gottes vom Anfange, ihr gemäß mußte also der Vollender desselben, der Christus-Messias unter diesem Volke erstehen und auftreten, und aus demselben Grunde konnte er auch die tüchtigsten Werkzeuge für seinen großen Zweck nirgends anderswo als nur in diesem von Gott so lang und so vielfach bearbeiteten Volke finden. Daß aber darum sein Plan schon vom Anfange nicht auf sein Volk beschränkt war, ja daß er in Beziehung auf das Gelingen desselben nicht einmal auf sein Volk — in Masse — gerechnet habe, beweisen die angeführten Aeußerungen, wovon ein Theil schon in die frühere Zeit seines Lehramts fällt, so wie manche seiner gelegentlichen Aeußerungen über Heiden, Samariter und Zöllner, auch sein eigenes Verhalten im Umgange mit ihnen. Daß endlich dieser erhabene und allumfassende Plan nur von ihm selbst herrühren, nur von einem Geiste wie der seinige entworfen werden konnte, seine Apostel aber, bei aller Achtung vor ihrem ehrwürdigen Charakter, hiezu unfähig waren, bedarf wohl keines Beweises; und kann man wohl denjenigen, welcher den Gedanken an das Gegentheil für möglich hält, getrost auf ihre Selbstschilderungen verweisen, worin sie mit der liebenswürdigsten Einfalt von dem Maße ihrer natürlichen Verstandeskräfte, von ihrer natürlichen Empfänglichkeit für universelle, die Begriffe und Erwartungen ihrer damaligen Landsleute übersteigende, Ansichten Zeugniß ablegen.

Wenden wir nun den Blick von dem Werke auf die **Mittel, womit es ausgeführt werden sollte**, so ergreifen uns zwei verschiedenartige Empfindungen; diese Mittel nämlich erscheinen

uns von einer Seite zwar würdig und der Natur einer neuen geistigen Schöpfung angemessen, von der andern aber verbirgt sich auch ihre nur langsam fortschreitende Wirksamkeit nicht, und noch weniger die Unscheinbarkeit der Werkzeuge, denen jene Mittel zur Anwendung anvertraut sind. — Daß Christus zur Ausführung seines Werkes weder die Staatsmacht noch Waffengewalt habe zu Hilfe nehmen, auch nicht durch geheime Verbindungen habe wirken wollen, glaube ich ohne allen Beweis behaupten zu können, obgleich Reinhard in seinem Versuche über den Plan Jesu diesem doppelten Beweise nicht weniger als achtzig Seiten gewidmet hat, da sowohl seine eigene Handlungsweise als seine bestimmtesten Aufträge an die Apostel unzweifelhaft darthun, daß er seinen großen Zweck blos auf dem Wege eines geistig-sittlichen Wirkens und mittelst vernünftiger Ueberzeugung und innerer Besserung habe erreichen wollen. Wie er selbst vor aller Welt redete, und allzeit in den Synagogen oder im Tempel vor den versammelten Juden lehrte, heimlich aber und im Verborgenen nichts redete, Joh. 18, 20.; — so trug er auch seinen Boten auf in alle Welt auszugehen und vor allen Völkern zu predigen, Marc. 16, 15. Matth. 28, 19.; wie er selbst alle Wahrheit und Tugend, die er lehrte, lebendig in seiner Person und seinem Thun darstellte, so befahl er auch ihnen, ihr Licht vor den Menschen leuchten zu lassen, damit diese ihre guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen möchten, Matth. 5, 16.; wie er selbst den Glauben an seine göttliche Sendung mit Zeichen und Wundern unterstützte, so verlieh er auch ihnen dieselbe Gewalt zu demselben Zwecke, Matth. 10, 1. Marc. 16, 17. 20.; wie endlich in ihm der Vater wohnte und durch ihn wirkte, Joh. 14, 10., so verhieß er auch ihnen seinen und des Vaters Geist, der sie selbst unterweisen und leiten, aus ihnen reden, die Welt überzeugen, die ganze Gesellschaft der Glaubenden durchdringen und zusammenhalten sollte, Joh. 14, 16. 26. 15, 26. 16, 7—14. 17, 20. 21.; vergl. Apostg. 1, 4. 5. 8. Matth. 10, 19. Marc. 13, 11. — Wenn wir nun diese Mittel, durch welche Christus selbst für seinen Zweck wirkte, und seinen Aposteln für denselben zu wirken befahl, der innern Beschaffenheit desselben, der geistigen, religiösen und

sittlichen Restauration der Menschheit ganz angemessen, und der Person des göttlichen Restaurators würdig finden, so stellen sich doch in dem Verhältniß dieser Mittel zu dem Umfang und der Ausdehnung des Zweckes Schwierigkeiten und Hindernisse heraus, welche vor unserer Beurtheilung nur verschwinden, wenn wir dem göttlichen Selbstbewußtseyn Christi sein volles Recht angedeihen lassen, ihm vollen Glauben schenken. Sein auf alle Völker, auf die ganze Menschheit berechnetes Unternehmen konnte schon um dieser Ausdehnung willen nur langsam im Raume und der Zeit fortschreiten; es mußte gleich im Anfange seiner Bewegung einen Anstoß finden an dem ungünstigen Vorurtheile der gebildeten Völker gegen das jüdische, von welchem dem Scheine nach das Unternehmen ausging; noch viel bedeutender und hartnäckiger mußte der Widerstand seyn, den es im Innersten der Menschen, wie sie damals waren, an ihren eingewurzelten Irrthümern, Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften zu erwarten hatte, da es auf nichts geringeres ausging, als eben dieses Innere geistig und sittlich umzuschaffen; und dieser Widerstand gewann an Stärke noch dadurch, daß es nicht blos die Individualität der Einzelnen als solcher, sondern der Geist der Gesellschaft, die Institutionen der Völker, ihre Religion, Sitten und Gesetze waren, welche das Christenthum verbessern oder gänzlich umschaffen sollte; und dieser Widerstand mußte sich immer wieder erneuern und in veränderter Form erneuern, wie dasselbe in seiner räumlichen und zeitlichen Ausbreitung von einem Volke zum andern fortschritt. Dies ist das Weitaussehende, Verwickelte, in seinen Hindernissen kaum zu Berechnende im Unternehmen Christi. Und in welchem Zustande ließ, oder nach dem sinnlichen Scheine, verließ er es bei seinem Tode? Welchen Händen übergab er es da? Ausgesprochen hatte er es, bestimmt genug, und mit der größten Standhaftigkeit behauptet, aber seine Bemühungen sein eigenes Volk für dasselbe zu gewinnen, obwohl von der größten Weisheit und Liebe, von Zeichen und Wundern aller Art unterstützt, waren größtentheils ohne Erfolg geblieben, ein kleines Häuflein von ungefähr hundert und zwanzig Personen — Apostg. 1, 15. — hielt sich nach seinem Hingange noch zu ihm. Und einer

Elite von eilf Männern in diesem Häuflein hatte er jenes große und schwere Werk in die Hände gelegt, wie es der Vater in die seinigen gelegt hatte, Joh. 20, 21.; frommen Männern ohne Zweifel, und nach der Begeisterung von Oben voll Eifers für seine Sache, aber ohne alle andere Wissenschaft, Kunst und Gewandtheit, außer was sie an ihm gesehen und von ihm gehört hatten, Männern, welche die Welt so wenig kannten, als die Welt sie kannte.

Laßt uns nun sehen, welche Schlüsse auf die Person Christi aus diesem seinem Werke und den Anstalten zu demselben zu ziehen wir berechtigt und genöthigt sind.

§. 74.

Fortsetzung.

1) Betrachten wir zuerst das Werk Christi nach seiner Beschaffenheit und seinem Inhalte, so ist klar, daß kein besonnener, weiser, sich selbst und seine Kräfte nicht überschätzender Mann einen solchen Plan auch nur im Gedanken fassen konnte, ohne von Gott damit beauftragt, und dieses Auftrags durch die innigste Ueberzeugung gewiß zu seyn. — Schon die Stiftung einer neuen Religion, welche an Fülle und Reinheit der Ideen über alle älteren Religionen so erhaben ist, setzt von Seite ihres Stifters den vertrautesten Verkehr mit der Gottheit voraus, und Christus steht in allen Beziehungen über den bekannten Stiftern der alten Religionen, selbst über Moses, der, wiewohl von Gott gesandt, doch nur gleich jenen eine Religion für sein Volk, nicht aber für die ganze Menschheit gründete, und zu dem Letzteren auch nicht beauftragt war. Christus setzt mit seiner Religionsstiftung eine allgemeine geistige Wiedergeburt und Umschaffung der Menschheit und zwar in der Weise in Verbindung, daß beide zwar mit einander beginnen und fortschreiten sollen, aber wie die erste als eine sichtbare Thatsache an seine sichtbare Persönlichkeit geknüpft ist, so die andere als eine übersinnliche Thatsache von einem andern ebenfalls göttlichen aber übersinnlichen Prinzip, dem heiligen und heiligenden Geiste ein-

geleitet und bewirkt wird; diesen Geist, der aus Gott kommt und auf die Bitte des Sohnes gegeben wird, hat er seinen ersten Jüngern und allen, die durch ihr Wort an ihn glauben würden, verheißen, daß er bei ihnen bleiben und in der gläubigen Menschheit fortwirken soll zu ihrer allmäligen Umwandlung und zur Vollendung des Werkes Christi. Wer kann einen solchen Plan hegen und aussprechen, wer kann solche Verheißungen machen, und mit der größten Zuversicht machen ohne die genaueste Gewißheit seiner Sache, und wie kann er sie haben, wenn er nicht mit den Geheimnissen und Vorherbestimmungen der Gottheit vertraut, ja Theilnehmer derselben ist? — Zu demselben Schlusse gelangen wir bei dem dritten Moment im Plan und Werke Christi, der allgemeinen Sündenvergebung; auch hier sind wir genöthigt zu fragen: wer kann sagen, daß er die Macht habe den Menschen auf Erde ihre Sünden zu vergeben, wer kann behaupten, daß er dazu vom Himmel auf die Erde herabgekommen sey, noch mehr, wer kann andere beauftragen Vergebung der Sünden in seinem Namen unter allen Völkern zu verkünden, wer kann dieß alles, ohne den speciellsten Auftrag hiezu von Gott selbst, dem alleinigen Sündenvergeber zu haben, und dieser göttlichen Vollmacht gewiß zu seyn? Endlich, was die Summe alles Außerordentlichen und Einzigen im Werke Christi ist, wer kann ein Reich Gottes, das im Anzuge sey, nicht nur ankündigen, sondern sich auch zum Gründer und sichtbaren Herrn desselben constituiren, erklären, daß ihm in diesem Reiche alle Gewalt gegeben sey über Himmel und Erde, folglich sich selbst an die Stelle Gottes setzen, wer kann diese wahrhaft göttliche Macht und Herrschaft sich beilegen, ohne selbst Gott zu seyn?

2) Zu diesem Resultate führt uns die dialektische Entwickelung des Planes Christi nach seinem Inhalt und seiner Beschaffenheit, zu dem gleichen führt uns aber auch die tiefere Erwägung des Umfangs und der Ausdehnung desselben. — Ein Unternehmen berechnet auf alle Völker der Erde und auf alle Zeiten, wie langsam mußte sein Fortschritt schon um deßwillen, wie vielen Unterbrechungen und Wechselfällen mußte er ausgesetzt seyn von Seite der nationalen Verschiedenheit der Völker selbst, durch

die Ungleichheit in Ansehung ihrer Cultur, ihrer Religion und Sitten, und der daher rührenden Empfänglichkeit, durch die Unermeßlichkeit der Räume und die vielfache Erschwerung der Wege und Mittel der Communication, durch die natürlichen und klimatischen Hindernisse? Und hiezu die reinsittliche und reinmenschliche Beschaffenheit des Unternehmens, welches alle materiellen, volksthümlichen und politischen Interessen von sich ausschließend, wie es dadurch zwar manche Conflicte umging, so doch wieder in manche andere gerathen mußte, und überdies vieler Anknüpfungspunkte an die sinnliche Natur des Menschen und der Völker entbehrte. Ein solches Unternehmen wagt kein denkender und berechnender Mensch, wenn es nicht ihm von Gott aufgetragen, und er des göttlichen Rathschlusses in Ansehung der Durchführung desselben gewiß ist; erklärt er sich aber darüber mit einer solchen Sicherheit und Kenntniß der Zukunft, wie wir es von Christus zeigen werden, so ist dies ein Beweis, daß ihm nicht nur die Kenntniß des göttlichen Willens, sondern auch die Kenntniß der ganzen Weltgeschichte und ihrer künftigen Entwickelungen beiwohnt.

3) Sehen wir auf die Mittel und Wege, mit welchen und auf welchen er sein Werk von dieser Beschaffenheit und Ausdehnung ausführen wollte, so waren sie zwar dem Zwecke des Unternehmens ganz angemessen, Gottes und seines Gesandten ganz würdig; bringen wir aber zugleich das Unscheinbare des Anfangs, den Zustand, in welchem er sein Werk in die Hände seiner Jünger legte, das Weitaussehende und Verwickelte seines Fortgangs, die Hindernisse, Stillstände und Wechselfälle, denen dieser Fortgang ausgesetzt war, mit in Rechnung, so erscheinen uns die von ihm getroffenen Anstalten, bei all ihrer Zweckmäßigkeit und Ehrwürdigkeit an sich, zur Erreichung des Zweckes doch nicht hinreichend und sicher, insofern sie nämlich in menschliche Hände gelegt wurden, von einer Hand in die andere übergehen, und so von Menschen der verschiedensten Art, Zeiten und Völker gepflegt und fortgeführt werden sollten. Nur unter einer Voraussetzung stellt sich unser Urtheil über die Zulänglichkeit jener Mittel und ihren beabsichtigten Erfolg anders, nämlich unter der Voraussetzung jenes höheren Beistandes unsichtbarer göttlicher Kräfte,

auf welchen Christus auch hingewiesen, welchen er seinen Aposteln auf das Feierlichste verheißen, und im Vertrauen auf denselben Muth und Standhaftigkeit eingesprochen hat; nur durch eine solche göttliche Mitwirkung, und zwar durch eine fortdauernde, sich über alle Zeiten erstreckende Mitwirkung konnte jenen Anstalten und ihren menschlichen Werkzeugen der beabsichtigte Erfolg gesichert, und alle entgegenstehende Hemmungen und Hindernisse überwunden werden. Aber da begegnet uns wieder die alte Frage: wie konnte er dieses nothwendigen, fortdauernden, allwirksamen Beistandes gewiß seyn, und ihn mit der größten Zuversicht den Seinigen verheißen, wenn er nicht die Rathschlüsse Gottes und seine Sendung zu ihrer Ausführung auf das genaueste gekannt, und beides ebenso gekannt hätte, wie er alle die Hindernisse, die sein Unternehmen finden würde, sehr wohl kannte, und sie in gleicher Weise wie den göttlichen Beistand den Aposteln vorher verkündigte?

4) Ziehen wir aus allen diesen Schlüssen das endliche Resultat, so ist es dieses: von welcher Seite wir immer den Plan und das Werk Christi betrachten, so wird es uns nur begreiflich und erklärbar aus seinem göttlichen Selbstbewußtseyn, wie wir es §. 63—66. dargestellt haben. Der Inhalt dieses Selbstbewußtseyns erklärt es uns, wie Christus dieses seiner Beschaffenheit nach übermenschliche, seinem Umfang und seiner Ausdehnung nach unermeßliche Werk habe unternehmen, und trotz des Unscheinbaren der Mittel, die er dazu wählte, und der unendlichen Schwierigkeiten und Hindernisse, die er recht gut voraus erkannte, doch den Erfolg desselben mit der Sicherheit voraus verkünden konnte, womit er es gethan hat. Erkennen wir den Inhalt dieses Selbstbewußtseyns als wahr an, und nehmen wir ihn in der That für denjenigen, als welchen er sich in seinen Aussagen über sich selbst erklärte, so steht sein Werk mit seiner Persönlichkeit im schönsten Einklange, und die Fragen, die wir uns bei jenem überall aufwerfen mußten, finden in dieser ihre natürliche Lösung; erkennen wir aber die Wahrheit dieses Selbstbewußtseyns nicht an, dann bleibt uns nur das andere Glied der Alternative, nämlich Christus mit seinem Werke nicht blos für

einen Schwärmer, sondern für den größten und anmaßendsten Schwärmer aller Zeiten zu halten, weil in der ganzen Geschichte Niemand ein Werk von dieser Art und diesem Umfang und auf diese Weise unternommen hat. Damit würden wir uns aber nicht blos mit allen historischen Erscheinungen seiner Persönlichkeit — §. 68—72., — sondern mit der Weltgeschichte überhaupt und der sie leitenden Providenz in Widerspruch versetzen, da diese in der ältern Geschichte alles auf diesen Christus vorbereitet, und das Vorbereitete in ihm erfüllt hat; in der neuern aber nicht aufgehört hat, seine Weissagungen über sein eigenes Werk in Erfüllung zu bringen.

§. 75.

Der Beweis aus den Weissagungen.

Im dritten Hauptstücke haben wir nachgewiesen, daß im Christenthum als der vollendeten Offenbarung und Gottesanstalt der Menschheit gegeben worden, was ihr bis dahin fehlte, aber durch die Zustände der alten Welt und deren Entwickelungen auf verschiedene Weise vorbereitet und vorgedeutet war; hier haben wir nun dasselbe von der Person Christi zu zeigen, nämlich, daß seine Person der Mittelpunkt ist, an welchen sich alle ältern Vorbereitungen und Vordeutungen anschlossen, und in welchem sie ihre Erfüllung fanden. Da nun aber die gesammte religiöse Entwickelung der alten Welt, somit auch jene Vorbereitungen und Vordeutungen wesentlich auf zwei verschiedenen Wegen, dem Heidenthum und Judenthum vor sich gegangen, so haben wir zu zeigen: —

daß in Christus und seiner Person erschienen und erfüllt ist, was die Orakel der jüdischen Propheten von dem Messias und den messianischen Zuständen enthielten;

daß in ihm aber auch erschienen und erfüllt ist, wornach die Bessern unter den Heiden sich gesehnt; oder Christus zugleich der Messias und die Erwartung der Völker.

1) Was nun den ersten Punkt betrifft, so wissen wir, daß Christus mit der Erklärung auftrat, in ihm seyen die alten Weissagungen erfüllt, und er der Messias, der kommen soll; daß

er diese Erklärung während der ganzen Zeit seines öffentlichen Lehrens und Wirkens aufrecht hielt, und in seinen Lehrvorträgen die Stellen des alten Testaments auf sich bezog. Zum Belege wollen wir nur die Hauptmomente ausheben. Mit dieser Erklärung begann er zuerst in seinem Wohnorte Nazareth, Luc. 4, 16—28.; sowie an andern Orten, wohin er sich immer wendete, Matth. 4, 13—17. Marc. 1, 14. 15. Joh. 1, 45—50. 4, 25. 26.; mit derselben entließ er die Jünger des Täufers, welche dieser ihn zu fragen abgeordnet hatte, Matth. 11, 2—6.; dieselbe wiederholte er öfter vor seinen eigenen Jüngern mit Feierlichkeit, am feierlichsten aber ehe er sie mit seinen bevorstehenden Schicksalen bekannt machte, Matth. 16, 13—21.; auf derselben bestand er zu Jerusalem vor einer großen Volksmenge in einer Weise, daß sie ihn darüber als über eine Gotteslästerung steinigen wollten, Joh. 10, 24—39.; auf ihr bestand er endlich im entscheidendsten Momente seines Lebens vor Gericht, beschworen von dem Hohenpriester bei dem lebendigen Gott, und im Angesichte des Urtheiles, das ihn treffen würde, Matth. 26, 63. 64.; sie besiegelte er mit seinem Tode. — Da wir also sehen, welchen hohen Werth Christus auf seine Messiaswürde setzte, und nach der Entwickelung der göttlichen Offenbarungen und vor seinem Volke setzen mußte, so haben wir nun zum Behufe unserer Beweisführung die Hauptzüge in den prophetischen Schilderungen des Messias und der messianischen Zustände an die historische Persönlichkeit und das Werk Christi zu halten, um in dieser Zusammenstellung das Eintreffen und Zutreffen des Vorgebildeten mit dem Erschienenen nachzuweisen.

2) Beginnen wir mit der eigenthümlichen Persönlichkeit des Messias. Nach den Schilderungen der Propheten ist er Sohn und Liebling Gottes, — Prophet, — Hoherpriester und König §. 49.; dieß alles ist Christus, in allen diesen Eigenschaften hat er sich bewährt auf eine Weise, die ihn über seine alttestamentlichen Vorbilder erhebt. Christus ist Sohn Gottes; der Eingeborne und Vielgeliebte des Vaters, sein sichtbares Ebenbild, sein Repräsentant auf Erden; dafür hat er sich selbst erklärt, diese seine persönliche Würde hat er standhaft behauptet,

zum Erweise derselben gelehrt und gewirkt, und wir haben (§. 68 — bis daher) gesehen, wie seine Lehre, sein Leben und sein Werk für seine Gottes=Sohnschaft Zeugniß geben. — Christus ist Prophet; dafür wurde er von seinen Zeitgenossen anerkannt, den Namen eines Propheten legte er sich selbst bei, Matth. 13, 57. Luc. 4, 24.; und er war es in einem höhern Sinn und in einem größern Umfang als die Propheten des alten Bundes, denn er war Gesandter und Organ Gottes nicht blos an sein Volk, sondern an die ganze Menschheit, Ausleger nicht nur und Wächter des alten Gesetzes, sondern Gründer eines neuen, nachdem er jenes durch Moses gegebene in seiner Person zur Erfüllung gebracht, Matth. 5, 17.; Rath und Leiter seines Volkes, wenn es ihn hätte hören wollen, nicht blos in vorübergehenden Drangsalen, sondern beim Hereinbrechen der letzten Tage, welche die Geschicke dieses Volkes für immer entschieden, Luc. 19, 41—44.; er war endlich Seher der Zukunft auch der fernsten mit einer Sicherheit des Blickes, welche, wie wir zeigen werden, die Entwickelung der Weltgeschichte auf das Glänzendste gerechtfertigt hat. — Christus ist Hoherpriester; dazu hatte ihn der Vater geweihet und in die Welt gesandt, Joh. 10, 36., und er selbst heiligte sich für die Menschheit, wie sein ganzes Leben beweiset, und er sich in seinem hohenpriesterlichen Gebet an den Vater rühmen durfte; ein Hoherpriester, der durch ein größeres und vollkommeneres Zelt als jene alten in das Allerheiligste einging, auch nicht das Blut von Böcken und Rindern, sondern sein eigenes darbrachte, und durch dieses sein Opfer nicht blos seine Nation auf ein Jahr, sondern die ganze Menschheit und für immer mit Gott versöhnte, Hebr. 9, 11—14. Matth. 26, 26—28. — Christus ist König; dazu war er vom Vater geordnet, Luc. 22, 29. 30.; darum verhehlte er es nicht selbst vor dem römischen Landpfleger, vor welchem es doch gefährlich war sich König zu nennen; freilich kein König in dem Sinne, wie die Juden einen erwarteten und auch der Römer es meinte, kein König, dessen Reich von dieser Welt ist mit irdischer Pracht und materieller Macht, sondern König eines geistigen Reiches, ein König der Wahrheit, der in die Welt gekommen, um die Wahr=

heit zu verbreiten, und durch sie über die Geister nnd in ihnen zu herrschen. Joh. 18, 33—37. Daß aber Christus ein solcher König wirklich war und noch ist, wer kann das läugnen, ohne die Geschichte und die Wirklichkeit zu läugnen? Hat nicht Christus mit seiner Wahrheit die ganze alte heidnische Welt überwunden, hat er nicht seinen Thron neben die Throne aller Völkerfürsten und Eroberer der folgenden Zeiten gesetzt, und hat nicht sein Thron manche dieser irdischen Throne überdauert, schreitet seine Herrschaft nicht noch jetzt vor unsern Augen in die entferntesten Welttheile und neu sich bildende Staaten fort? Ja! Christus ist König, und darum bin ich trotz mancher gegentheiligen, theils kleingläubig wehmüthigen, theils ungläubig übermüthigen Stimmen des festen Dafürhaltens, daß seiner Herrschaft kein Ende seyn wird. — So sehen wir, daß in dem historischen Christus sich alle Grundzüge und Eigenschaften des prophetischen vereinigt finden; finden sie sich aber in jenem in höherem Stil und größerer Vollkommenheit, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Propheten auf ihrem Standpunkt mehr die Bilder zukünftiger Dinge als die Dinge selbst, Hebr. 8, 5, und wie bei dem Scheine der Nachtlampe sahen, 2 Petr. 1, 19.; und daß es zu den Vorzügen Gottes gehört, mehr und größeres zu geben, als er verheißen [1]).

3) In Christus ist ferner erfüllt, was die Propheten von dem messianischen Reiche und dessen Zuständen geweissaget, so daß der historische Christus nicht blos nach seiner Person, sondern auch nach seinem Werke der verheißene Messias ist, vergl. §. 48. — Da die Grundlage der jüdischen Theokratie und des alten jüdischen Staates der Bund ist, welchen Jehova ursprünglich mit Abraham dem Stammvater, und später durch Moses mit dem Volke selbst geschlossen, so erscheint bei den Propheten als das erste der Werke des Messias die Aufhebung des alten unvollkommenen unwirksam gewordenen Bundes, und die Stiftung eines neuen und vollkommneren. Beides ist durch Christus vollzogen. Er hat jenen alten Bund auf eine Weise aufgehoben, daß die Aufhebung als eine im

1) Vergl. Band 1. §. 45.

Auftrage Gottes geschehene anerkannt werden muß; denn er hob ihn auf, oder vielmehr der Bund hob sich selbst auf, indem in Christus erfüllt ward, worauf der Bund abzielte, was er vorbedeuten und zubereiten sollte, aber seiner Natur gemäß nicht selbst bewirken und herbeiführen konnte, vollkommene Heiligkeit und Gerechtigkeit, Versöhnung und Gnade, Wahrheit und geistiges Leben. Christus ist aber auch der Stifter eines neuen Bundes, gegründet auf jene höheren Güter, Hebr. 8, 6. 12, 24., die uns erst durch ihn zu Theil geworden sind, Joh. 1, 18. Röm. 10, 4.; eines Bundes nicht mehr beschränkt auf ein Volk, sondern alle Völker umfassend, und sie unter sich und mit Gott einend und friedigend, Ephes. 2, 14—17.; durch welchen Bund erst die alte Verheißung an Abraham vom Segen über alle Völker ihre Erfüllung gefunden, Gal. 3, 14. — Mit dieser Bundesstiftung ist aber auch die Aufhebung des alten Opferdienstes und die Stiftung einer reineren und vollkommenern Verehrung Gottes verbunden, worin die Propheten eine der wesentlichen Bestimmungen des Messias gesetzt hatten. Mit dieser Bestimmung kündigte sich Christus der Samariterin als Messias an, da er zu ihr sprach: es kommt die Zeit, wo ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet; ja die Zeit ist da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden; und solche Anbeter sucht der Vater. Gott ist Geist, darum müssen seine Anbeter ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten Joh. 4, 21—24. Diese von Christus gestiftete reine und geistige Gottesverehrung ist mit seiner Religion die herrschende unter allen gebildeten Völkern geworden, die Juden aber, die ihr nicht beitreten wollten, sind seitdem durch Gottes gerechtes Verhängniß außer Stand gesetzt ihren sinnlichen Cult und materiellen Opferdienst fortzusetzen, zum klaren Beweise, daß in Christus der von den Propheten verkündete Reformator der Religion und des Cultus erschienen ist. — Als eine weitere, nicht minder wichtige Function des Messias bezeichneten die Propheten die allgemeine Entsündigung und Versöhnung der Menschen mit Gott, welche durch die materiellen Versöhnungsmittel der alten Welt nicht zu erreichen war, und doch

wegen des wachsenden sittlichen Verderbnisses der Völker ein immer dringenderes Bedürfniß wurde. Daß nun Christus diese allgemeine Entsündigung und Versöhnung für einen Hauptzweck seiner Sendung erklärt, ist von uns §. 66., und wodurch er sie bewirkt habe, und an jedem Einzelnen zu bewirken fortfahre, ist §. 74. gezeigt; welche Erfolge aber und welche Veränderungen die durch Christus bewirkte Erlösung und der Glaube an dieselbe in den Gemüthern der Menschen hervorgebracht, wie allgemein sie auf die Beruhigung und sittliche Kräftigung derselben gewirkt habe, wer könnte diese individuellen Seelenerfahrungen beschreiben? Aus der offenen Geschichte aber wissen wir, wie glücklich die Christen sind in Vergleichung mit den alten Heiden und ihrer Unzahl äußerlicher Sühnungsmittel, und den Heiden in Hindostan mit ihren unsäglichen Selbstpeinigungen. — Endlich finden wir auch das vierte Moment der messianischen Zustände, den Schluß und die Vollendung des Ganzen in dem historischen Christus erfüllt, nämlich die Ausgießung eines neuen Geistes über alle Menschen und die Gründung einer Herrschaft des Rechts, der Gerechtigkeit und des Friedens. Wir kennen die Verheißungen, welche Christus in Betreff jenes Geistes gethan, und die glänzende Art, wie er bald nach seinem Aufsteigen in den Himmel seine Verheißungen erfüllt hat. Dieser Geist Christi und des Vaters wurde nicht nur ausgegossen über die Apostel und die ersten Gläubigen, und wirkte in ihnen die Wunder, welche dem Christenthum seinen Eintritt in die Welt und seine erste Ausbreitung verschafften; er ist auch nach derselben Verheißung bei den Gläubigen geblieben, und wird noch bis auf diese Stunde allen denen zu Theil, die ihm auf sein Anklopfen ihre Herzen im Glauben an Jesus öffnen. Dieser Geist hat die christliche Welt durchdrungen, und ihr in der Geschichte ein Gepräge aufgedrückt, welches sie von der alten, sowohl jüdischen als heidnischen Welt in allen Beziehungen unterscheidet, und dadurch den sie leitenden Geist als einen neuen beurkundet. Dieser Geist, der seiner Natur nach ein heiliger und heiligmachender ist, macht durch sein Wirken die Kirche Christi zu einem Reiche Gottes, welches als ein Reich der Heiligkeit nothwendig auch ein

Reich des Rechts und der Gerechtigkeit ist; und wenn auch menschliche Schwäche oder Bosheit in den Individuen, wenn die Grundsätze einer verirrten Politik in den Lenkern der Gesellschaft, wenn eingewurzelte Eigenschaften und Gewohnheiten der Völker diesem Geiste vielfach widerstrebt haben und noch widerstreben, so können wir doch im Rückblick auf die vorchristlichen Zustände mit Zuversicht behaupten, daß sich das durch Christus und seinen Geist gegründete Reich als das messianische darstelle, und darum auch dieser Theil der prophetischen Weissagungen erfüllt sey.

4) Sehen wir endlich auf das, was die Propheten über die äußeren Lebensumstände des Messias geweissaget, vgl. §. 50.; so finden wir auch diese an dem historischen Christus, wenn auch dieses Zutreffen oder vielmehr der Beweis aus demselben für unsere Zeit nicht mehr die Wichtigkeit hat, die er bei dem Uebergang aus der alten Zeit in die neue haben mußte. — Daß unser Christus aus dem Stamme Davids, zu Bethlehem im Lande Juda, von einer Jungfrau geboren war, bezeugen uns die Verfasser der Evangelien, denen genealogische Register und andere Familiennachrichten zu Gebote standen. — Was die Propheten, besonders Jesaia und Sacharia von den Leiden des Messias vorhersagen, das finden wir in der Lebensgeschichte Christi in reichlichem Maße und oft so bestimmt erfüllt, daß viele Züge der prophetischen Schilderungen sich wörtlich auf die Schicksale Christi übertragen lassen, wie unsere Evangelisten selbst bemerken. — Nicht minder aber sehen wir den Stand der Erniedrigung in den Stand der Erhöhung übergegangen; wir begnügen uns in dieser Beziehung nur auf zwei Momente aufmerksam zu machen. Das Kreuz, in der alten Zeit überhaupt das Zeichen der Schmach wie das Werkzeug der Qual, an welchem die Feinde und Verfolger Christi beide in reichlichem Maße über ihn ausgossen, Marc. 15, 13. 14.; ist es nicht zum Zeichen der Ehre geworden, das auf unsern Thürmen, in unsern Tempeln und Häusern prangt, auf der Brust der Tapfern und Edlen glänzt, den Meisel unserer Bildner beschäftigt, und dessen sich mit dem Apostel — Gal. 6, 14. — jeder ächte Christ rühmet? Das Grab, welches die Juden mit Siegel und Wache wohl

verwahrt, und worin sie den verworfenen und getödteten Messias auf ewig verschlossen zu haben glaubten, ist es nicht der Triumph des Wiedererstandenen geworden, und seitdem die heilige Stätte geblieben, um welche die Gläubigen mit den Ungläubigen Jahrhunderte lang die blutigsten Kriege geführt, und nachdem sie die gewonnene durch Uneinigkeit und Eigennutz wieder verloren, doch nicht aufgehört haben dieselbe im ungläubigen Lande zu besuchen, die heilige Stätte, an welcher selbst diejenigen, welche sich bisher aus dem Kreuze wenig gemacht, sich jüngst einen Hort errichtet haben? — Ziehen wir endlich die Bestimmungen der Zeit hieher, auf welche hin die jüngsten Propheten die Ankunft des Messias geweissaget, so folgt auch hieraus, daß derselbe schon lang erschienen seyn muß, und die Zeit seiner Erscheinung mit der Erscheinung Christi zusammenfällt. Die siebenzig Wochen Daniels sind längstens abgelaufen, von welcher Epoche man auch ihren Anfang berechnen mag, und die große Katastrophe, die an das Ende derselben gesetzt wird, die gänzliche und bleibende Verwüstung ist bald nach dem Tode Christi eingetreten; der zweite Tempel, zu dessen Ausbau Haggai und Maleachi durch die tröstende Aussicht auf die nahe Ankunft des Messias ermunterten, von welchem auch der neue Bau den Glanz entlehnen sollte, den ihm Umfang und Pracht nicht wie dem ersten gab, ging in jener Verwüstung unter; und wenn die genannten Propheten Wahres verkündet, so kann ihr Wort nur in Christus erfüllt seyn, der in diesem Tempel gelehret, zugleich aber auch die reine, von keinem besondern Ort abhängige Gottesverehrung eingesetzt hat. — So sehen wir in Christus die messianischen Weissagungen nach allen Beziehungen erfüllt, und seine göttliche Sendung durch das Zeugniß der ältern Offenbarungen gerechtfertigt.

§. 76.

Fortsetzung des Beweises.

Christus die Erwartung der Völker.

1) Da Gott sich nach der Völkerscheidung nicht allen Völkern offenbaren (§. 13.), und darum die Offenbarung sich nur bei einem, dem auserwählten Volke fortsetzen konnte, so erhielten sie

auch für sich keine besondern Verheißungen; indem er sie aber ihrer eigenen Entwickelung überließ, blieben sie doch nicht außerhalb seiner väterlichen Fürsorge und Leitung, er schloß die ihnen geltende Verheißung in die Verheißungen an das auserwählte Volk ein, und machte die Erfüllung der ersten von der Erfüllung der andern abhängig; dieß ist der Grund, warum alle Offenbarungen und Verheißungen an das jüdische Volk außer den particularistisch-nationalen auch universalistische Elemente einschließen (§. 37.), und es scheint an diesem Orte angemessen zu zeigen, wie sich die Verheißung des Heiles auch für die Völker durch das ganze alte Testament herabzieht, und der national-jüdische Messias zugleich als Gegenstand der Erwartung der Völker bezeichnet wird. — Es ist gewiß merkwürdig, daß gleich am Anfange, wo die speciellen Verheißungen an den Stammvater des auserwählten Volkes beginnen, so oft diese wiederholt werden, stets auch der Antheil der Völker an denselben ausdrücklich erwähnt wird, Genes. 12, 3. 18, 18. 22, 18.; dasselbe geschieht in den Verheißungen an Isaak und Jakob, ebend. 26, 4. 28, 14.; und im Segen des letztern über seine Söhne ist diese Beziehung nicht vergessen, ebend. 49, 10. In der mosaischen Gesetzgebung, deren wesentlicher Zweck die Consolidation des erst mühsam geschaffenen Volkes in sich selbst, und darum die strengste Abscheidung desselben von andern Völkern war, konnte dieselbe Beziehung keinen Platz finden; aber in der eigentlich prophetischen Zeit, in der sich die Nothwendigkeit einer Verbindung und friedlichen Ausgleichung mit den benachbarten Völkern allgemein fühlbar machte, tritt sie wieder hervor, und schließt sich als wesentlichen Bestandtheil der Messiasidee an. In mehrern Psalmen ist schon von der Herrschaft desselben über die Völker, von ihrer Theilnahme an der Verehrung und dem Lobpreise Jehovas die Rede, Ps. 72, 11 f. 8, 11. 86, 9. 102, 23. 67, 4 ff. Ausführlicher verbreitet sich Jesaia über den Segen, der von der Wurzel Jesse auch über die Völker kommen soll, 11, 10. 42, 1—6. 49, 6. 7.; Jeremia sonst voll Drohungen gegen die Völker, kommt doch öfter auf die heitere Aussicht ihrer Bekehrung zurück, 3, 17. 4, 2. 16, 19.; und Haggai kündet die Zeit als nahe be-

vorstehend an, wann der Herr alle Völker bewegen, und der kommen werde, nach welchem sich alle Heiden sehnen, 2, 8.

2) Von diesen bei einem in sich abgeschlossenen Volke niedergelegten Verheißungen konnten natürlich die Heiden nichts wissen, aber Gott sorgte dafür, daß sie davon erfahren konnten, wenigstens diejenigen, die darauf einen Werth legten, und die Bringer dieser Kunde mußten die Juden seyn. Nachdem nämlich Gott dieses Volk durch sein Gesetz auf das Schärfste von andern Völkern abgeschieden, und es wiewohl nicht ohne häufiges Widerstreben lang in dieser Abscheidung erhalten hatte, änderte er scheinbar seinen Erziehungsplan, und schickte es selbst unter die Völker, wie etwa auch wir unsere Lehrlinge am Ende der Lehrzeit in die Fremde schicken, theils damit es von ihnen, theils aber auch damit sie von ihm lernen möchten; dieß that Gott zu einer Zeit, als seine Erziehung schon ihre Früchte getragen, und unter seinem Volke den größten Theil der uns noch erhaltenen hebräischen Schriftwerke, die prophetischen miteingeschlossen, hervorgerufen hatte. Dadurch war einerseits dem Untergang oder Uebergang jüdischer Ideen und Sitten in die der fremden Völker vorgebeugt, wie wir denn in geschichtlicher Beziehung die merkwürdige Wahrnehmung machen, daß die Juden erst im Exil zu jener festen, allen Verlockungen und Verfolgungen trotzenden Anhänglichkeit an ihre väterlichen Institutionen gelangt sind; auf der andern Seite war aber dadurch auch den fremden Völkern die Gelegenheit und das Mittel gegeben sich mit den religösen Ideen der Juden überhaupt, und mit den messianischen Verheißungen im Besondern bekannt zu machen. — Die erste große Wanderschaft war bekanntlich die in die Länder des Orients, als Salmanassar nach der Eroberung von Samaria 730 v. Chr. die zehn Stämme nach Assyrien abführte, und 120 Jahre später Nebukadnezar dem Stamme Juda das gleiche Schicksal bereitete. Während des Exils bildeten sich in Syrien, Mesopotamien, Chaldäa, Medien u. s. w. jüdische Colonien, welche auch nach erhaltener Freiheit nicht mehr in das Mutterland zurückkehrten, und viele Jahrhunderte (vergl. Apostg. 2, 9.), zum Theile bis jetzt bestanden haben. Die zweite große Wanderung ging westlich

nach Aegypten; schon nach Alexanders d. Gr. Tode führte Ptolemäus Lagi viele Tausend Juden gefangen dahin, welche in Alexandria, Cyrene und an andern Orten Gemeinden bildeten, und durch nachfolgende Auswanderungen besonders während der Bedrückungen Palästinas durch die Könige von Syrien sich noch vermehrten (vergl. 1 Marc. 1 f.). Endlich nachdem Palästina in Berührung und Abhängigkeit von den Römern gekommen war, bildeten sich auch in Griechenland und Italien bedeutende Niederlassungen von Juden; und so ersehen wir, wie Gott während eines Zeitraums von mehr als 700 Jahren durch die theilweise Zerstreuung der Juden in der alten cultivirten Welt den Heiden Gelegenheit verschaffte, von den reinern Religionsbegriffen der Ersten und den Verheißungen des Heils für alle Völker Kenntniß zu erhalten; zugleich sehen wir aber auch, daß die bekannte Behauptung der christlichen Apologeten in den ersten Jahrhunderten, daß nämlich die Heiden, besonders die Philosophen, was sie an bessern Religionsbegriffen besaßen, von den Juden und ihren heiligen Büchern gelernt hätten, sich historisch recht gut motiviren läßt; wenigstens wissen wir aus dem Zeugniß zweier römischer Geschichtschreiber (s. §. 36.), daß die Weissagungen vom messianischen Reiche zur Zeit Christi durch den ganzen Orient gedrungen waren, wenn sich auch die Heiden dieses Reich nach ihrer sinnlichen Weise deuteten. Deuteten es ja die Juden selbst nicht anders!

3) Wenn es nun nicht geläugnet werden kann, daß mancher Heide auf diesem Wege zur Kenntniß der göttlichen Offenbarungen gelangen, und hiedurch zu der Erwartung eines von Judäa ausgehenden Heiles geführt werden konnte, so hatte doch Gott den Heiden außerdem noch einen besondern Weg zu demselben Ziele bereitet. Wie nämlich die menschliche so hat auch die göttliche Pädagogik zwei Hauptmittel der Erziehung, den Glauben — an die Lehren und Leitung des Erziehers, und — die eigene Erfahrung; jenen als das direkt zum Ziele führende Mittel, diese wo das erste nicht anschlagen will. Des ersten bediente sich Gott bei dem auserwählten Volke von Abraham angefangen, der durch seinen Glauben gerecht ward, bis auf seinen

großen Nachkommen, der da ist Christus, Gal. 3, 6—16.; des andern bediente er sich bei den übrigen Völkern, er ließ sie ihre eigenen Wege wandeln Apostg. 14, 15., und durch Erfahrung weise werden. Die Wege der Völker verliefen sich nun allerdings in Irrthum und Sünde, und ihre Frucht ist für das Auge lieblich anzuschauen und für den Gaumen voll Süßigkeit, aber die Wirkungen ihres Genusses sind bitter und werden mit der Fortsetzung desselben immer bitterer. So bitter aber die Empfindung dieser Folgen ist, so wird sie doch bei denen, welche nachdenken können und wollen, das Mittel durch eigene Erfahrung weise zu werden; sie lernen dadurch die Quelle aller ihrer Uebel kennen, sie suchen sie in sich selbst zu verschließen, soviel sie können, sie sehen sich um Rath und Hilfe bei andern um. Wir haben bereits §. 36. gezeigt, wie im Heidenthume das freie Walten des Irrthums, dem keine fortlaufende Offenbarung Einhalt that, wie das freie Walten der Sünde, die durch ein positiv göttliches Gesetz gar nicht, durch die menschlichen Gesetze aber nur schlecht in Schranken gehalten wurde, sich ein steigendes sittliches Verderben entwickelte, welchem die Bessern unter den Griechen durch die Mysterien und die Philosophie entgegenzuwirken suchten; wie aber diese blos menschlichen Heilmittel, welche bald selbst verdarben, den weitern Fortschritt des Verderbens nicht aufhalten konnten, und das Gefühl des Mißbehagens darüber, das Bewußtseyn der Rettungslosigkeit durch menschliche Anstalten die Sehnsucht nach göttlicher Hilfe erzeugte, welche auch nicht ermangelte sich durch eigene Organe auszusprechen. Diese Organe, die Bessern unter den Philosophen und Dichtern, sind die Propheten der Heiden, wofür auch die christlichen Väter, namentlich Justinus, Clemens von Alexandria und Augustinus sie erkennen; sie wurden es durch keine Inspiration nach Art der jüdischen Propheteu, wovon wir wenigstens nichts wissen, sie wurden es durch das tiefe Gefühl der auf der Menschheit lastenden Noth, durch das klare Bewußtseyn, daß es damit anders werden müsse; und durch die lebendige Ueberzeugung, daß es nur durch göttliche Hilfe anders werden könne. Auf diese göttliche Hilfe, das Heil aus Gott, stand fortan ihre Erwartung, wenn sie auch die

Person des zu Erwartenden sich nicht klar zu machen vermochten; diese Erwartung theilte sich von ihnen aus auch andern redlichen Gemüthern mit, und so fand das in Christus erscheinende Heil auch auf dieser Seite einen zubereiteten Boden, und Christus selbst Erwartungen, die er zu erfüllen hatte.

4) Und er erfüllte sie. — Wenn er auch den Verheissungen gemäß sich selbst zunächst an das auserwählte Volk wandte, und auch seinen Aposteln auftrug dasselbe zu thun, Matth. 10, 5. 6.; so ließ er doch seine Absicht auch die Heidenvölker zum Reiche Gottes zu berufen, frühzeitig laut werden, wie er auch bei vorkommenden Gelegenheiten den Heiden seine Hülfe nicht versagte, Matth. 8, 11—13. 15, 23—28. Jenes aber that er vorzüglich in den Parabeln, in welchen er die Verwerfung der ursprünglich Berufenen und die Berufung der bisher fern Gestandenen voraus ankündete (vergl. §. 73.). Diese Voraussagung verwirklichte er, als er nach Vollendung seines Auftrags an seine Nation seine Apostel in die ganze Welt aussandte, das Evangelium allen Völkern zu predigen. Die Apostel selbst aber, in die Fußtapfen ihres Herrn tretend, wandten sich zuerst gleichfalls an die Juden, Apostelgesch. Kap. 2—9., ohne übrigens die Heiden auszuschließen, ebend. 10—13.; als sie aber überall nur Widerspruch und Verfolgung ärnteten, sprachen sie ganz im Geist und nach dem Auftrage ihres Herrn: euch mußten wir zuerst das Wort Gottes verkündigen; weil ihr es aber von euch stoßet, und euch selbst des ewigen Lebens unwerth achtet, sehet, so wenden wir uns zu den Heiden. Denn also hat uns der Herr geboten, der da spricht: ich habe dich den Heiden gesetzt zu einem Lichte, damit du Heil verbreitest bis an die Gränzen der Erde; Apostelg. 13, 46. 47. — Und dieß prophetische Wort ist in Erfüllung gegangen. Die Heiden freuten sich dieser Botschaft, priesen das Wort des Herrn, und glaubten, so viel ihrer zum ewigen Leben bestimmt waren — schon damals, und seitdem in ununterbrochenem Fortschritte; die Sehnsucht und Erwartung der Völker ist durch Christus erfüllt, und der Segen aus Abraham durch ihn in reichlichem Maße über die ganze Menschheit gekommen.

§. 77.

Der Beweis aus den eigenen Weissagungen.

Wenn wir im Bisherigen Christus als den Gegenstand der alten Prophezeiungen betrachtet haben, so führt uns sowohl dieß selbst als der Zusammenhang der Weissagung mit der Religionsstiftung (B. 1. §. 45.) zu den Weissagungen Christi selbst; denn wie die alte Offenbarung ihre Zukunft hatte, so hat auch die christliche an ihrem Anfangspunkte gedacht die ihrige, und wie daher jene ihre Propheten hatte, so muß auch diese die ihrigen haben, vor allen aber mußte ihr Urheber Christus selbst Prophet im eigentlichen Sinne des Wortes seyn. Seine eigenen Weissagungen haben daher ihren nothwendigen Ort unter den Beweisen für die Göttlichkeit seiner Person und Sendung.

1) Daß nun Christus der sicherste Blick in die Zukunft, auch in die entfernteste, verwickeltste, dem menschlichen Auge schlechthin nicht zu erspähende Zukunft beigewohnt habe, beweisen seine Vorhersagungen derselben und ihr Erfolg. Als Vorläufer dieser Beweise und gleichsam als eine Weissagung auf die Weissagungen mag hier stehen, was die Evangelisten von seiner tiefen Kenntniß der verborgenen Gegenwart uns berichten. Wir wollen in dieser Beziehung nicht das größte Gewicht darauf legen, daß er die Gedanken und Anschläge seiner Feinde so genau kannte, daß er wußte, was sie bei sich sprachen, Matth. 9, 4. 12, 25. Luc. 5, 21. 22. Joh. 2, 24. 25.; oder unter einander beriethen, Matth. 12, 14. 15. 22, 15—18. Joh. 11, 47.; denn sie hatten ja oft genug sich selbst verrathen, und er konnte somit von Einem auf das Andere schließen. Wenn er aber die Gedanken einer schlichten redlichen Seele, eines ächten Israeliten ohne Falsch, den er noch nie gesehen, so genau wußte, daß er ihm sogar den Ort bezeichnen konnte, wo er sie gedacht, Joh. 1, 48—50.; wenn ihm die Liebeshändel eines leichtsinnigen Weibes in Samaria, die doch von solchen Personen selbst nicht Jedermanns Augen blosgestellt werden, auf das genaueste bekannt waren, ebend. 4, 17. 18.; wenn er ein andersmal, als die Pharisäer ein im Ehebruche ertapptes Weib vor seinen Richterstuhl brachten, etwas in den Staub schrieb, was

die Evangelisten zwar nicht angeben, aber nach dem Erfolge, den es bei den Anklägern hatte, nichts anderes enthalten haben kann als eine Andeutung ihrer geheimen Sünden, ebend. 8, 6 ff.; wenn er den Verrath des Judas, von welchem doch die übrigen Jünger nichts ahneten, voraus wußte, ebend. 13, 21.; wenn er dem Petrus voraussagte, daß er in der nächsten Nacht ihn dreimal verläugnen werde, und dieß in einem Augenblicke sagte, wo der sonst so beherzte Jünger von einem solchen Gedanken weit entfernt, gewiß mit voller Aufrichtigkeit betheuerte, eher mit ihm sterben zu wollen, wie denn der weitere Verlauf deutlich zeigt, daß rein zufällige Ueberraschungen den Apostel zu dieser Schwäche hingerissen, Matth. 26, 34. 35 ff.; wenn wir in diesen Thatsachen sehen, daß Christus nicht blos das Innerste der Menschen durchschaute, sondern auch faktische Verhältnisse der Vergangenheit und Zukunft wußte, die jeder andere an seiner Stelle unmöglich wissen konnte, und zu deren Entdeckung keine Menschenkenntniß und Physiognomik hinreicht, so müssen wir in dieser tiefen Kenntniß des Geheimen und Verborgenen eine höhere Intelligenz und die Befähigung zur Weissagung erkennen.

2) Unter den Erklärungen Christi über die Zukunft ist Mehreres, was wir lieber Voraussagung als Weissagung nennen möchten, theils weil es sich auf die nächste Zukunft bezieht, theils weil es in der Gegenwart schon zubereitet wurde. Dahin gehört die Voraussagung seiner eigenen Schicksale: Matth. 16, 21. 20, 18 ff. Marc. 10, 32—35. Luc. 9, 44. Joh. 10, 17. 18.; so wie der Schicksale seiner Apostel: Matth. 10, 17 ff. 24, 9. Marc. 13, 9. Luc. 21, 12 f. Neben dem Beifalle, den seine Lehre und Thaten bei dem bessern Theile des Volkes fanden, hatte sich bald nach seinem Auftreten unter den Volksführern und Pharisäern eine mächtige Partei gegen ihn gebildet, deren Neid, Haß und Verfolgungssucht mit jedem Tage zunahm, und am Ende einen gewaltsamen Ausbruch nehmen mußte; von Seite des Volks aber, das ihm noch immer anhing, stellte es sich immer mehr heraus, daß es den Geist und die Richtung seines Unternehmens ebensowenig als die Erhabenheit seiner Person begriff, und er auf keine Unterstützung bei dem-

selben rechnen könne, wenn einmal die Wuth seiner mächtigen Feinde losbrach; unter diesem doppelten Gesichtspunkte konnte er daher für sich selbst nur Verfolgungen und Leiden, ja den Tod selbst voraussehen, und es war natürlich, daß das gleiche Loos seine Apostel treffen mußte. Und von allem menschlichen Calcül abgesehen, war er ja schon mit der Bestimmung und dem Vorsatze in die Welt gekommen, für das Heil der Menschen sein Leben dahin zu geben, wie er gleich am Anfange und im Fortgange erklärt hatte, Joh. 3, 16. 10, 11. 18. — Auch mehreres von dem, was er in Betreff der Schicksale seiner Nation voraussagte, lag dem Blicke eines ruhigen Beobachters und scharfsichtigen Beurtheilers so nahe, daß gerade keine prophetische Gabe erfordert wurde, um sagen zu können, was kommen werde. Der jüdische Staat erhob sich nach dem Exil nie mehr zur früheren Consistenz und Bedeutung, die Uneinigkeit in der letzten einheimischen Königsfamilie rief wiederholtermalen die Römer herbei, die am Ende den Idumäer Herodes auf den Thron setzten, dessen Grausamkeit und Erpressungen Unzufriedenheit und Verschwörungen hervorriefen. Auf seinen Tod folgte die Theilung unter den Söhnen, bald wurde der Hauptheil Judäa mit Jerusalem kaiserliches Kammergut, und von dieser Zeit an, wo die Juden die Römer nicht mehr als ihre Beschützer in der Ferne erblickten, sondern als ihre Herren in der Nähe, ja in ihrer Hauptstadt nicht nur sahen, sondern auch fühlten, entwickelte sich jener Haß gegen das römische Joch, der in unserer evangelischen Geschichte an mehreren Orten sichtbar wird, und schon zur Zeit Christi partielle Verschwörungen bewirkte, welche blutig gerochen wurden, Luc. 13, 1 ff. Dieser Haß mußte immer mehr gesteigert werden und wiederholte Aufstände hervorrufen, die auch bald nach dem Tode Christi ausbrachen, deren Ende nach der einfachsten Berechnung kein anderes seyn konnte, als die völlige Vernichtung jenes Schattens von Selbstständigkeit und die gänzliche Unterjochung der Juden.

3) Indem wir nun von diesen Bemerkungen zu demjenigen Theile der Vorherverkündigungen übergehen, welche den Charakter unzweifelhafter Weissagungen tragen, knüpfen wir

sogleich an das Vorige an, und sagen: unter eben jenem von Christus über die Schicksale seiner Nation Vorausgesagten ist manches von der Art, daß es alles menschliche Wissen und alle Conjectur übersteigt. Dahin gehört zuvörderst die Weissagung *von der gänzlichen Zerstörung Jerusalems*, Matth. 24, 2. Marc. 13, 2. Luc. 19, 41—44. Eine solche Verwüstung ist ohne Beispiel in der Geschichte der von den Römern belagerten und eroberten Hauptstädte; denn so eroberungssüchtig dieses alte Weltvolk auch war, so wenig kann ihm doch der Vorwurf der Zerstörungswuth gemacht werden, welche entweder ein edleres Gefühl oder wenigstens eine eigennützige Politik nicht aufkommen ließ. So blieb Syrakus, eine Stadt, die an Umfang und Bevölkerung Jerusalem noch übertraf, obwohl Marcellus sie erst nach einer dreijährigen Belagerung zu erobern vermochte, auch nach diesem Schicksal bedeutend und reich, so verloren Antiochia und Alexandria durch ihre Eroberung nichts von ihrem Glanze; nur Karthago erlitt das gleiche Schicksal wie Jerusalem, aber Karthago war die stets sich wieder verjüngende Nebenbuhlerin Roms um den Welthandel und die Weltherrschaft, und in welche Vergleichung kann mit ihr Jerusalem gestellt werden? — Nicht minder gehört hieher die Weissagung *von der gänzlichen Zerstörung des Tempels*; eine solche lag noch viel weniger in der Politik der Römer, welche nach ihrer Weise selbst religiös, und den Einfluß der Religion auf die menschlichen Gemüther wohl kennend, das Joch, welches sie den überwundenen Völkern auflegten, durch eine kluge und sorgfältige Schonung ihrer religiösen Gebräuche und Tempel zu erleichtern beflissen waren. Und die Geschichte seiner Zerstörung selbst, wie sie uns von einem Zeugen derselben beschrieben wird, enthält den Beweis, daß sie ohne den Willen, ja gegen den ausdrücklichen Befehl des Feldherrn, durch die zufällige That eines Soldaten erfolgte. — Am allermeisten übersteigt jedoch alles gewöhnliche Vorherwissen und alle Wahrscheinlichkeitsberechnung *die daurende Zerstreuung der Juden unter alle Völker*, Luc. 21, 24. Weder die ältere noch die neuere Völkergeschichte liefert ein ähnliches Beispiel. Ueberwundene und eroberte Völker blieben gewöhnlich in ihren Sitzen,

oder wurden theilweise als Colonisten in bestimmte Plätze übersiedelt, und in beiden Fällen vermischten und verloren sie sich gänzlich in dem erobernden Volke, oder wenn sie auch einen Theil ihrer Eigenthümlichkeiten beibehielten, so wuchsen sie doch mit dem erobernden Volke zu Einem Staat und Volke zusammen; von einer Zerstreuung in die ganze Welt, und einer Isolirung in dieser Zerstreuung, und wegen dieser Isolirung von einem fortdauernden Zustande der Knechtschaft, ist das jüdische Volk das einzige Beispiel in der Geschichte. Selbst sein Zustand in dem Exil war ein anderer; sie waren zwar als Gefangene nach Assyrien und Babylonien abgeführt worden, aber sie wurden dort colonisirt, und darum blieben auch nach erhaltener Freiheit manche zurück, überhaupt aber war die Zerstreuung weder allgemein noch von langer Dauer. Das Merkwürdigste aber ist, daß das jüdische Volk selbst bis auf diese Stunde fortfährt jene Weissagung an sich selbst zu vollziehen, bewußt oder unbewußt, von dem göttlichen Verhängniß getrieben; die erste Zerstreuung im Bereiche des alten römischen Reichs war eine unfreiwillige durch den üblichen Verkauf der Kriegsgefangenen, und blieb es zum Theile noch nachher in den Reichen, welche an die Stelle des römischen traten; als aber immer mehre alte Völker in den allgemeinen Verkehr eintraten oder neue sich bildeten, wanderten die Juden freiwillig von Land zu Land, von Volk zu Volk, Aufnahme suchend, und wieder in demselben Lande von Gemeinde zu Gemeinde sich verbreitend, so daß dieser fortwuchernden Uebersiedelung im Interesse der christlichen Bevölkerung durch Gesetze Einhalt gethan werden mußte. Dieß ist zufolge der Geschichte die Bedeutung jener Weissagung, deren voller Sinn selbst nach der Zerstörung von Jerusalem noch nicht klar seyn konnte.

4) Unter den Weissagungen Christi von sich selbst bemerken wir zuerst, was er über die Wirkungen seines Todes vorher sagte. Wenn er bei einer Gelegenheit, wo er den Juden sein Verhältniß zu dem Vater auseinander gesetzt und sie ihn nicht begriffen hatten, mit Hinweisung auf die Art seines Todes beisetzte: wenn ihr den Menschensohn werdet erhöhet haben, dann werdet ihr erkennen, daß ich es bin, Joh. 8, 21—28.;

und bei einer andern Gelegenheit, als eine Stimme vom Himmel ihm die Verherrlichung zusicherte, noch bestimmter erklärte: wenn ich von der Erde erhöhet seyn werde, werde ich Alles an mich ziehen, ebend. 12, 32.; so liegt in diesen Worten die Erklärung, daß gerade sein Tod am Kreuze das Mittel werden würde, die Menschen von seiner göttlichen Sendung zu überzeugen, und durch den Glauben an den Gekreuzigten, Alles an sich zu ziehen. In dieser Vorhersagung stehet aber das Mittel zu seiner Wirkung in einem solchen Verhältniß, daß nach den Regeln des menschlichen Verstandes und den auf die gewöhnliche Menschenkenntniß gegründeten Berechnungen der Erfolg gerade umgekehrt hätte ausfallen müssen, wie denn Christus der Gekreuzigte den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit am Anfange war und Vielen annoch ist; wenn also demungeachtet seit achtzehn Jahrhunderten so viele Völker sich an den Gekreuzigten angeschlossen haben, so mußte das Vorherwissen dieses Erfolgs aus einer höhern als blos menschlich verständigen Erkenntniß geflossen seyn. — Dasselbe gilt, zum Theil in einem noch höhern Grade von der zweiten Wirkung des Todes Christi, als Mittel zur allgemeinen Erlösung und Sündenvergebung, Joh. 3, 14—16. Matth. 26, 28. Luc. 22, 19. 20. Hier ist die Wirkung etwas vom reinen und freien Willen Gottes Abhängiges, dem es allein zukommt die Bedingungen des Heiles und der Sündenvergebung zu bestimmen, sie den Menschen bekannt zu machen, und die Genugthuung anzunehmen. Hieraus folgt, daß Christus, was er hierüber verkündete, nur im Auftrage Gottes verkünden, nur von Gott darüber belehrt seyn konnte. — Zu den entschiedensten Weissagungen über seine eigene Person gehören jene Thatsachen, welche zu der Geschichte seiner Erhöhung gerechnet werden, und den Gegensatz zu der Geschichte seiner Erniedrigung bilden; gleichwie er daher die Schicksale der letztern, insofern er in dieser Beziehung die allgemeinen Loose der Menschheit theilte, auch auf menschlichem Wege voraussetzen konnte, so war das Vorauswissen und Voraussagen jener Begebnisse, woran kein anderer Mensch Antheil hat und haben kann, auf menschlichem Wege unmöglich. So zunächst die Vorhersagung

seiner eigenen Auferstehung, Matth. 16, 21. 17, 22. 20, 18. 19. 26, 32 u. s. f.

Die Thatsache an sich in ihrer Allgemeinheit übersteigt wie die Kräfte, so das Vorherwissen des Menschen und dennoch sagte er seine Auferstehung nicht blos ganz bestimmt, sondern auch wiederholt mit Feierlichkeit und mit dem bestimmten Beisatze am dritten Tage voraus. Da diese Auferweckung schlechthin nur ein Werk Gottes seyn konnte, und ob es Gott vollbringen wolle, auf natürlichem Wege zu wissen unmöglich ist, so bleibt nur die Alternative anzunehmen, daß entweder Christus bei einer solchen Voraussagung und Erwartung ein vermessener Schwärmer war, der er nach allem bisher Angeführten nicht war, oder daß er, was er voraussagte, durch eine besondere, alles menschliche Wissen ausschließende Mittheilung erkannt habe. Es hilft auch nichts, wenn man etwa einwenden wollte, er habe seine Auferstehung aus den messianischen Stellen des alten Testamentes finden können, wenn er sich für den Messias hielt. Aber wie konnte er das letztere, ohne durch eine höhere Mittheilung dessen gewiß zu sein? Wir werden also durch diese besondere Weissagung in jedem Falle dahin getrieben, Christus ein Wissen von der Zukunft beizulegen, welches über alles menschliche Wissen schlechthin erhaben ist. — Ganz dasselbe gilt von seiner sichtbaren Rückkehr in den Himmel, welche er ebenso bestimmt voraus sagte; Joh. 3, 13. 6, 63. 16, 28. 20, 17. Ohnehin hängt diese Rückkehr in den Himmel sowohl zunächst mit seiner Auferstehung, als auch mit seiner Niederkunft aus dem Himmel so zusammen, daß alle seine Erklärungen hierüber nur aus einer Quelle, nämlich seinem vorweltlichen Dasein und dem Bewußtsein desselben abgeleitet werden können.

5) Von noch größerer Wichtigkeit für unsern Zweck sind die Weissagungen Jesu, welche sich auf das Gelingen seines großen Werkes beziehen, weil hier es nicht einzelne Thatsachen oder Begebenheiten sind, welche in Betrachtung kommen, sondern der Complex und das Ineinandergreifen von unendlich vielen, mit einem Worte der Zusammenhang und die Entwickelung der Weltgeschichte selbst. Um uns dieß klar zu machen, dürfen wir

nur die sich hierauf beziehenden Hauptmomente herausheben. — Bei aller Sicherheit des Erfolges verhehlt er doch seinen Zuhörern und besonders seinen Aposteln den unscheinbaren Anfang seines Unternehmens nicht. Da dieser nach seinem Plane nicht anders seyn konnte, so war es nothwendig jedem Mißtrauen vorzubeugen; daher vergleicht er in der schönen Parabel vom Senfkorn sein Unternehmen mit diesem Gesträuche, welches als Samen eines der kleinsten Gesäme ist, wenn es aber aufgeschossen, größer wird als alle Kräuter und eine baumartige Staude, Matth. 13, 31. 32.; dasselbe bezeichnet er durch die darauf folgende Parabel V. 33. 34. Dagegen weiß er auch, daß er erst nach seinem Tode am Kreuze Alles an sich ziehen werde Joh. 12, 32.; daß er der Hirte sey, der Juden und Heiden, d. h. alle Menschen und Völker in Eine Heerde vereinigen soll, Joh. 10, 16.; er weiß, daß sein Evangelium vom Reiche Gottes in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnisse verkündet werden muß, ehe das Ende kommt, Matth. 24, 14. vergl. ebend. 26, 13.; er versichert Matth. 16, 28. mit der größten Bestimmtheit, daß die von ihm zu stiftende Kirche die feindlichen Angriffe aller finstern Mächte siegreich bestehen und durch alle Zeiten dauern werde, ebend. 28, 20.; er versichert endlich, daß ihm hiezu alle Macht gegeben sey im Himmel und auf Erde, Matth. 28, 18. Joh. 17, 2. Luc. 10, 10. 22.; und auf diese Versicherung hin sendet er seine Apostel in die Welt aus, um das große Werk, wovon er gesprochen, zu beginnen und fortzuführen. Das sind denn nun doch wohl Versicherungen, die nicht nur ein Wissen, sondern ein vollkommenes Durchschauen der Zukunft voraussetzen, welches weit über den Gesichtskreis, über alle Berechnungen eines Menschen hinaus liegt; das sind Erwartungen, die unter gleichen Umständen kein Mensch wagen kann, vielweniger als etwas Unfehlbares voraussagen. Dieß Wissen Christi hat durchaus keinen Grund in der Geschichte der älteren Volksreligionen, so wenig als in der Geschichte aller Schulen der Weisen vor ihm.

§. 78.

Alle diese Weissagungen liegen in ihrer Erfüllung vor uns.

Der Beweis hiefür liegt zum größten Theil in den zwischen der Zeit Christi und der unsrigen abgelaufenen Jahrhunderten und ihrer Geschichte.

1) Erfüllt sind zuvörderst alle die Weissagungen, welche die Schicksale der jüdischen Nation betreffen; das alte Jerusalem mit seinem Tempel wurde bald nach dem Tode Christi gänzlich zerstört und Julians Versuch, den letztern wiederherzustellen, schlug gänzlich fehl, das jüdische Volk wurde unter alle Völker der Erde zerstreut, und diese Zerstreuung dauert auch jetzt noch auf eine merkwürdige Weise fort. Erfüllt sind ebenfalls diejenigen Weissagungen, welche seine eigene Person betreffen. Der Tod Christi hat seine Wirkungen hervorgebracht; Gott hat das Opfer seines Sohnes für das Heil der Welt, für ihre Versöhnung mit ihm angenommen und diese Annahme dadurch uns verbürgt, daß er ihn aus dem Grabe erweckte, in den Himmel aufnahm und zu seiner Rechten setzte, und dadurch wurde sein Tod am Kreuze das Mittel, die Menschen von seiner göttlichen Sendung zu überzeugen und an den Gekreuzigten anzuschließen.

2) Erfüllt sind auch die auf das Gelingen seines Werkes sich beziehenden Weissagungen. Die kleine Schaar der Zwölfe ist in die ganze Welt ausgegangen und hat schon durch sich unter den verschiedensten Völkern Anhänger für ihren Lehrer und Meister gewonnen, schon durch sie wurden Juden und Heiden zur Gemeinschaft in Christo vereinigt; in Folge ihrer Veranstaltungen ist die Verkündung des Evangeliums in der ganzen Welt fortgeschritten, ist von den mittägigen Ländern zu den Völkern im fernen und fernsten Norden vorgedrungen, hat den atlantischen Ocean und das stille Meer überschritten, und sich unter den Völkern, von welchen selbst die Apostel, wie die gesammte alte Welt, nichts wußten, festgesetzt und wird noch bis jetzt zu den Völkern getragen, die dem Christenthum entweder aus Unwissenheit oder aus heidnischer Verblendung fremd geblieben sind, welche aber die Liebe Gottes für künftige bessere Zeiten aufgespart hat, wie aus der ganzen bisherigen Geschichte des

Christenthums und der Völker sich mit vollem Recht erwarten läßt. So hat sich die Weissagung vom Senfkorn buchstäblich erfüllt, indem alle Völker nach der Reihe sich unter den Aesten des Evangeliums festgesetzt haben; aber so hat sich auch die andere Weissagung bewährt, indem die Kirche Christi allen Angriffen der Bosheit und der Finsterniß widerstanden und das Wort des Herrn wahr gemacht hat, daß er sie auf einen Felsen gegründet habe, dem alle Winde und alle Fluthen nichts anhaben können, wofür der ausführlichere Beweis später geführt werden wird.

3) Wir haben bisher diejenigen Weissagungen aufgeführt, deren Erfüllung vor uns liegt und vor uns liegen kann, da sie sich auf die Entwickelung der Zeiten und auf die Verbreitung des Christenthums in denselben beziehen; es sind aber auch noch andere übrig, deren Erfüllung jetzt noch nicht gegeben seyn kann, weil das Ende der Zeiten noch nicht da ist, auf welches sie weisen, die wir aber dennoch, der Vollständigkeit wegen, aufnehmen. Christus hat nemlich nicht nur das Gelingen seines Werkes, die Verbreitung des Evangeliums auf der ganzen Erde, sondern noch Anderes geweissaget, was erst in Erfüllung gehen kann, nachdem jenes Erstere vollständig (wozu Jahrtausende gehören) erfüllt seyn und die ganze Heilsanstalt, das Christenthum selbst seine Bestimmung erreicht haben wird. Es ist dieß eine ganz neue Weltperiode, ein ganz neuer Umschwung seines großen Werkes, für welchen er folgende außerordentliche Ereignisse vorhergesagt hat: a) seine zweite Wiedererscheinung, Matth. 24, 30. 26, 64. Marc. 13, 26. 14, 62. Luc. 9, 26. 12, 40. Joh. 14, 8 ff. — b) Die Auferstehung der Todten, Matth. 22, 29. Luc. 20, 36. Joh. 5, 25—28. — c) Ein Gericht über alle Menschen, Matth. 25, 31—46. Marc. 8, 38. Luc. 9, 26. 13, 25 ff. Joh. 5, 22—24. V. 29. — d) Das Ende der gegenwärtigen Welt und einen ganz neuen Zustand aller Dinge, Matth. 24, 35. 25, 46. Marc. 13, 31. Luc. 21, 33. Diese Weissagungen beziehen sich auf Dinge, welche allein durch die göttliche Allmacht zu verwirklichen und an sich so außerordentlicher Art sind, daß die menschliche Vernunft sie weder vermuthen noch for-

dern, sondern ihr nur durch göttliche Offenbarung bekannt werden konnten.

4) Wir knüpfen an die zuletzt angeführten Weissagungen noch einige Bemerkungen, welche für den Beweis aus den Weissagungen Christi überhaupt von Wichtigkeit sind. Sie gewähren nemlich der Apologetik den Vortheil, daß erstens bei ihnen die Einrede der prophetia post factum ganz unmöglich ist. Wollten wir nemlich auch annehmen, unsere Evangelien seyen erst nach der Eroberung und Zerstörung Jerusalems geschrieben, was in Beziehung auf die Apostel als ihre Verfasser eine chronologische Unmöglichkeit einschließt, oder sie seyen gar nicht einmal von wirklichen Aposteln geschrieben, was die neueste mythisirende Kritik behauptet hat, so bleibt doch in beiden Fällen die Einwendung ausgeschlossen, daß die Verfasser diese Weissagungen aus dem Erfolg erdichtet und Christus nur in den Mund gelegt hätten. Es ist von uns schon oben bemerkt, daß der wahre und volle Sinn der Weissagung von der dauernden Zerstreuung der Juden unter alle Völker selbst nach der Zerstörung Jerusalems noch nicht gegeben war; noch weniger konnten sie bei ihren Lebzeiten, oder auch andere nach den Aposteln jene Weissagungen niederschreiben, welche sich auf das Gelingen des ganzen Werkes Christi, auf die Verkündung des Evangeliums in der ganzen Welt und unter allen Völkern beziehen, denn so groß auch die Thätigkeit der Apostel, insbesondere des von Christus erst nach seiner Himmelfahrt berufenen Paulus war, so konnten sie doch, wie die Apostelgeschichte selbst bezeugt, das Evangelium nur über einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde verbreiten, und sie mußten sich selbst immer mehr überzeugen, daß es ihnen unmöglich seyn würde, den Auftrag ihres Meisters in seinem ganzen Umfange selbst persönlich zu erfüllen, aus welchem Gefühl oder Ueberzeugung sie nicht nur selbst verschiedene Gehilfen annahmen, sondern auch dafür sorgten, daß auch ihre Gehilfen fortan nach ihrem Beispiele handelten. Nehmen wir also die Apostel als Verfasser unserer Evangelien an, wie man sie von den ältesten Zeiten an dafür angenommen hat, so ist es wohl klar, daß sie die eben bemerkten Weissagungen nicht aus sich selbst schöpfen, sondern sie nur von

Christus empfangen haben konnten. Mit dem Tode der Apostel aber begannen die Verfolgungen, welche dritthalbhundert Jahre fortdauerten, die eine schnelle Verbreitung des Evangeliums als unwahrscheinlich erscheinen ließen und dieselbe in der That aufgehalten haben, wenn es von einer andern Seite allerdings auch wahr ist, daß das Blut der Martyrer der Same neuer Christen wurde. In jedem Falle war die Zeit der Verfolgungen nicht die Zeit, wo ein Christ jene herrlichen Verheißungen über die allgemeine Verbreitung des Evangeliums hätte niederschreiben können. — Von jenen Weissagungen, welche sich auf das Ende der Zeiten beziehen, versteht es sich von selbst, daß sie nicht aus dem Erfolge gedichtet werden konnten, dagegen hat man von diesen letztern hin- und herbehaupten wollen, daß sie den prophetischen Orakeln von der durch den Messias zu bewirkenden Revolution nachgebildet oder auch eine weitere Entwickelung pharisäischer Dogmen seyen. Aber die eine wie die andere Behauptung ist in gleicher Weise unbegründet; denn das von den Propheten verkündete messianische Reich behält seiner wesentlichen sittlich-religiösen Elemente ungeachtet dennoch den Charakter eines sinnlich-irdischen Reiches, und dieß war der Grund, aus welchem sich in den ersten Jahrhunderten der Chiliasmus entwickelte als ein Versuch, die vollkommene Congruenz der prophetischen Orakel mit dem, was durch Christus erfüllt werden sollte, herzustellen. Das Reich Christi hingegen ist nach seiner eigenen Erklärung kein Reich von dieser Welt, sondern ein geistig-sittliches; darum können auch die Weissagungen Christi über die endliche Entscheidung aller Dinge nicht in irgend einem politisch-ethischen, sondern nur in einem rein religiös-ethischen Sinne gedeutet werden, wenn man nicht Christus selbst mit sich in Widerspruch versetzen will. Hievon auch abgesehen, waren jene in der Eschatologie niedergelegten Ideen weit über den Sinn und die Fassungskraft der Juden, namentlich auch über den Sinn und die Fassungskraft der Pharisäer im Besondern, sie können daher auch nicht für eine Erweiterung oder Entwickelung pharisäischer Dogmen angesehen werden; sie waren sogar dem jüdischen Sinne entgegen, wie nicht nur aus ihrer Unfähigkeit, den himmli-

schen Lehrer zu begreifen, sondern auch daraus hervorgeht, daß sie ihn ja verworfen haben.

5) Die Weissagungen Christi sowohl die, deren Erfolg vor uns liegt, wie die, welche sich auf das Ende aller Dinge beziehen, sind auch ihrem Inhalte nach von der Art, daß sie einem einfachen Menschen selbst von Gott nicht geoffenbart werden konnten, falls derselbe eine bestimmte und klare Vorstellung haben sollte, was er zu prophezeien beauftragt war. Diese Unmöglichkeit tritt zunächst hervor bei jenen Weissagungen, welche sich auf das Gelingen des Planes und Werkes Christi beziehen; es wurde von uns schon §. 74. bemerkt, daß derjenige, der diesen Plan fassen sollte, nicht nur die nächste Zukunft, sondern die Entwickelung der ganzen Völker- und Weltgeschichte überschauen mußte, eine Kenntniß und ein Wissen, von welchem der Mensch nur Bruchstücke, das Ganze aber nur der göttliche Verstand besitzt, daß das Ende der Zeiten aber so wie, was sich an dasselbe anschließt, nur Gott allein wissen und begreifen könne, versteht sich daher von selbst. Ueberschlagen wir daher das Verhältniß des Inhaltes dieser Weissagungen zu dem Maaße und den Schranken menschlichen Wissens und Begreifens, so führt uns das Mißverhältniß, welches wir zwischen beiden entdecken, zu demselben Resultate, zu welchem wir schon früher bei der Würdigung der Lehre und des Charakters Christi geführt wurden; wir werden nemlich auch hier auf die Aussagen zurückgetrieben, welche Christus in Betreff seiner höheren Abkunft und seines inneren Verhältnisses zu dem Vater gethan hat; nur diese Aussagen erklären uns, wie er jene Kenntniß von dem Gang und der Entwickelung der Weltgeschichte und von ihrem endlichen Abschluß haben konnte; wenn wir ihn nach diesen seinen eigenen Aussagen und nach der Erklärung seiner Apostel, Joh. 1, 3 ff. Col. 1, 16. für denjenigen halten, durch welchen alle Dinge gemacht sind, und ohne den nichts gemacht ist, für denjenigen, durch welchen Alles geschaffen ist im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, Thronen oder Herrschaften, oder Fürstenthümer oder Gewalten, der da ist vor Allem und in dem Alles besteht, dann ist es uns vollkommen begreiflich, wie er uns den Weltplan offenbaren konnte, so weit und soviel uns für unsere

gegenwärtige Bestimmung zu wissen nöthig ist. Und somit stehen auch die eigenen Weissagungen Christi im vollkommensten Einklang mit dem übrigen Theile seiner Lehren wie mit seinem Leben.

Dritter Abschnitt.

Der göttliche Ursprung des Christenthums nachgewiesen aus den Wundern Christi.

§. 79.

Einleitung.

Hier kommt zunächst zur Anwendung, was im I. Bd. §. 26. in Beziehung auf die Eintheilung der Wunder gesagt ist; nämlich die Unterscheidung zwischen Wunderthaten und Wunderbegebenheiten, wovon die erstern Wirkungen und Veränderungen in der Sinnenwelt sind, welche das Organ der Offenbarung durch sich selbst, durch machtvolles Eingreifen seines Willens in die Natur hervorbringt, diese aber ähnliche Veränderungen oder Erscheinungen, welche die unsichtbare Allmacht Gottes zum Zeugniß für ihr Organ bewirkt.

Christus selbst hat nämlich außerordentliche wunderbare Thaten verrichtet und zwar deren viele, große und verschiedene, deren Beschreibung einen bedeutenden Bestandtheil der Biographien ausmacht, welche seine Jünger uns von ihm hinterlassen haben. „Er heilte alle Krankheiten, und alle Gebrechen im Volke, und sein Ruf erging durch ganz Syrien und man brachte zu ihm alle Kranken, mit verschiedenen Leiden und Schmerzen Behaftete, auch Besessene, Mondsüchtige, Gichtbrüchige, und er heilte sie." Matth. 4, 23. 24. Er wirkte diese Thaten zunächst um seiner selbst willen und aus sich selbst, denn er mußte sie wirken, wenn er der war, wofür er sich feierlich erklärt hatte, Gottes Sohn, Gottmensch; wunderbar handeln, und Wunderbares wirken war ihm dann ebenso natürlich, als es dem blosen Menschen natürlich ist, keine Wunder zu thun. Er mußte aber auch wunderbare Thaten verrichten um der Menschen willen, nicht um eine müßige und eitle Wundersucht zu befriedigen, welche er öfters sehr ent=

schieden abwies, Matth. 12, 39. 16, 4. Luc. 11, 29., sondern um sich dadurch vor den Augen der Welt in aller Weise als denjenigen zu bewähren, der er innerlich war, und damit Glauben an seine Person und seine Lehre zu gewinnen; denn als den verheissenen Messias hatte er sich unter seinem Volke angekündigt, Zeichen und Wunder erwartete man also von demselben, wie auch Einer seiner ersten Jünger dieses aussprach; Joh. 3, 2.

Andere Wunder hat Gott für ihn, d. h. zu seiner Beglaubigung und Verherrlichung gethan zu einer Zeit, da er selbst keine thun konnte, nämlich vor seinem Auftreten auf dem Schauplatze seiner öffentlichen Wirksamkeit, und nach seinem Abtreten von demselben. Vor seinem Auftreten war es nothwendig, empfängliche Gemüther auf den Kommenden aufmerksam zu machen, sie zu einem würdigen Empfange desselben vorzubereiten; nach seinem Abtreten aber mußte Gott das von seinem Sohne vollbrachte Werk bestätigen, und beides konnte nach der Natur der Dinge nur durch außerordentliche Ereignisse und Begebenheiten bewirkt werden; insbesondere mußten sich die Verbreiter seines Evangeliums und die Fortsetzer seines Werkes auf diese göttliche Bestätigung berufen können, wie sie es auch in der That gleich beim Antritt ihres Berufes gethan haben. „Ihr Männer von Israel, sprach Petrus am Pfingstfeste, höret, was ich sage! Ihr habet Jesum von Nazareth, einen Mann, dem Gott selbst vor euren Augen Zeugniß gab durch Kräfte und Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn wirkte in eurer Mitte, diesen Mann, der nach dem bestimmten Rathschlusse und der Vorhersehung Gottes dahin gegeben ward, habet ihr durch die Hände der Gottlosen an's Kreuz geheftet und getödtet; Gott aber hat ihn wieder auferweckt, und die Bande des Todes gelöset, weil es unmöglich war, daß er von demselben gehalten wurde;“ Apostg. 2, 22—25. Und etwas später vor den Heiden: „Ihr wisset ja, wie Gott Jesum von Nazareth mit heiligem Geist und mit Kraft gesalbet hat, der umherzog und wohl that und Alle heilte, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit ihm. Und wir sind Zeugen von allem dem, was er im Lande der Juden und zu Jerusalem gethan hat; aber sie hängten ihn ans Holz und tödteten ihn,

diesen hat Gott auferweckt am dritten Tage und ließ ihn wieder erscheinen, nicht allem Volke, sondern den von Gott vorherbestimmten Zeugen, uns nämlich, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben nach seiner Auferstehung von den Todten," ebend. 10, 37—41. Von diesen Wunderthaten also und Wunderbegebenheiten haben wir hier zu reden und auch aus ihnen die Beweise für die göttliche Person und Sendung Christi abzuleiten.

Es dauerten aber die Wunder des Anfangs nicht blos in der apostolischen Zeit fort, Apostelg. 2, 43. 5, 12. 6, 8. 8, 6 ff. 14, 3. 15, 12 u. s. w., sie mußten auch noch später in der fortschreitenden Bewegung des Christenthums fortdauern, weil es einerseits immer neue Eroberungen machen, sich fortwährend unter neuen Völkern festsetzen mußte durch dieselben Zeichen und Thaten, mit welchen es ursprünglich in die Welt eingetreten; und weil anderntheils der Geist und die Kraft Christi bei seinem Werke blieb, und daher die Wunder des Anfangs fortwährend erneuern mußte, vergl. I. Bd. S. 399 ff. und 405 ff.; wir müssen daher auch die Wunder des Fortganges an die Wunder des Anfangs anknüpfen, wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß wir bei jenen nicht in das Einzelne der Thatsachen eingehen können, sondern sie vielmehr nur in dem Complex ihrer Wirkungen, in einem großen Complex historischer Wunder zusammenfassen müssen.

§. 80.

Wunderbare Krankenheilungen.

Zum Behufe der Darstellung der Wunder Christi fassen wir diese in drei Classen zusammen, welche sich auf natürliche Weise aus der Anschauung selbst ergeben, nemlich Krankenheilungen, von welchen wir jedoch nur einen Auszug geben können, Todtenerweckungen und solche Wunder, in welchen sich Christus überhaupt als den Herrn der Natur erwiesen hat; wir beginnen mit der ersten Classe.

1) Die ausgewählten Thatsachen sind: die Heilung des blindgebornen Jünglings, Joh. 9, 1—39.; die Heilung der beiden Blinden, Matth. 9, 27.; die Heilung zweier anderer, die am

Wege saßen, ebend. 20, 30—34.; der Blinden und Lahmen im Tempel, ebend. 21, 14.; des Taubstummen Marc. 7, 32—37.; des mit dem Blutflusse behafteten Weibes Luc. 8, 43—48.; des acht und dreißigjährigen Kranken Joh. 5, 5 ff.; des Knechtes des Hauptmanns in Kapernaum Matth. 8, 5—13.; des Sohnes des königlichen Beamten Joh. 4, 46—54. Die meisten dieser Wunder verrichtete Christus vor einer großen Menge von Zeugen; über das erste der angeführten wurde sogar ein gerichtliches Verhör eingeleitet, selbst seine Feinde mußten sowohl diese Heilung Joh. 9, 13—34., als die Auferweckung des Lazarus anerkennen Joh. 11, 47. 48., und gestehen, daß eine höhere als menschliche Macht in ihm wirke, nur daß sie von Haß und Neid geblendet, diese Macht nicht von Gott, sondern von Beelzebub, dem Oberhaupte der Teufel ableiteten, eine unnatürliche Erklärung, welche Christus treffend durch die Bemerkung widerlegte, daß wohl der Teufel nicht gegen sich selbsten seyn und wirken werde, Matth. 12, 24—30. An der historischen Wahrheit der Thatsachen ist also nicht zu zweifeln.

2) Aber auch nicht an dem Wundercharakter derselben. Denn die meisten der angeführten Krankenheilungen bewirkte Christus ohne alle Anwendung von Heilmitteln durch sein blosses Wort, Matth. 9, 27. Marc. 1, 41. 7, 34. 10, 52. Luc. 5, 13. Joh. 5, 8.; oder ohne auch nur ein gebieterisches Wort auszusprechen durch einen einfachen Act seines allmächtigen Willens, Joh. 9, 7. 4, 50—53. Matth. 8, 13. 20, 34. 21, 14. Luc. 8, 44. Bei der wunderbaren Heilung des kranken Knechtes des Hauptmanns Matth. 8, 5—13., sowie bei der Heiluug des Sohnes des königlichen Beamten Joh. 4, 50—53., ist noch der besondere Umstand zu bemerken, daß Christus diese Heilungen abwesend und in beträchtlicher Entfernung von der Wohnung der Kranken vollbrachte, so daß hier eine wahre actio in distans statt fand, und folglich durch irgend ein Heilmittel gar nicht bewirkt seyn konnte; auch ist bei beiden Krankenheilungen bemerkt, daß sie zu derselben Stunde erfolgten, in welcher Christus den Bittenden die Gewährung ihrer Bitte zugesichert hatte. Es tritt also hier das untrügliche Kriterium des Wunders ein, wornach der Wille des

Wunderwirkenden allein organische Veränderungen in den Naturwesen hervorbringt, auf welche ihm durchaus kein unmittelbarer Einfluß zusteht, folglich die Wirkungsweise ganz ausser das Gebiet des natürlichen Causalnexus hinausfällt und nur in einer höheren Causalität liegen kann, vergl. I. Bd. §. 38, 3.

3) Wenn es in einigen wenigen Fällen scheint, Christus habe sich zu Hervorbringung gewisser Wirkungen natürlicher Kräfte und Mittel bedient, so waren doch diese von der Art, daß sie nach unserer Kenntniß und Erfahrung von den Wirkungsarten dieser Mittel schlechthin unvermögend waren, die erzählte Wirkung aus sich hervorzubringen. Dieß war z. B. der Fall, wenn er bei der Heilung des blindgebornen Jünglings aus dem Staube vermittelst seines Speichels einen Teig bereitete, denselben auf die Augen des Blinden strich, und ihn überdieß noch in dem Teiche Siloa baden hieß, Joh. 9, 6. 7.; ebenso wenn er dem Taubstummen seine Finger in die Ohren legte, und dessen Zunge mit seinem Speichel berührte Marc. 7, 33. 34. Hier ist es doch wohl außer Zweifel, daß ein Teig aus Erde oder der Speichel eines Menschen für sich die Kraft nicht haben können, eine habituelle Blindheit oder Taubheit zu heilen, und folglich wenn Christus solche Mittel anwandte, sie ihre Wirkungskraft nicht in sich selbst haben, sondern nur von dem allmächtigen Willen des Wunderthäters empfangen konnten; warum aber Christus gerade in den angeführten Fällen, und nicht auch in den übrigen Heilungen von Blindheit und Taubheit sich solcher scheinbaren äußerlichen Mittel bediente, bleibt uns unbekannt und ist auch für uns nicht nöthig zu wissen. — Die gleiche Beschaffenheit hat es mit der Händeauflegung, die Christus bei vielen andern Wunderwerken anwandte, wie Marc. 6, 5. Luc. 4, 40. bei verschiedenen Kranken; bei der Heilung des Aussätzigen Matth. 8, 3., bei der Wiederbelebung der Tochter des Synagogarchen Matth. 9, 25., bei der Heilung eines Blinden Marc. 8, 22—26., bei der Heilung der Frau, die achtzehn Jahre kränklich und gekrümmt war, Luc. 13, 11—14. Auch dieses Mittel konnte und kann nach unserer eigenen Erfahrung die natürliche Kraft nicht haben, solche Wirkungen hervorzubringen, wie sie von den Evangelisten erzählt

sind, vielmehr läßt sich die Bedeutung wohl angeben, welche die Berührung der Kranken oder die Händeauflegung hatte und haben sollte. Die Apostel erzählen uns nämlich, daß wenn Christus nach seiner Gewohnheit die kleinen Kinder segnen wollte, er sie umfaßte und ihnen die Hände auflegte, Matth. 19, 13—15. Marc. 10, 16. Luc. 18, 15. Hier hatte die Händeauflegung wohl gar nicht den Zweck der Heilung, indem nirgends bemerkt ist, daß die Kinder krank waren, sondern den ausgesprochenen Zweck der Segnung und des Gebetes, wodurch der Segnende den Gesegneten jegliches Gute wünschen und sofern er es vermochte, auch mittheilen wollte. Im Uebrigen erscheint die Händeauflegung schon im alten Testamente als ein begleitendes Symbol der Segnung entweder im Allgemeinen, wie Gen. 48, 14., oder bei Darbringung von Opfern, Exod. 29, 10. Levit. 1, 4. 3, 2.; oder bei Uebertragung eines Amtes, Num. 27, 23. Hieraus erklärt es sich, wie Christus diese altjüdische Sitte auch bei Segnungen und Krankenheilungen beibehalten, und seine Apostel dieselbe bei religiösen Handlungen anwenden konnten.

4) Daß die Wunder Christi aus den eben berührten scheinbaren Heilmitteln sich nicht erklären lassen, fühlten schon die Naturalisten zum Theile, indem sie, um die Wunder Christi natürlich zu erklären, zu einer geheimen Heilkunde, die er besessen und zu geheimen Heilmitteln, die er angewendet haben sollte, ihre Zuflucht nahmen. Aber einmal berichten uns die Evangelisten nichts, weder von der einen noch von der andern, und woher sollte ihm denn jene geheime und tiefere Naturkunde gekommen seyn? Wir kennen ja aus den Schriften der Griechen und Römer den Zustand der Naturwissenschaft und Heilkunde im Besondern und, obwohl wir als historisch zuverlässig annehmen müssen, daß Christus sich mit jenen Studien gar nicht befaßt hatte, so dürfen wir dennoch mit noch größerer Gewißheit behaupten, daß wenn er sich auch damit befaßt hätte, er damit überhaupt wenig ausrichten, am wenigsten aber die Krankenheilungen bewirken konnte, die er bewirkt hat. Dies hat man in der neueren Zeit richtiger gefühlt, und darum jene naturalistischen Hypothesen ganz aufgegeben, dagegen aber eine andere in der neuesten Zeit bekannt gewordene

Erscheinung benutzt, um eine andere Hypothese darauf zu bauen, durch welche die wunderbaren Krankenheilungen Christi sich natürlich erklären lassen sollten. Theologen nemlich und Mediciner machten Christus zu einem großen Magnetiseur und seine Krankenheilungen zu magnetischen Curen; aber leider mit ebenso wenig Erfolg, als die älteren Naturalisten mit der geheimen Naturkunde. Abgesehen nämlich davon, daß uns das dunkle Gebiet des animalischen Magnetismus bis jetzt noch viel zu wenig aufgeschlossen ist, um solche Hypothesen darauf bauen zu können, auch davon abgesehen, daß in den bekannt gewordenen Thatsachen die Wahrheit von der Täuschung, die Wirklichkeit von der Phantasie noch nicht gehörig geschieden ist, so widerspricht dasjenige, was uns bis jetzt von den sogenannten magnetischen Zuständen und der magnetischen Heilart bekannt ist, durchaus demjenigen, was uns die Evangelisten von den Krankenheilungen Christi erzählen. Zuerst sind die Krankheitsformen, welche Christus heilte, Blindheit, Taubheit, Lähmungen, Blutflüsse u. s. w., gar nicht von der Art der bekannten magnetischen Zustände, sodann stimmt auch das Geschlecht und das Lebensalter der evangelischen Kranken nicht zu dem Geschlecht und dem Alter, an welchem und in welchem die magnetischen Zustände vorkommen; endlich ist auch der Gang der magnetischen Behandlung ein völlig anderer, als die Heilart Christi; die magnetische Behandlung dauert nach der Natur der Zustände Wochen und Monate lang, Christus aber machte die Kranken in einem Augenblicke gesund, was kein Magnetiseur noch bewirkt hat und auch nie bewirken wird. Es fällt daher auch diese Hypothese in sich selbst zusammen.

5) Bei Krankenheilungen forderte wohl Christus auch öfters ausdrücklich Glauben und Vertrauen; und man kann zugeben, daß bei gewissen Krankheitsfällen die psychische Disposition wirklich zur Heilung mitwirken konnte; aber daraus folgt keineswegs, daß die Heilung ganz allein durch die psychische Disposition erfolgte, wie dies namentlich daraus hervorgeht, daß Christus auch Krankheiten heilte, ohne daß dabei des Glaubens Erwähnung geschieht. Ja in manchen Fällen kam der Glaube oder das Vertrauen nicht denen zu gut, welche geheilt werden sollten, sondern

denen, welche sich für die Kranken verwendeten; so bei der Heilung des Knechtes des Hauptmanns, Matth. 8, 5—13., wo es heißt: gehe hin und es geschehe dir, wie du geglaubt hast, und zur selbigen Stunde wurde der Knecht gesund; ebenso Matth. 15, 22—28., in welcher Stelle die Kanaaniterin um die Heilung ihrer Tochter bittet, und der Glaube der Mutter der Tochter zu gut kommt. Der Grund, warum Christus Glauben forderte, ist also ein anderer; nämlich da es wesentlich zu den Zwecken seiner Sendung gehörte, Glauben an sich zu erwecken, so mußte er diesen Glauben auch zur Bedingung seiner Heilungen machen, oder auch er mußte das Vertrauen auf seine Wunderkraft in Glauben an seine Sendung und Lehre verwandeln. Aus dem gleichen Grunde aber mußte ein entschiedener Mangel des Glaubens, ein entschiedener Unglaube ein Hinderniß dieser Heilungen werden, da er seine Wunder nicht als blosse Schaustücke preisgeben, sie nicht zwecklos verrichten konnte. In diesem Sinne ist es also zu nehmen, wenn es bisweilen heißt, er habe da oder dort, z. B. in seiner Heimath wegen des dort herrschenden Unglaubens kein Wunder thun können; er konnte es nicht, nicht darum als wenn ihm hier die Kraft dazu abgegangen wäre, sondern darum, weil man ihm dazu keine Gelegenheit gab und er sie also fruchtlos gethan haben würde, Marc. 6, 4—6.

§. 81.

Todtenerweckungen.

Die Evangelisten erwähnen drei derselben. Das erste Beispiel ist die Tochter des Vorstehers der Synagoge Jairus, welcher zu Christus kam und ihn dringend bat: meine Tochter liegt in den letzten Zügen, komm doch und lege ihr die Hand auf, damit sie gerettet werde und am Leben bleibe. Als nun Jesus hinging, begegneten ihm auf dem Wege die Diener des Vorstehers mit der Nachricht, daß die Tochter bereits gestorben sey. Nichts destoweniger ging Christus hin, und nachdem er die Weinenden und Heulenden aus dem Hause geschafft, befahl er dem Mädchen aufzustehen, und sogleich richtete es sich auf und ging umher, Marc. 5, 22—42.; und übereinstimmend Luc. 8, 41—56.; für-

zer und mit Weglassung von Nebenumständen Matth. 9, 18—25. Das zweite Beispiel ist die Erweckung des Jünglings von Naim, dessen Leichenzug Christus begegnete und den er sogleich ins Leben zurückrief, Luc. 7, 11—17. Das dritte Beispiel endlich ist die Erweckung des Lazarus, welche Johannes 11, 1—44. ausführlich mit allen Nebenumständen erzählt.

2) Bei dem ersten Beispiele könnte es zweifelhaft scheinen, ob das Mädchen wirklich todt oder nur in einen todtenähnlichen Schlummer versunken war, gemäß den Worten Christi selbst: das Mädchen ist nicht gestorben, sie schläft nur. Allein aus diesen Worten folgt keineswegs, daß das Mädchen nur in einen gewöhnlichen Schlaf verfallen war, weil sich Christus des gleichen Ausdrucks auch bei Lazarus bedient, ihn aber doch für den wirklichen Tod erklärt, in Beziehung nämlich auf die göttliche Allmacht, welcher der Tod des Menschen nur ein Schlaf ist; in jedem Falle ist der Schlaf des Mädchens nach allen berichteten Umständen für den Uebergang aus dem Leben in den Tod zu nehmen, aus welchem es ohne das Machtwort Christi wohl nimmer in das Leben zurückgekehrt seyn würde. — Auch der Tod des Lazarus ist von den Wunderscheuen von einem blossen Scheintod erklärt worden, obwohl dieser Annahme alle erzählten Umstände widersprechen. Wenn wir es nämlich auch dahin gestellt seyn lassen, ob Martha den Verwesungsgeruch des Bruders blos erschlossen oder wirklich empfunden habe, V. 39., so sprechen doch die übrigen Umstände für den wirklichen Tod; denn einmal lag Lazarus doch bereits vier Tage in der engen und verschlossenen Grabeshöhle, wo er durch die Einwirkung der Stickluft hätte sterben müssen, wenn er auch nur scheintodt in dieselbe wäre gebracht worden; dann dürfen wir wohl auch annehmen, daß er nach der Weise vornehmer und bemittelter Juden einbalsamirt worden sey, da nach V. 19. und 45. die Familie zu den angesehenern und reichern gehört haben muß, Lazarus hätte daher auch durch die Operation des Einbalsamirens wirklich sterben müssen. Der Hauptbeweis aber gegen die Annahme eines Scheintodes ist wohl die eigene Erklärung Christi V. 11 — 15. Als nämlich Christus zur Zeit, da Lazarus bereits krank war, mit

seinen Jüngern von Bethanien wieder nach Judäa ging, sprach er auf dem Wege zu ihnen: unser Freund Lazarus schläft, aber ich gehe, um ihn vom Schlafe aufzuwecken; aber als diese, seine Rede im gewöhnlichen Sinne verstehend, erwiderten: nun wenn er schläft, so wird es besser mit ihm werden, sagte er ihnen nun gerade heraus: Lazarus ist gestorben, und ich freue mich euretwegen, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubet. Doch lasset uns nun zu ihm gehen.

3) Alle drei Thaten Christi tragen den Charakter von Wunderwerken; in allen drei Fällen kehrten die Todten in das Leben zurück, in allen drei Fällen geschah ihre Erweckung einzig durch das Machtwort Christi: Mädchen, stehe auf! Jüngling! ich sage dir, stehe auf! Lazarus, komm heraus! Ueberdies geschahen alle drei Erweckungen in Gegenwart von mehreren Zeugen, und der Ruf dieser ausserordentlichen Thaten verbreitete sich überall umher. Wenn es daher über allen Zweifel erhaben ist, daß der blosse Wille und das Wort eines Menschen einen Todten unmöglich in das Leben zurückrufen kann, vielmehr dieses einzig das Werk dessen ist, der das Leben ursprünglich gibt und daher allein auch es wieder geben kann, so ist in den angeführten Thaten Christi der Charakter des Wunders unwidersprechlich sichtbar. — Hiebei ist es in der Hauptsache einerlei, ob man namentlich die Auferweckung des Lazarus zunächst ein Werk Gottes oder Christi nennen wolle. Die das Erstere vorziehen, berufen sich darauf, daß Christus V. 40. zu Martha spricht: du wirst die Herrlichkeit Gottes schauen, d. h. die Verherrlichung Gottes des Vaters in einer Wunderthat, und V. 41. Vater! ich danke dir, daß du mich erhöret hast; wer aber das Andere vorzieht, der kann zu den eben angeführten Worten bemerken, daß ja Christus im Allgemeinen alle seine Werke auf den Vater zurückführt, wenn er sagt: der Vater, der in mir bleibend wohnet, dieser thut die Werke, Joh. 14, 10. So wenig daher aus diesen letzten Worten folgt, daß alle Wunder Christi nur Werke des Vaters und nicht auch seine eigenen seyen, so wenig folgt dasselbe aus den obigen Worten des eilften Kapitels, ja Christus erklärt sogar die Erweckung des Lazarus für sein eigenes Werk, wenn er V. 4.

sagt: diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, damit der Sohn durch sie verherrlicht werde; und noch bestimmter V. 25.: ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch stirbt. Und auch diejenigen, welche Zeugen dieser Auferweckung gewesen, hielten sie für das Werk Christi, V. 45., nicht minder auch die Apostel selbst, 12, 1.

§. 82.

Wunder an den Elementen.

Wenn Christus seine Macht über die Natur durch die Wiederherstellung des in seinen einzelnen Functionen gestörten Organismus — in den Krankenheilungen, und durch Wiederherstellung desselben aus seiner völligen Auflösung — in der Erweckung der Todten bewies, so ist es nur eine Vervollständigung der Beweise für seine Wundermacht, wenn er auch den Elementen gebot, sie verwandelte und schöpferisch vermehrte. Zum Zwecke dieser Vervollständigung führen wir daher auch noch diese dritte Classe von Wundern an, aus welchen wir abermals drei auswählen.

1) Das erste ist die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, welche Johannes 2, 1—12. wohl darum so ausführlich mit Anführung der Nebenumstände beschreibt, weil es nach seiner Bemerkung das erste Wunderzeichen war, welches Christus zur Offenbarung seiner Herrlichkeit that, und die Wirkung hatte, daß seine Jünger fortan an ihn glaubten. Das zweite ist die Stillung des Sturmes auf dem See Genesareth, der so heftig war, daß das Schifflein unterzusinken drohte, Matth. 8, 24—27. Luc. 8, 22—25. Das dritte ist das Wunder der Brodvermehrung, zum ersten Mal von fünf Broden und zwei Fischen für die Sättigung von fünftausend Menschen, wobei noch zwölf Körbe voll von Stücken übrig blieben, Matth. 14, 14—27. Marc. 6, 31—44. Luc. 9, 10—17. Joh. 6, 5—13. Das andere Mal von sieben Broden und einigen Fischen zur Sättigung von viertausend Mann, wobei noch sieben Körbe voll Ueberbleibsel aufgehoben wurden, Matth. 15, 32—39. Marc. 8, 1—12.

1) Die Glaubwürdigkeit dieser Wunder, da sie mit Ausnahme des zweiten vor einer Menge von Menschen geschahen, ist wohl unbestreitbar; bei dem dritten kommt noch die besondere Uebereinstimmung der Evangelisten hinzu, sowohl in der Angabe des Ortes, wo es geschah, als auch der Zahl der vorhandenen Brode und Fische, wie der Ueberbleibsel. — Nicht minder ist auch der Wundercharakter dieser Thaten unverkennbar, gegen welche sich nicht einmal die Einwendungen anbringen lassen, die man gegen einzelne Krankenheilungen oder Todtenerweckungen gemacht hat. Der Hergang bei der ersten Handlung ist so einfach, daß weder an ein chemisches Kunststück (welches übrigens bis jetzt noch nicht erfunden ist), noch an einen Betrug gedacht werden kann. Jesus befiehlt den Aufwärtern, daß sie die Krüge mit Wasser füllen sollten, und sie füllten sie bis oben an, und hierauf befiehlt er ihnen: schöpfet daraus und bringet es dem Speisemeister; sie thaten das, und der Speisemeister fand Wein statt Wassers, V. 7—9. Wenn es hier der blosse Gedanke Christi war, (denn wir lesen nicht, daß er etwas dazu gesprochen), der Wasser in Wein verwandelte, so war es dagegen bei der zweiten Handlung sein Wort, ein Machtbefehl, der dem Wind und den Wogen gebot, sich zu legen, und es folgte sogleich eine große Stille. Am meisten Erstaunen erregt nach der gewöhnlichen Ansicht die zweimalige Brodvermehrung, weil hier ein wirklicher Schöpfungsact in die Erscheinung tritt, indem aus Nichts Etwas wird, denn die wenigen Brode und Fische, die vorhanden waren, sind für die Sättigung von viertausend bis fünftausend Menschen so viel als nichts. Und einen solchen Schöpfungsact anzunehmen, sind wir in der That durch die Umstände genöthigt. Denn nicht nur bezeugen sämmtliche Evangelisten einstimmig den geringen und für eine solche Menge schlechthin unzulänglichen Vorrath von Broden und Fischen, sondern sie bezeugen überdies noch, ebenso übereinstimmend, daß diese wunderbare Speisung von Tausenden in einer einsamen, von Flecken und Städten abgelegenen Gegend geschah, wo selbst für Geld nichts zu haben war, Matth. 14, 13. 15. 15, 33. Marc. 6, 32. 35. 8, 4. Luc. 9, 10. 12. Joh. 6, 10. So wunderbar aber diese That, gleich vielen andern, uns erschei-

nen muß, so natürlich ergibt sich ihre Erklärung, wenn wir seinen Aussagen über sich selbst (§. 63—66.) Glauben schenken. Warum also suchen noch immer so Viele nach eigens erdichteten und doch nichts erklärenden Erklärungsgründen, da der einzige und Alles erklärende Grund so nahe liegt?

§. 83.

Wunderbegebenheiten — zunächst zur Einführung Christi in die Welt.

In diese Classe gehören zuerst diejenigen außerordentlichen Erscheinungen, durch welche gleich bei seiner Geburt die hohe Bedeutung und Bestimmung des neuen Ankömmlings aus dem Himmel dem häuslichen Kreise desselben und denen, die ihm sonst nahe standen, angedeutet und seine Pflege empfohlen wurde. — Frommen Hirten, die in der Nähe von Bethlehem in der Nacht, als Christus geboren wurde, bei ihren Heerden wachten, verkündeten himmlisches Licht und himmlische Stimmen die Geburt des Heilandes und Messias, den Preis Gottes in der Höhe, und Frieden auf Erde den Menschen, die eines guten Willens sind; Luc. 2, 8—18. Vom Geiste erleuchtete, und auf den Trost Israels sehnsuchtsvoll wartende Menschen, wie Simeon und Anna, trieb eine innere Stimme in den Tempel, in welchem das Kind von seinen Eltern nach der Vorschrift des Gesetzes dem Herrn geopfert wurde, und sie weissageten von dessen hoher Bestimmung und künftigen Schicksalen; ebend. V. 25—38. Aber auch dem fernen Morgenlande verkündete ein Gestirn die Geburt des erwarteten Herrschers aus Judenland, und führte Sternkundige bis zur Wiege desselben, um den Ruf von seiner Geburt auch in ihrem Lande bekannt werden zu lassen; Matth. 2, 1—12. In anderer Weise, durch nächtliche Gesichte, belehrte Gott die Eltern des Kindes über die Gefahren, die demselben von dem herrschsüchtigen und blutdürstigen Herodes droheten, und hieß sie nach Aegypten flüchten, belehrte sie später auch über den Tod des Tyrannen, und ermahnte sie zur Rückkehr in das Land Israel; ebend. V. 13—22.

2) Zur Einführung Christi in seinen öffentlichen Auftritt und seine amtliche Wirksamkeit diente die Erscheinung am Jordan, als er dahin kam, um sich ebenfalls von Jo-

hannes taufen zu lassen. Als er nämlich aus dem Wasser wieder herausstieg, zeigte sich eine Erscheinung in der Höhe, als öffnete sich der Himmel und der Geist Gottes kam wie eine Taube auf ihn herab, und ruhete auf ihm; zugleich erscholl eine Stimme vom Himmel: dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe; Matth. 3, 13—17. Marc. 1, 9—11. Luc. 3, 21. 22. Joh. 1, 30—32. Die Beziehungen dieser Erscheinung zu den messianischen Ideen sind unverkennbar; die scheinbare Oeffnung des Himmels deutet auf den höheren Ursprung, das Niedersteigen des Geistes auf die Weissagung von Jesaia und anderen Propheten, welchen gemäß der Geist Gottes über dem Messias ruhen werde, wie durch ihn alle früheren Propheten begeistert wurden; die Stimme aber drückt eben jene Bezeichnung aus, unter welcher die messianischen Psalmen und Orakel den Messias faßten. Diese Thatsache, die von sämmtlichen Evangelisten bemerkt ist, geschah nach Lukas, als alles Volk an den Jordan strömte, um sich von Johannes taufen zu lassen, auf sie berief sich der Täufer selbst, als er bald darauf vor allem Volk sein öffentliches Zeugniß für Christus ablegte; Joh. 1, 29—34.; sie ist mit einem andern unbestreitbaren Factum, nämlich der Taufe Christi selbst verbunden und ihre historische Wahrheit steht daher mit der Glaubwürdigkeit der Evangelien selbst fest. Aber auch nicht minder das Wunderbare in diesen Erscheinungen, denn wie vielfach man auch versucht hat, denselben natürliche Erklärungen zu unterlegen, so paßt doch keine derselben zu dem Ganzen des Phänomens, welches nicht in einer blosen Lichterscheinung, von welcher auch in den Erzählungen keine Rede ist, sondern in einer eigenthümlichen Bewegung des Himmels, in dem Niedersteigen einer eigenthümlichen Gestalt, und in der Vernehmbarkeit einer artikulirten Stimme von bestimmtem Inhalte bestand, nichts davon zu sagen, daß die erste öffentliche Einführung Christi in sein Amt und sein erstes Auftreten als Gesandter Gottes eine außerordentliche und wundervolle Beglaubigung von Seite Gottes eigentlich erheischte.

3) Einen besondern Zweck hatte die dritte Wunderbegebenheit dieser Art, nämlich seine Verklärung. Zweck und Veranlassung

derselben war nämlich, daß Christus wenige Tage vorher seinen Aposteln eröffnet hatte, daß er nach Jerusalem ziehen und dort Vieles von den Volksältesten, den Schriftgelehrten und Priesterobersten leiden, ja sogar sterben müsse, daß er aber am dritten Tage wieder auferstehen werde; dieß begriffen nun seine Jünger nicht, besonders wollte Petrus ihn nicht nach Jerusalem ziehen lassen und suchte ihn sogar mit Ungestümm davon abzuhalten, erhielt aber dafür den Vorwurf, daß er ein Satan, ein Stein des Anstoßes sei und nur Menschliches, nicht Göttliches begreife; Matth. 16, 21—24. Um nun diesen und die zwei andern von ihm besonders ausgezeichneten Apostel von ihren sinnlichen Vorstellungen abzubringen, und ihnen die Nothwendigkeit seines Leidens und Sterbens begreiflich zu machen, nahm er Petrus, Johannes und Jakobus allein zu sich und ging mit ihnen auf den Berg, auf welchem sich sodann das Factum seiner Verklärung begab; Matth. 17, 1—9. Mark. 9, 1—12. Luk. 9, 28—36. Dieß Factum bestand darin, daß sein Angesicht glänzend wurde wie die Sonne, und seine Kleider weiß wie der Schnee, zugleich erschienen zwei Männer dem äusseren Ansehen nach gleich Moses, dem Geber des alten Gesetzes und Elias, dem strengen Verfechter desselben, die sich mit Jesus über den Ausgang besprachen, den es zu Jerusalem nehmen mußte; zuletzt umhüllte eine lichte Wolke die drei Redenden, und aus der Wolke sprach eine Stimme: dieß ist mein Sohn, der geliebte, dem gehorchet. Mit dieser Erscheinung schloß die Scene und gleich darauf trat Christus zu ihnen und richtete die erschrockenen Jünger auf, zugleich ihnen verbietend, dieses Gesicht Niemanden vor der Auferstehung des Menschensohnes zu entdecken. — Die Deutung dieser wunderbaren Erscheinung liegt nach dem Voranstehenden nahe genug. Sie ist als eine sinnliche, nicht blos imaginäre Thatsache aufzufassen, welche aber den Charakter einer Vision hat, wie sie auch von Christus selbst genannt wird Matth. 17, 9.; sie hängt mit den messianischen Erwartungen, insbesondere mit der Wiederkunft des Elias zusammen, verwandelt aber das Materielle derselben in eine geistige oder mystische Anschauung und vollzieht und verwirklicht in dieser Weise vor den Augen der Apostel jene Er-

wartung; so erklärt Christus selbst den Aposteln diese Vision und weißt auf Johannes den Täufer als den Vertreter des Elias hin; Matth. V. 10—13. Die Erscheinung bleibt also in jeder Weise eine zu einem besondere Zweck von Gott veranstaltete Erscheinung, welche sich noch weniger als die am Jordan auf natürliche Art erklären läßt. Für eine solche erklärt sie auch lange nachher ein Augenzeuge derselben, Petrus in seinem zweiten Briefe 1, 16—19. und beruft sich auf dieselbe als einen Beweis der göttlichen Kraft und Würde Christi.

§. 84.

Das große Wunder der Auferstehung.

Die zweite Klasse der Wunderbegebenheiten bilden die Wunder, welche Gott für seinen Sohn nach dem Abtreten desselben von dem irdischen Schauplatze gethan hat zum nachfolgenden Zeugnisse für dessen göttliche Sendung und zur Bestätigung des ganzen von ihm vollbrachten Werkes. Das erste dieser Wunder ist die Auferstehung Christi aus dem Grabe. Der Wundercharakter dieser Begebenheit bedarf keines Beweises, wenn historisch feststeht, a) daß Christus wirklich gestorben und nicht blos scheintodt war, und b) daß er am dritten Tage wieder lebendig ward.

1) Die Beweise für die erste Thatsache sind folgende. a) Sie wird von allen Evangelisten einstimmig erzählt; Matth. 27, 50. Marc. 15, 37. Luc. 23, 46. Joh. 19, 30.; und dieselbe bildet auch einen wesentlichen Lehrpunkt in den Briefen der Apostel, welche an diesen Tod die Hauptmomente für das Heil und die Erlösung durch Christus anknüpfen. b) Zu diesen Zeugnissen kommt dann noch das öffentliche und amtliche Zeugniß der Polizeiwache und des römischen Landpflegers. Als nämlich die Soldaten nach der bei solchen Hinrichtungen üblichen Gewohnheit die Gekreuzigten besichtigten, um ihnen, falls sie noch Lebenszeichen von sich gaben, zur Abkürzung ihrer Leiden und zur Sicherstellung ihrer Todesstrafe die Beine zu brechen, fanden sie Christus schon todt, brachen ihm also die Beine nicht, sondern Einer öffnete mit seiner Lanze die Seite Christi und sogleich floß

Blut und Wasser aus der Wunde; Joh. 19, 32—35.; und Pilatus, als ihm gemeldet wurde, daß Christus schon gestorben sei, rief den Hauptmann der Wache herbei und fragte ihn, ob es sich wirklich so verhalte, und da es der Hauptmann bejahte, schenkte er erst den Leichnam dem Joseph von Arimathäa; Mark. 15, 43—45. c) Ein weiterer Beweis ist die Einbalsamirung. Nikodemus, einer der ersten Schüler Christi, kam nämlich und brachte eine Mischung von Myrrhen und Aloe gegen hundert Pfund; da nahm er und die übrigen Jünger den Leichnam Jesu und wickelten ihn sammt den Gewürzen in Tücher nach der Sitte, wie die Juden ihre Todten zu begraben pflegten; Joh. 19, 39. 40. Auch die Grablegung, von den Freunden Jesu selbst besorgt, läßt über seinen Hintritt keinen Zweifel, denn sie mußten doch wohl von seinem Tode vergewissert sein, da es ihnen doch natürlich einleuchten mußte, daß die Verschließung in dem Grabe ihm nur einen schmerzvolleren Tod bereiten würde. Endlich liegen in den Umständen seines Leidens mehrere Gründe, welche die innere Wahrscheinlichkeit seines wirklichen Gestorbenseins begründen. Schon das eigene Gefühl des herannahenden Todes, welches Christus bei Lukas 23, 46. mit den Worten: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist, und bei Johannes 19, 36. mit den Worten: es ist vollbracht, ausspricht, ist ein solcher Grund; ein weiterer aber die natürliche Erschöpfung, welche ihm die Zahl und die Art seiner Leiden zuziehen mußte, da er bei der vollkommensten Unschuld mit dem vollkommensten Bewußtsein derselben, mit dem Bewußtsein der lautersten und heilsamsten Absichten für seine Nation selbst, die ihn zum Tod verurtheilte, gegen zwanzig Stunden mit jeder Art von Beschimpfung und Qual überhäuft worden war, also mit Leiden, die nicht blos physisch, sondern auch psychisch auf das tiefste einschneiden mußten. Endlich gehört auch hieher noch, daß zwar ihm die Gebeine nicht gebrochen wurden, wie den Missethätern, aber der Lanzenstich, welcher nach dem Zeugnisse des Johannes das Herz getroffen, auch den Tod nach sich ziehen mußte.

2) Die Zeugnisse für die zweite Thatsache sind die vielfachen Erscheinungen, durch welche er seinen Jüngern und Aposteln,

den Frauen, die ihn zu begleiten pflegten, und einmal mehr als fünfhundert Brüdern seine Auferstehung kund that, und welche in den letzten Capiteln der Evangelisten, in der Apostelgeschichte 13, 30 ff. und 1 Kor. 15, 5—8. erzählt werden. Diese Erscheinungen fielen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten vor und dauerten im Ganzen vierzig Tage, und gerade der Umstand, daß sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten stattfanden, und nicht jedesmal alle Apostel und Jünger beisammen waren, macht es erklärlich, wie die Evangelisten in ihren Erzählungen davon rücksichtlich dieser Nebenumstände von einander abweichen konnten, und nur auf diese Nebenumstände erstrecken sich ihre Abweichungen. Hätte unter den Aposteln irgend eine Verabredung über die Art und Weise stattgefunden, wie sie die Thatsache der Auferstehung der Welt verkünden und schriftlich berichten wollten, so würde sich in ihren Berichten eine vollkommene Uebereinstimmung finden; da sie nun aber nur in der Thatsache der Auferstehung, in dem Wesentlichen der Erscheinungen nach der Auferstehung, so wie im Wesentlichen der Aufträge, die er ihnen bei diesen Erscheinungen ertheilte, übereinstimmen, so liegt gerade in den außerwesentlichen Abweichungen ein Beweis für die Wahrheit dessen, worüber sie übereinstimmen. b) Außer den Erscheinungen, in welchen sich Christus den Seinigen wieder lebendig zeigte, den Belehrungen über mancherlei Gegenstände, welche das Reich Gottes betrafen Apostg. 1, 3., und den sehr wichtigen Aufträgen, die er ihnen für die Zukunft ertheilte, Matth. 28, 18 ff. Marc. 16, 15 ff. Luc. 24, 44 ff. Joh. 20, 20 ff., zeigte er sich auch durch andere Handlungen als den wirklich in das Leben zurückgekehrten, er aß mit ihnen, ließ sich von ihnen berühren, hieß sie ihre Hände an die Male seiner Wunden legen, ging mit ihnen fischen u. s. w. c) Endlich bildet die Lehre von der Auferstehung Christi einen der Hauptpunkte der apostolischen Lehre, und den Hauptbeweis für die Grundlehre des Christenthums, nämlich, daß Christus wirklich Sohn Gottes und Messias war, zu deren Bezeugung ihn Gott eben auferweckt habe. Diesen Beweis führt Petrus beim ersten öffentlichen Auftreten der Apostel

am Pfingstfeste, Apostg. 2, 22—37., auf diesen berufen sich er nud Paulus in den Lehrvorträgen, welche uns der weitere Inhalt der Apostelgeschichte mittheilt, auf diesen die Apostel in allen ihren Briefen, wofür wir nur die klassische Stelle 1 Kor. 15, 1—20. anführen wollen. Mit der Falschheit dieser Thatsache würde daher die ganze Geschichte und die ganze Lehre Christi fallen, was auch Paulus in der angeführten Stelle deutlich ausspricht. Sie konnten daher schon aus diesem Grunde nichts Falsches berichten. Sie konnten es aber auch aus dem andern Grunde nicht, daß die Falschheit ihrer Behauptung sich leicht hätte herausstellen müssen, wenn sie zu beweisen gewesen wäre; denn sie verkünden die Auferstehung jenes Mannes, den die Juden kurz zuvor gekreuzigt hatten, und der für seine Behauptung, daß er der Messias sei, gestorben war; sie verkünden diese Auferstehung in der Stadt Jerusalem, dessen Bewohner seine Kreuzigung von dem römischen Landpfleger verlangt hatten; sie verkünden diese Auferstehung fünfzig Tage nach derselben, wo die Ereignisse noch im frischesten Andenken waren und die ergrimmtesten Feinde Christi gegen sie nichts vorzubringen wußten, als den erdichteten Diebstahl, den die von den Juden selbst bestellte Wache unmöglich gemacht hatte.

§. 85.

Das Wunder der Himmelfahrt.

Mit diesem verhält es sich auf dieselbe Weise, wie mit der Auferstehung; das Wunder nämlich steht für sich fest, wenn das Historische desselben bezeugt ist. Dieses ist aber bezeugt —

1) Durch die Evangelisten. Lucas erzählt die Begebenheit in seinem Evangelium Kap. 24, 50—52. und noch umständlicher in der Apostelgeschichte 1, 4—12. Kürzer Marcus 16, 14—19. Johannes läßt Christus kurz vor seiner Himmelfahrt selbst sie der Maria von Magdala verkünden 20, 17. Daß Matthäus des Phänomens nicht ausdrücklich erwähnt, hat wohl seinen Grund darin, daß er zwei Aeusserungen Christi anführt, welche in wesentlicher Beziehung zu seinem Hingang in den Himmel stehen, und diesen voraussagen; die erste liegt in der erhabenen Weise,

in welcher er von seiner Stellung zur Welt von nun an spricht mit den Worten: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden 28, 18. War ihm diese gegeben, so mußte von nun an der Himmel auch sein wirklicher Aufenthalt seyn, wie er schon vor seinem Tode von der Macht sprach, welche ihm auf der Erde gegeben sey. Die zweite Aeusserung liegt in der zweiten Hälfte des 20. Verses: Sehet, ich bin mit euch alle Tage bis an der Welt Ende. Dieses Seyn und Bleiben kann nicht von einem sichtbaren verstanden werden, da ja Matthäus gerade damit die ganze irdische Biographie Christi schließt und auch die übrigen Evangelisten von einem weiteren sichtbaren Umgang desselben mit seinen Jüngern nichts erwähnen. Diese Worte können daher nur von einer geistigen Gegenwart und einem unsichtbaren Beistande verstanden werden, welchen er ihnen damit verheißen wollte. Dieser blos unsichtbare und geistige Verkehr setzt daher das Verschwinden Christi aus dem Zeitlichen voraus, und wohin konnte er nach dem ganzen Inhalt der evangelischen Geschichte entschwunden seyn, als in den Himmel?

2) Mit dem Zeugnisse der Evangelisten stimmen auch die der andern Apostel überein, und zwar lehren sie die große Thatsache der Rückkehr ihres Herrn in den Himmel auf dreifache Weise. Einmal indem sie dieselbe als ein dogmatisches Factum einfach behaupten; so Petrus in seiner ersten öffentlichen Rede zu Jerusalem vor der jüdischen Volksmenge: nachdem ihn die Rechte Gottes erhöhet und er von dem Vater die Verheißung erhalten, die er uns verkünden sollte, nämlich die Verheißung des heiligen Geistes, so hat er nun diesen über uns ausgegossen auf die Weise, wie ihr sehet und höret u. s. w. Apostg. 2, 33—36. Ebenso derselbe Apostel im ersten Brief 3, 22.: Christus ist hingegangen in den Himmel und hat sich die Engel und Mächte und Kräfte unterworfen; endlich einfacher Paulus: er ward aufgenommen in die Herrlichkeit, 1 Tim. 3, 16. Auf eine andere, aber eben so entscheidende Weise lehren die Apostel das Factum der Himmelfahrt, indem sie von dem Zustande der Verherrlichung sprechen, in welchen Christus nach Vollendung seines Werkes auf Erden eingegangen; sie bezeichnen diesen Zustand einstimmig als ein

Sitzen Christi zur Rechten Gottes in Herrlichkeit, Röm. 8, 34. Ephes. 1, 20. Col. 3, 1. Hebr. 1, 3. 10, 12. 12, 2. 1 Petr. 3, 22. Dieses Sitzen zur Rechten Gottes ist nach den eigenen Erklärungen Christi nur die Rückkehr in jene Herrlichkeit, in der er bei dem Vater war, bevor er vom Himmel auf die Erde herabkam, um den Auftrag des Vaters zu vollziehen. Die dritte Weise, wie sich die Apostel über die vorliegende Frage erklären, spricht von einem zukünftigen Factum, welches jenes der Himmelfahrt geradezu voraussetzt. Jenes zukünftige Factum ist die zweite Ankunft Christi aus dem Himmel zum Gerichte, eine Ankunft, die im Gegensatze zu der ersten erfolgen soll mit der vollen Herrlichkeit Gottes, 1 Theff. 4, 16. 2 Theff. 1, 7. Tit. 2, 13. Da sich also die Evangelisten über die Thatsache der Himmelfahrt jeder auf seine Weise, mehrere aber mit Angabe der Umstände der Zeit, des Ortes, der Personen einstimmig erklären, da dieselbe von allen an den Schluß ihrer Biographien gesetzt wird; da auch die übrigen Apostel sie in ihren Briefen als ein dogmatisches Factum hervorheben, und dogmatische Folgerungen daran knüpfen, so muß es nicht nur historisch wahr seyn, sondern es bildet auch zugleich ein wesentliches Glied in der Kette derjenigen Dogmen, welche sich auf die zeitliche Parusie Christi beziehen.

3) Dasselbe steht aber auch in einem solchen inneren Zusammenhang und einer solchen Congruenz zu dem Ganzen dieser Parusie, daß wenn man sie hinwegnähme, ihr gerade der würdige und nothwendige Schluß fehlen würde. Schon das Niedersteigen Christi aus dem Himmel, seine höhere göttliche Abkunft fordert für sich selbst auch wieder eine Rückkehr in jene himmlische Heimath, in seinen früheren Zustand vom Anfange her. Er war aus dem Himmel herabgestiegen und in das irdisch-menschliche Daseyn eingetreten, und dieses hatte sich wie bei allen andern Menschen mit dem Tode geschlossen, nach diesem gehörte er der Erde nicht mehr an, und darum erscheint auch sein Zustand nach der Auferstehung wie eine Schweben zwischen Erde und Himmel, der ihn aufnahm, nachdem er noch seinen Aposteln die letzten Aufträge ertheilt hatte, die er ihnen vor seinem Tode wegen ihrer Unempfänglichkeit nicht ertheilen konnte. Er war aus dem Himmel

auf die Erde herabgestiegen, um das ihm vom Vater übertragene Werk auszuführen, er hatte es ausgeführt, soweit es innerhalb der Schranken eines menschlich-irdischen Daseyns und Wirkens geschehen konnte, und hatte alles für die Fortdauer und weitere Entwickelung desselben Erforderliche eingeleitet und angeordnet, damit hatte er die ganze Bestimmung seines zeitlichen Daseyns erfüllt, und seine Rückkehr in die Ewigkeit war daher etwas Nothwendiges. Endlich wenn er so oft von dem Reiche Gottes oder Himmelreiche gesprochen hatte, welches er zu den Menschen heranzubringen gekommen sey und dessen Herrschaft ihm vom Vater übertragen worden, wenn er noch im Angesichte des ihm drohenden Todes vor dem irdischen Richter erklärt hatte, daß er ein König, aber sein Reich nicht von dieser Welt und Zeit sey, so war mit seiner Auferstehung auch der Zeitpunkt gekommen, wo er von seinem überirdischen Reiche Besitz ergreifen mußte, von welcher Besitzergreifung das Phänomen seiner Himmelfahrt das einzig mögliche Symbol, die einzig mögliche sinnliche Bürgschaft war.

§. 86.

Was beweisen die Wunder — für die Person Christi?

Wir haben im ersten Bande bereits bemerkt, daß die Beweiskraft des Wunders eine zweifache sey, nämlich zunächst für die Person des Gottesgesandten, zugleich aber auch für dessen Lehre. Wir stellen daher die obige Frage voran, und antworten, die Wunder Christi beweisen unmittelbar für seinen Charakter als Gesandten und Sohn Gottes; denn sie sind alle zunächst Beweise seiner göttlichen Macht über die Natur, die organische wie unorganische; die Macht konnte ihm aber nur einwohnen entweder durch göttliche Verleihung oder durch göttliche Abstammung, im erstern Falle mußte er Gottes Gesandter, im andern mußte er Gottes Sohn seyn. — Sie sind aber nicht blos Beweise seiner göttlichen Macht, sondern auch Beweise der treuesten Erfüllung seines Berufes durch die Reinheit und Lauterkeit der Absicht, mit welcher er sie verrichtete; er wollte nämlich zunächst dadurch seinen Vater verherrlichen, und freute sich, wenn

sie bei den Menschen diese Wirkung hatten, Luc. 17, 18. Joh. 7, 18. 11, 4. 40. 17, 4. — Sie sind endlich auch Beweise der reinsten und unermüdlichen Menschenliebe durch ihren Inhalt und ihre Wirkung, die überall in der Hebung oder Linderung menschlichen Elendes aller Art bestand, Matth. 4, 23. 24. 8, 16. 10, 1. 8. Luc. 4, 40. 5, 15. Apostg. 10, 38.

2) Diesen Beweis zu liefern war ein wesentlicher Zweck seiner Wunderthaten. Zwar könnte es bei mehreren Wundern scheinen, als habe er sie ohne besondere Absicht blos gelegentlich oder durch fremde Veranlassung bewogen, gewirkt; z. B. das Wunder zu Cana auf Ansuchen seiner Mutter, mehrere Krankenheilungen, die Brodvermehrung u. s. w. Indessen wenn er auch wirklich keinen Zweck dabei ausdrücklich beabsichtigte oder zu beabsichtigen schien, so waren die Wunder dennoch nicht zwecklos, denn sie konnten nicht verfehlen denselben Eindruck auf die Zuschauer zu machen gleich den übrigen, sie mußten ihn durch sich selbst als einen ausserordentlichen und zu einem ausserordentlichen Zwecke gesandten Mann darstellen; im allerschönsten Lichte aber zeigten sie den moralischen Charakter Christi, dessen scheinbar unwillkührliche Stimmung Menschenliebe und Wohlthun war; hierin erschien er in der That selbst als der, wofür er sich mit Worten ausgab: als der Sohn Gottes, in welchem und durch welchen der Vater wirke. — Bei manchen Wundern aber hat Christus ausdrücklich die Absicht ausgesprochen, mit welcher er sie verrichtete und dabei erklärt, daß es ihm lieb sey die Veranlassung und Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Wir werden diese Wunder sogleich im Einzeluen namhaft machen und bemerken nur, daß die Absicht oder die Zwecke, um deren willen er sie verrichtete, im Einzelnen auf folgende Weise bezeichnet werden: den Beweis für seine Messiaswürde zu liefern, wie in den meisten Fällen; den Beweis zu liefern, daß das Reich Gottes gekommen sey, Matth. 12, 28.; die Absicht, den Vater vor den Menschen zu verherrlichen nebst der Verherrlichung des Sohnes selbst, Joh. 11, 4 ff.; besonders auch Glauben an Gott und an den Sohn zu wecken. Alle diese besondern Zwecke aber laufen in dem einen und großen Hauptzweck zusammen, sich als göttlichen Gesandten zu legitimiren,

und als solcher Glauben zu finden sowohl bei seinen Jüngern, als auch bei dem Volke.

3) So beweisen also die Wunder Christi durch sich selbst für seine Person als Sohn und Gesandten Gottes. Dieser Beweis aber erhält noch dadurch eine größere Wichtigkeit für die Apologetik, daß sich Christus selbst ausdrücklich auf ihn berufen hat. Hierauf berief er sich vor den Jüngern des Johannes, als sie gekommen waren eine entscheidende Erklärung über seine Messiaswürde von ihm zu verlangen, Matth. 11, 3—6.; hierauf vor der jüdischen Volksmenge bei derselben Gelegenheit, ebend. V. 19—25.; hierauf bei mehreren andern Gelegenheiten vor demselben Volke, Joh. 5, 36. 9, 3. 10, 25. 26. 11, 4. 42.; auf diesen Beweis endlich berief er sich vor seinen eigenen Jüngern, als der entscheidende Zeitpunkt heranrückte, wo er sich von ihnen trennen mußte, und es darauf ankam, sie im Glauben an ihn zu befestigen, Joh. 14, 10—12. 15, 22—24.

§. 87.

Was für die Lehre?

Unmittelbar beweisen sie den göttlichen Ursprung derselben im Ganzen und Einzelnen. Denn wenn der Mann von Gott ist, der eine solche Lehre mit der ausdrücklichen Behauptung seiner göttlichen Sendung verkündet, so muß auch seine Lehre von Gott seyn, weil sich die Lehre von dem Manne nicht trennen läßt; und umgekehrt läßt sich auch die Göttlichkeit der Lehre gar nicht anders beweisen als aus der Göttlichkeit oder göttlichen Sendung des Mannes, nach dem eigenen Zeugnisse Christi. Wer von der Eude ist, der ist eben von der Erde und redet Irdisches; wer aber von dem Himmel gekommen ist, der ist über alle und redet nur, was er gesehen und gehört hat. Wen Gott gesandt hat, nur der kann Worte Gottes reden, Joh. 3, 31—34. Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen geredet hätte, so würden sie die Sünde nicht auf sich haben; nun aber bleibt ihnen keine Entschuldigung über ihre Sünde, Joh. 15, 22.

2) Mittelbar, d. h. durch den göttlichen Ursprung — beweisen sie auch die Wahrheit der Lehre, denn wenn eine Lehre

wirklich von Gott ist, so muß sie auch wahr seyn im Einzelnen wie im Ganzen, weil Gott die Wahrheit ist und nur Wahrheit offenbart, der Unwahrheit aber kein Zeugniß geben kann. Die Wunder zeugen also ebenso wohl für die Wahrheit wie für den göttlichen Ursprung der Lehre. Freilich ist dieser Beweis für die Wahrheit aus den Wundern nur ein äusserer, ein Auctoritäts-Beweis und die Wahrheit der Lehren Christi im Einzelnen und Ganzen läßt sich auch durch ihre theoretische Entwickelung finden, wie durch ihre praktische Befolgung empfinden, aber darum verliert jener äussere Beweis nichts von seinem Werthe und seiner Kraft. Wie der Auctoritätsbeweis bei jedem Unterricht und jeder Erziehung der erste ist, so auch bei dem Glauben an die Offenbarung Gottes und die Erziehung durch sie, vergl. Bd. I. S. 327 ff. Aus demselben Grunde ist derselbe auch nothwendig, und wurde von Christus selbst vor den übrigen geltend gemacht dadurch, daß er überall zuerst Glauben an seine Auctorität und Messiaswürde forderte, und wo er diesen fand, damit zufrieden war, ohne sogleich ein specificirtes Glaubensbekenntniß über die einzelnen Lehren zu verlangen, Matth. 16, 13—17. Joh. 1, 29—36. 49 ff. 3, 15—18. 31—36. 5, 36—38. 10, 36—38. 15, 22—27. Er konnte das um so leichter, weil wenn einmal der Glaube an seine göttliche Sendung fest stand, sich der Glaube an die einzelnen Punkte seiner Lehre von selbst ergab.

3) In Beziehung auf diese selbst können übrigens die Wunder von der Art seyn, daß sie theils Beweise, theils symbolische Andeutungen derselben enthalten. Für die Grundlehre des ganzen Christenthums, die göttliche Würde und Sendung Christi beweisen alle Wunder ohne Unterschied auf gleiche Weise, wie bereits gezeigt wurde. — Andere enthalten einen thatsächlichen Beweis für einzelne Dogmen, indem die ihnen zu Grund liegende Idee in der wunderbaren That in die Erscheinung tritt, wie z. B. in der Auferstehung Christi und der Wiederbelebung der von ihm erweckten Todten die Idee der Unsterblichkeit und die Möglichkeit auch der Wiederherstellung des Leibes zur Anschauung kommt; ebenso ist die Himmelfahrt ein sinnlicher Beweis für den Glauben an die himmlische Abkunft auch des Menschen, an die

Idee der Vergeltung nach einem im Dienste Gottes zum Wohl der Menschheit vollbrachten Leben auf Erden. — Endlich können die Wunder religiösen und moralischen Lehren theils zur Versinnlichung theils zur Bestätigung dienen durch ihren symbolischen Charakter, insofern sie durch die Veränderungen, welche sie im sinnlichen Zustande der Dinge hervorbringen, auf die Veränderungen im geistigen Zustande der Welt hinweisen, welche Gott durch seine Offenbarung einleiten und bewirken will; hier wird das Wunder durch die Aufhebung der Störungen in Naturverhältnissen ein Symbol für die Aufhebung der Störungen in sittlichen Verhältnissen, also das leibliche Wunder ein Symbol des geistigen. So erklärt sich Christus selbst über den symbolischen Charakter seiner Wunder, wenn er Matth. 11, 4 ff. unter Beziehung auf Jes. 35, 4 ff. den Jüngern des Johannes dies zum Zeichen gibt, daß er der Messias sey: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören und die Todten stehen auf. Ebenso verhält es sich, wenn er seine Krankenheilungen häufig mit der Sündenvergebung in Verbindung bringt.

4) Nach diesem läßt sich auch die Frage beantworten: ob Christus Wunder gewirkt habe *in der Absicht, sich Glauben zu verschaffen*? Zuvörderst ist wohl ausser Zweifel, daß er sie gewirkt habe, um sich als den Messias, Gesandten und Sohn Gottes zu erweisen (Nr. 2. 3.), und damit ebenso gewiß, daß er sie gewirkt habe in der Absicht, daß die, welche seine Wunder sahen, ihn für den Messias, Gesandten und Sohn Gottes halten, d. h. mit andern Worten, daß sie an ihn als einen solchen glauben sollten; dies erhellt nicht nur daraus, daß in den bereits angeführten Stellen dieser Glaube an ihn ausdrücklich mit den Wundern in Verbindung gebracht, und zwar in dem Verhältnisse von Wirkung und Grund in Verbindung gebracht, sondern auch der Unglaube nach den Wundern für unentschuldbar erklärt wird. — Ausser dieser allgemeinen Beziehung der Wunder zum Glauben läßt es sich von einzelnen Wundern noch besonders zeigen, daß sie zum Zwecke des Glaubens gewirkt wurden. Dies ist z. B. der Fall mit dem Wunder zu Cana, Joh. 2, 1—11. Als ihn

nämlich hier seine Mutter darauf aufmerksam machte, daß den Leuten der Wein ausgegangen sey, lehnte er es ab für diesen Zweck ein Wunder zu thun, aber nichts destoweniger verwandelte er das Wasser in Wein zu einem andern Zwecke, den der Evangelist V. 11. mit den Worten angibt: dies ist das erste Zeichen, das Jesus gethan, und er offenbarte hierin seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. So commentirt Johannes dieses Wunder und seine Deutung ist wohl die richtige, denn er konnte die Absicht seines Meisters wissen. Ebenso erklärt Christus die Heilung des blindgebornen Jünglings, indem er die Ansicht seiner Jünger abweisend erklärt: weder dieser junge Mensch hat gesündigt, noch seine Eltern, daß er blind geboren wurde, sondern Gott hat dieses Uebel zugelassen, daß er an ihm seine Wundermacht beweisen könne, woraus wohl von selbst folgt, daß Christus diese Heilung vollbracht habe, um die mit ihm wirkende Gottesmacht zu zeigen und Glauben daran zu bewirken. — Noch bestimmter tritt die Absicht Glauben zu bewirken in dem Wunder der Auferweckung des Lazarus hervor, Joh. 11.; nichts davon zu sagen, daß Christus sich absichtlich entfernte, als er bereits wußte, daß Lazarus krank war, erklärt er ausdrücklich, daß diese Krankheit bestimmt sey, den Sohn Gottes vor den Menschen zu verherrlichen V. 4., und als er wieder nach Bethanien hinaufgegangen war, um den Todten zu erwecken, stellt er als Bedingung der Erweckung ausdrücklich den Glauben an seine Gottesmacht, V. 25. 26. 40.; am allerbestimmtesten aber erklärt er den Glauben für den Zweck dieses Wunders mit den Worten: ich wußte zwar, daß du mich jederzeit hörest, aber wegen des Volkes, das umhersteht, danke ich dir, damit sie glauben, daß du mich gesandt habest, V. 42.

5) Endlich darf hier wohl nicht unerwähnt bleiben, daß der Beweis aus den Wundern für alle Zeiten seine Gültigkeit behält. Denn was auch ein wunderscheues Zeitalter immer dagegen einwenden mag, so stehen die Wunder Christi als historische Thatsachen fest und können nur mit der ganzen Geschichte Christi selbst fallen. Man muß daher, wenn man consequent seyn will, die ganze Geschichte des neuen Testa-

mentes, man muß den historischen Christus aufheben, was auch die neuesten bekannten Versuche angestrebt haben, und in welcher Consequenz ihr einziger Vorzug vor den älteren Versuchen besteht, oder wenn man jenen beibehalten will, muß man auch seine Wunder annehmen. Außer diesem Zusammenhange der Wunder mit der ganzen evangelischen Geschichte stehen sie noch in mehrfacher Beziehung zu den Forderungen und Bedürfnissen des menschlichen Geistes in seinen Richtungen. Für den Geschichtforscher blos als solchen sind sie noch jetzt der Mittelpunkt der ganzen Geschichte Jesu, die, wenn sie ihn verliert, auch alle Haltung und Begreiflichkeit verliert; für den Theologen, der die Entwickelungen des Christenthums von seinem Anfange bis jetzt umfassen will, sind sie ein wesentliches Mittel, die Einführung des Christenthums in die Welt und dessen Verbreitung in ihr historisch zu erklären. Endlich, da der Erweis der christlichen Religionslehren aus ihnen selbst nur für die große Minderzahl gebildeter Christen möglich, und unter diesen selbst das Geschäft des Erweisens und Beweisens noch nicht geschlossen ist, so bleiben für die große Mehrzahl nur die äußeren Beweisarten, und unter diesen behauptet der Wunderbeweis eine wesentliche Stelle.

§. 88.

Die Wunder in der Geschichte des Christenthums.

Wenn das Christenthum, welches wir bisher in seiner ursprünglichen Erscheinung betrachtet haben, keine vorübergehende, sondern eine bleibende, mit seinen ursprünglichen Kräften sich fortbewegende Thatsache ist, so müssen in seiner lebendigen Fortbewegung sich alle Beweise für den göttlichen Ursprung wiederholen, folglich auch die Wunder, — Bd. I. S. 404 ff. Dieß kann aber auf zweifache Weise geschehen; einmal in einzelnen Handlungen und Erscheinungen, in Wundern im gewöhnlichen Sinne, wie wir sie bisher betrachtet haben. Der Grund hievon liegt außer dem inneren Verhältnisse der Dinge noch in der besondern Verheissung Christi, Mark. 16, 17. 18., wornach diejenigen, die da glauben würden, zu ihrem Zeugnisse alle die Zeichen haben sollten, mit welchen Christus selbst aufgetreten,

und die Geschichte der christlichen Kirche liefert in der That eine Menge von Beweisen, daß diese Verheissung Christi in Erfüllung gegangen sey; doch können wir diese ihrer Menge wegen hier nicht aufführen.

Auf eine andere Weise kann sich das Wunderbare des Christenthums wiederholen in einem Nexus von Ursachen und Wirkungen, in welchem diese zu jenen, und jene zu diesen außer allem Causalitätsverhältniß stehen, indem die Ursachen eine Wirkung haben und Erfolge hervorbringen, welche in ihrer eigenen natürlichen Kraft und Wirkungsart nicht liegen, und in der Geschichte auch wirklich ohne Beispiel sind. Wenn nun die reflektirende Vernunft diese Mißverhältnisse entdeckt, kann sie nicht umhin, in jenem Nexus ein historisches Wunder anzuerkennen. Als ein solches erscheint ihr nun die Geschichte des Christenthums im Ganzen und Großen. Sie findet, daß dieses Christenthum als Religionssystem und als praktische Anstalt, alle Menschen in eine Familie zu vereinigen, zu heiligen und eines ewigen Lebens würdig zu machen; als Weltreligion, die sich soweit über das Judenthum und Heidenthum erhob; ja selbst als Weltanstalt, welche die Grundlage eines neuen Völkersystems und Staatsrechts geworden, in sich selbst höchst bewundernswürdig, nur ein Werk der Gottheit, eine neue universelle geistige Schöpfung seyn könne, einzig und ohne etwas Gleiches, soweit die Weltgeschichte reicht. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint das ganze Christenthum als ein großes historisches Wunder, und aus diesem Gesichtspunkte betrachten wir es hier am Schlusse unseres Werkes.

Zur Erleichterung der Uebersicht können wir aber und wollen wir in diesem großen historischen Wunder folgende Hauptmomente unterscheiden: a) die erste Einführung des Christenthums in die Welt durch die Apostel; — b) die fernere Verbreitung desselben in der Welt im Laufe der folgenden Jahrhunderte; — und endlich c) seine Erhaltung bis jetzt.

§. 89.

Die erste Einführung des Christenthums in die Welt.

Betrachten wir diese nach den einzelnen historischen Momenten, nach welchen sie beurtheilt und gewürdigt werden muß, so ergeben sich folgende.

1) Zuerst die Werkzeuge, durch welche das Christenthum in die Welt eingeführt werden sollte. Diese waren die Apostel als diejenigen, welchen Christus selbst den Auftrag hiezu gegeben, nebst einzelnen Männern, welche sie später sich freiwillig als Gehülfen zugesellten. Wir sind durch ihre Schriften und die Schilderungen, welche sie darin von sich selbst entwerfen, in den Stand gesetzt, uns eine ziemlich genaue Vorstellung von ihrer Persönlichkeit zu bilden. Sie waren zwar für ihre Bestimmung von Christus selbst unterrichtet und vorbereitet, sie waren theils durch seine Bemühungen, theils durch die ihnen zuerst verheissene, hierauf wirklich auf sie herabgekommene Kraft von Oben von ihren natürlichen Schwächen und Vorurtheilen geheilt, sie waren besonders nach ihrer letzten Weihe voll Vertrauens auf ihren Herrn und voll Muthes für ihren Beruf. Aber vor der Welt erschienen sie als arme und niedrige Leute, ohne Namen und ohne diejenige Bildung, welche die damalige Welt allein schätzte; sie waren überall, wohin sie außerhalb Palästina kamen, ihrer Person nach unbekannt, überdieß als Juden von Geburt von andern Völkern verachtet, und unter ihren eigenen Landsleuten als Galiläer und Anhänger Jesu verhaßt. Und diese zwölf Männer unternehmen es in die ganze Welt auszugehen, und das Evangelium allen Völkern zu predigen, sie der Länder, Völker und ihrer Sprachen unkundig, und das Evangelium eines Mannes, der zu Jerusalem gekreuzigt worden, dessen Kreuzestod sie selbst als heilbringend für die Welt laut verkünden, auf welchen Gekreuzigten sie ihre ganze Mission gründen.

2) Sodann die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, und deren sie sich zu Erreichung ihres Zweckes bedienten. Diese waren nicht diejenigen, wodurch man sich damals und noch jetzt Eingang bei den Zuhörern, Ueberzeugung und Bewunderung erwirkt, nicht die Weisheit der Griechen, wodurch sich die Stifter der Schulen

Ruhm und Unsterblichkeit erwarben, nicht sophistische Ueberredungskünste, welche das Ohr und den Verstand der Zuhörer übertäuben, nicht glänzende Rednergaben, durch welche die großen Staatsmänner Griechenlands und Roms das Volk dahin rissen und lenkten, wohin sie wollten. Keines dieser Mittel stand ihnen zu Gebote, von keinem derselben hätten sie auch Gebrauch machen mögen, wenn sie es vermocht hätten; das einzige Mittel, wodurch sie Glauben für sich oder vielmehr für denjenigen, dessen Lehre sie verkündeten, zu gewinnen suchten, war der einfache kunstlose populäre Vortrag jenes Evangeliums, welches Christus selbst in gleich einfacher und populärer Weise, und nur seinem Inhalte nach von göttlicher Tiefe und Kraft, verkündet hatte. Hören wir über diese Weise der Apostel noch den Beredtesten derselben: als ich zu euch kam, kam ich nicht mit hoher Rede und hoher Weisheit, um euch das Zeugniß Jesu Christi anzukünden. Denn ich bildete mir nicht ein unter euch etwas Anderes zu wissen und zu kennen, außer Jesus Christus und zwar den Gekreuzigten, und so lebte ich bei euch in Schwachheit, Furcht und Zittern; meine Rede und Predigt bestand nicht in künstlich überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft; damit euer Glaube sich nicht auf Menschenweisheit, sondern auf die Kraft Gottes gründe; 1 Cor. 2, 1—5. Auf diese Kraft Gottes rechneten also die Apostel in dem festen Glauben, daß Gott beschlossen habe, die Weisheit dieser Welt, womit sie sich so lange ohne Grund gebrüstet, durch die Einfalt des Evangeliums zu Schanden zu machen. Wie derselbe Apostel schreibt: weil die Welt vor lauter Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, so gefiel es Gott durch eine thörichte Predigt diejenigen selig zu machen, die daran glauben würden. Denn die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir hingegen predigen Christus den Gekreuzigten, der den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit ist. Den Berufenen aber aus den Juden sowohl als aus den Heiden ist Christus Gottes Kraft und Gottes Weisheit, denn was von Gott thöricht scheint, ist weiser als die Menschen, und was von Gott schwach scheint, ist stärker als die Menschen; ebend. 1, 21—25. — Und

wie sie auf die im Worte Gottes still wirkende Kraft rechneten, so bewiesen sie dieselbe Kraft auch sichtbarlich durch die Wunder und Zeichen, die ihnen der Verheissung gemäß folgten.

3) Der Wirkung dieser der Welt fremden oder von ihr gering geachteten Mittel schienen zwar gewisse Zeitumstände günstig zu seyn, die wir zum Theil schon §. 76. angeführt haben. Diese waren die Verbreitung der jüdischen Ideen und insbesondere der jüdischen Weissagungen in Betreff des messianischen Reiches; noch mehr aber die aus der natürlichen Entwickelung des Heidenthums entsprungenen Gefühle der menschlichen Hülfsbedürftigkeit, der Sehnsucht nach göttlicher Hülfe und des allgemeinen Verlangens nach einem neuen und besseren Zustande aller Dinge. Hiezu kam die innere Wahrheit und Vortrefflichkeit der Lehre Christi, die wenigstens die besseren Gemüther ansprechen mußte; endlich konnte auch der Charakter der Apostel selbst und der Anhänger der neuen Lehre seines Eindruckes nicht verfehlen, indem er der Lehre selbst zur Bestätigung diente, und den thatsächlichen Beweis enthielt, wie viel diese zur Besserung der Menschen, zur Beruhigung und Zufriedenheit der Gemüther und zur Erweckung fester und beseligender Hoffnungen zu wirken vermöge. — Diese fördernden Umstände konnten allerdings beitragen, die Wirkung der von den Aposteln angewandten Mittel zu unterstützen, und man würde berechtigt seyn, das, was sie dazu wirklich beitrugen, noch höher anzuschlagen, wenn ihnen nicht ebenso viele, ja noch mehrere und stärkere Hindernisse entgegengewirkt hätten. Jenen gläubigen und sehnsüchtigen Erwartungen der wenigeren Besseren stand bei der großen Mehrzahl gegenüber der fleischliche und sinnliche Mensch, erwachsen aus der natürlichen Entwickelung sündhafter Triebe und Gewohnheiten, und genährt nicht nur durch das allgemeine Beispiel, sondern auch durch die meisten positiven Einrichtungen des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft. Diesen sinnlichen Menschen konnte eine Religion, welche Demuth, Weltverachtung und Sittenstrenge forderte, nur als eine höchst ungelegene Mahnung und als Feindin jenes sittlichen Schlummers erscheinen, welcher sich über ein hochmüthiges und entartetes Geschlecht ausgebreitet hatte. Wenn unter diesem Gesichtspunkt das Christenthum an

jedem Individuum, wie an der ganzen Gesellschaft nur Feinde und Widersacher finden konnte, so mußte dieses feindselige Verhältniß noch vermehrt werden durch die Zerwürfnisse und Spaltungen, welche es in das häusliche und Familienleben brachte. Es lag nämlich in der Natur der Dinge, daß ein Abbruch von den bisherigen religiösen und sittlichen Verhältnissen Spannung und Trennung zwischen den Gliedern einer und derselben Familie hervorbringen mußte; und Christus selbst hatte dieß vorausgesehen und vorausgesagt, wenn er in Beziehung auf das neue Glaubensbekenntniß sprach: glaubet ja nicht, daß ich gekommen sei, Friede auf Erde zu senden; nein, ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Sohn mit seinem Vater, die Tochter mit der Mutter, und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter zu entzweien; des Menschen erste Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn; Matth. 10, 34—36. Luk. 12, 51—53. Außer diesen inneren und häuslichen Zerwürfnissen mußte das Christenthum noch in einen öffentlichen Kampf treten gegen die bisherigen herrschenden Religionen, wie gegen alle besonderen Sekten derselben, welchen es sämmtlich nur jeder auf eine besondere Weise sich gegenüberstellte. Durch diesen öffentlichen Widerspruch mußte es sich endlich selbst die Staatsmacht und ihre Beamten zu Feinden machen, welche es für ihre Pflicht hielten, die bestehenden Einrichtungen zu schützen und diejenigen zu verfolgen, welche diese stürzen wollten.

4) Vergleichen wir nun mit diesen Mitteln der Einführung und dem mannigfachen Widerstande, den sie finden mußte, den Erfolg, den das Christenthum in der apostolischen Zeit gehabt hat, so müssen wir ihn erstaunungswürdig, ja wunderbar nennen. Gleich auf die erste Predigt von Christus dem Gekreuzigten gehalten fünfzig Tage nach seiner Auferstehung, traten zu Jerusalem dreitausend Seelen zu dem kleinen Häuflein der Gläubigen über, und die Zahl derselben vermehrte sich mit jedem Tage. Apostelg. 2, 41. 47. Bald brachen auch Verfolgungen aus, die Apostel wurden zu wiederholten Malen eingekerkert, einer derselben mit dem Schwerte hingerichtet, ein anderer Jünger gesteinigt, und Viele gezwungen, sich in die Länder außerhalb Judäa zu zer-

streuen; aber die Verfolgungen selbst dienten nur zur Ausbreitung der verfolgten Lehre. Samaria nahm das Wort Gottes an, die Gemeinden in Judäa und Galiläa mehrten sich, bis nach Antiochia, Cypern und Cyrene drang während dieser Verfolgungen der Glaube an Christus, und nachdem einer der Hauptverfolger auf eine wunderbare Weise bekehrt worden war, mußte dieser das auserwählte Werkzeug werden, den Namen Christi in ganz Syrien und den Provinzen von Kleinasien auszubreiten. Kaum waren elf Jahre nach dem Tode Christi verflossen, als das Christenthum diese Fortschritte in Asien gemacht hatte; Apostelg. Kap. 5—15. — Nun überschritt es, aber den Hellespont; der Fueereifer des Weltapostels trug es zuerst nach Macedonien und von da nach Griechenland; in allen Hauptstädten dieser Länder entstanden christliche Gemeinden, und selbst in der Hauptstadt der Welt hatte sich bereits eine so ansehnliche Gemeinde gebildet, daß von ihrem Glauben in der ganzen Welt gesprochen wurde; Röm. 1, 8. Diese Ausbreitung von der Hauptstadt des Orients bis in die Hauptstadt des Occidents, also im Kern der damaligen gebildeten Welt, hatte das Christenthum im ersten Vierteljahrhundert seiner Existenz errungen; sie war das Werk dreier Apostel, des Petrus, Paulus und Johannes, aber auch die übrigen werden in diesem Zeitraum nicht unthätig geblieben sein und das Christenthum in entferntere Länder verbreitet haben, wenn gleich die Apostelgeschichte des Lukas uns über ihre Wirksamkeit nichts berichtet. Dieß war der äußere öffentliche und sichtbare Fortschritt des Christenthums. Und welche Umänderungen hatte es in diesem weiten Bereiche im Innern der Menschen bewirkt? Die Lehre des Gekreuzigten hatte in vielen tausend Gemüthern Eingang und Aufnahme gefunden; sein Name hatte bei Tausenden aufgehört Gegenstand des Aergernisses und Spottes zu seyn, war vielmehr Gegenstand ihrer Verehrung und Anbetung geworden; ein Theil wenigstens des jüdischen Volkes hatte seine nationalen Vorurtheile und irdischen Erwartungen abgelegt; ein noch größerer unter den Heiden hatte seine falschen Götter und ihren sinnlichen, oft den Lastern fröhnenden Cult verlassen, und beide hatten sich in der Verehrung des wahren Gottes im Geist und in der Wahrheit ver-

einigt, beide ihren Sinn und Wandel nach dem Evangelium geändert, und die ganze Menge der Gläubigen aus Juden und Heiden gesammelt war Ein Herz und Eine Seele nach dem Muster der ersten Gemeinde zu Jerusalem. — Wer kann nun, wenn er diese ersten Erfolge des Christenthums mit den Mitteln und Hindernissen seiner Einführung zusammenhält, die in ihr waltende höhere Macht und ihre wunderbare Hand verkennen?

§. 90.

Dessen fernere Verbreitung im Laufe der Jahrhunderte.

Die Apostel hatten ihre Laufbahn mit einem ähnlichen Tode wie ihr Herr und Meister beschlossen, und ihr Zeugniß für ihn mit ihrem Blute besiegelt. Aber damit gelangte die große Bewegung, die sie den Geistern eingehaucht, keineswegs zum Stillstande; das Christenthum einmal in die Welt eingeführt, und festen Fuß fassend, schritt in ihr unaufhaltsam fort durch dieselben Anstalten, welche Christus angeordnet, und die Apostel in Vollzug gebracht hatten. Wie er nämlich selbst sie zu Vollstreckern seines ganzen Werkes sich auserkoren, so gesellten sich auch sie wieder andere Männer als ihre Gehilfen und Stellvertreter bei Philipp. 4, 3.; und damit nicht zufrieden ordneten sie auch für alle Gemeinden Aufseher oder Bischöfe, um die Kirche Gottes zu leiten; Apostelg. 20, 28. 1 Timoth. 3, 1. 2 ff. Tit. 1, 5—7. An diese ging von nun an das Amt der Apostel, die Predigt des Evangeliums, die Verbreitung des Christenthums in der Welt, die Aufsicht über die Kirche über. Die ersten hatten sie selbst oder ihre Gehilfen eingesetzt, und vor ihrem Hinscheiden die Anordnung getroffen, wie wenn diese entschliefen, ihr Amt an andere bewährte Männer übertragen werden sollte. Clem. Roman. I. Brief, Kap. 42. 44. — Die ersten dieser Männer waren zum Theile noch Schüler der Apostel, zum Theile solche gewesen, welche die Apostel wenigstens noch gesehen und gekannt hatten, so daß sich in diesen nächsten Werkzeugen der Geist und die Weise der Apostel vererbte. Aber auch später, als es keine unmittelbaren Schüler derselben mehr gab, hörten darum die apostolischen Ueberlieferungen nicht auf, sie erbten sich fort in den von ihnen

gestifteten Gemeinden, und gingen über in die jüngeren, welche in ihnen ihre Mutter erkannten.

2) Wie also in der ferneren Verbreitung des Christenthums die Werkzeuge im Wesentlichen dieselben blieben, so auch die Mittel der Verbreitung. Es war ja dasselbe Evangelium, welches auch jetzt noch wie am Anfange gepredigt wurde, es war das gleiche Bestreben durch die Kraft des göttlichen Wortes, unterstützt von Zeichen und Wundern, eine freie Ueberzeugung zu bewirken, und die Gemüther für den Glauben an Christus zu gewinnen, es war die gleiche Uneigennützigkeit, Armuth, unermüdliche Geduld und Liebe, die gleiche Starkmuth in Erduldung von Leiden und Verfolgungen, wodurch sich die Boten des Evangeliums auszeichneten. — Nur in Einem änderte sich die Weise des Vortrags, und auch hier nur theilweise. In den für das Volk bestimmten Vorträgen wurde die ursprüngliche, einfache, der gewöhnlichen Fassungskraft angemessene, die Gemüther kunstlos ansprechende Weise beibehalten, und die Lehre Christi ohne Zuthaten menschlicher Weisheit gepredigt; wir sehen dieß in den Homilien der Kirchenväter, welche sonst zu den Gebildetsten ihrer Zeit gehörten. Aber die Angriffe, welche auf das Christenthum gemacht wurden, machten eine Vertheidigung nothwendig, welche der Art und den Waffen des Angriffes entsprechen mußte. Es war nicht der alte Volksglauben allein, auch nicht die zum Schutze desselben bestellte öffentliche Polizeigewalt, welche sich dem Eindringen und der Verbreitung des Christenthums widersetzten; es war die Weisheit und Kunst der alten Welt, welche sich durch das einfache und schlichte Evangelium zuerst beleidigt, hierauf in ihrem Besitze bedroht fühlte. Dieser Wissenschaft und Kunst mußte das Christenthum im gleichen Gewande und mit ähnlichen Waffen entgegentreten; es bildete sich durch diese Angriffe hervorgerufen die christliche Apologetik, welche das göttliche Wort durch Christus zugleich als die höchste dem Menschen erreichbare Weisheit und Wissenschaft geltend machte, und es auch als solche in seiner dialektischen Behandlung, wie in Darstellung und Sprache den Gebildeten der alten Welt nahe legte. Dieß waren jedoch nur die Anfänge einer christlichen Wissenschaft, welche durch die

bald darauf gefolgte Barbarei eine lange Unterbrechung litten, und zur Besiegung des Widerstandes, mit welchem das Christenthum zu kämpfen hatte, wohl in den ersten Jahrhunderten ein Bedeutendes, für die folgenden aber wenig oder nichts beitrugen.

3) Der erste war der Widerstand der römischen Staatsmacht, welcher sich erst nach dem Tode der Apostel mit größerer Heftigkeit zu entwickeln begann, als das Christenthum sich immer weiter ausbreitete, und sein unversöhnlicher Gegensatz gegen das Heidenthum, auf welchem so viele Institutionen des Staates ruhten, immer mehr in die Augen trat. Mancherlei Edicte der Kaiser gegen das Christenthum, noch mehr die durch die Provinzialbeamten entweder unfreiwillig oder willkührlich verhängte Verfolgungen, nnd das Blut so vieler Märtyrer sind die Beweise dieses Widerstandes. Durch Decius und Aurelianus wurde die Ausrottung des Christenthums ausgesprochene Staatsmaxime, und selbst das Mißlingen des letzten großen Versuches dieser Art, welches dem Kaiser Diocletian beinahe das Leben kostete, und den Thron entleidete, konnte seine bethörten Reichsgehilfen von ihrer Verblendung nicht heilen. Erst nachdem Constantin, die unvermeidliche Nothwendigkeit begreifend, und gleich ihm seine Nachfolger zum Christenthum übergetreten waren, hörten die Verfolgungen auf; aber bald darauf ging das weströmische Reich unter, und statt der Verfolgungen entspann sich nun ein anderer Kampf, nämlich der Kampf der christlichen Gesittung, welche bereits die alten Einwohner des römischen Abendlandes durchdrungen hatte, mit der Uncultur und rohen Gewalt der Barbaren, welche in die alten römischen Provinzen eingedrungen waren. Unter den unaufhörlichen Einfällen, unter den Verheerungen, welche sie begleiteten, und zuletzt unter der Herrschaft dieser Eroberer verfiel selbst die christliche Cultur, die Wissenschaft und die kirchliche Disciplin, untüchtige oder unwürdige Männer kamen durch die fränkischen Könige nicht selten an die Verwaltung der Kirche und ihrer Aemter, und es vergingen Jahrhunderte, ehe das Christenthum diesen Schaden auf seinem eigenen Boden heilen konnte, während dem fromme Männer unter vielen Mühseligkeiten und nicht ohne mancherlei Verfolgungen das Evangelium bis in den

fernsten Norden zu nicht minder rohen und gewaltthätigen Völkern trugen. Während dem aber das Christenthum im Abendlande mit so vielen Hindernissen seiner Verbreitung und Entwickelung kämpfte, entstand ihm im Osten ein neuer und gefährlicherer Feind im Islam, welcher nicht mit der Kraft des Wortes und der Wunder, sondern mit dem Schwert in der Hand kämpfend, Massen roher Völker zusammenballte, und sich im Laufe von Jahrhunderten ausser vielen fernen Ländern auf dem ganzen Gebiete des oströmischen Reiches neben dem Christenthum festsetzte, da es ihm nicht möglich gewesen war, dasselbe wie andere alte Religionen zu vernichten.

4) Betrachten wir nun die Fortschritte, welche das Christenthum in diesem langen Zeitraum unter so vielen Hindernissen und Wechselfällen gemacht hat. Im römischen Reiche hatte es im Laufe von dritthalb Jahrhunderten unter beständigem Druck und vielen offenen Verfolgungen bereits ein so entschiedenes Uebergewicht über das Heidenthum errungen, daß die Bekehrung der Kaiser nur als eine nothwendige Folge hievon, als ein den factischen Verhältnissen gebrachtes Opfer, und der mißlungene Versuch Julians diese Verhältnisse umzukehren, nur als der entschiedene Triumph des Christenthums erscheinen konnte; was die christlichen Kaiser bis auf Theodosius in den Gesetzen und andern Staatseinrichtungen im christlichen Geiste änderten, waren lauter Zugeständnisse, welche sie den Anforderungen der neuen christlich gewordenen Zeit machten. — Aber jetzt trat das Christenthum im Abendland in eine neue Periode seiner Ausbreitung und Entwickelung ein, welche im Gegensatze zu der ersten römischen die germanische genannt werden kann, und für alle folgenden Zeiten in Absicht auf seine Verbreitung und Gestaltung entscheidend geworden ist. Schon vor dem gänzlichen Verfalle des römischen Reiches war das Christenthum meistens durch exilirte arianische Bischöfe zu deutschen Völkern g o t h i s c h e n Stammes getragen worden, denn bereits im Jahre 376 erschienen christliche Bischöfe und Priester im Gefolge der gothischen Gesandten, als sie vom Kaiser Valens Sitze in Thrazien verlangten. Bald folgten die Burgundier, Vandalen und Sueven, als sie über den Rhein nach

Gallien und Spanien eingedrungen waren, und ebenso das Völkergemenge von Rugiern, Herulern, Sueven und Longobarden, welche sich Italien zugewandt hatten. Der Sieg über die Alemannen bei Tolbiacum entschied über die Bekehrung der Franken, und etwas später der Alemannen, aber viel größere Mühe und das Blut vieler friedlichen Glaubensboten kostete die Bekehrung der Friesen, und am hartnäckigsten widerstanden die Sachsen, die das Christenthum mit den Waffen in der Hand erobern mußte. So wurde, wie das alte römische Reich in dreihundert, das neue römisch germanische in vierhundert Jahren christianisirt. Um dieselbe Zeit als die Bekehrung diesseits der Elbe beendigt war, begann sie auch in Nordalbingien, zuerst auf der cimbrischen Halbinsel, hierauf auf den dänischen Inseln nicht ohne vielfachen Widerstand, der in Norwegen und Schweden noch länger dauerte, bis endlich nach zweihundertjährigem Kampfe zu Anfange des elften Jahrhunderts die gefürchteten Normannen in ihrem Vaterland Skandinavien ihren Nacken unter das Joch Christi beugten. — Die jüngsten Kinder des Evangeliums waren in unserem Welttheile die slavischen Stämme, wenn man von dem Anfang ihrer Christianisirung bis zu deren Vollendung unter den Litthauern (im Jahr 1387) rechnet. Da die südlichen Slaven theils in die Provinzen des griechischen Kaiserthums, theils in die von germanischen Völkern verlassenen Länder eingerückt waren, fanden sie überall eine christliche Bevölkerung vor, oder sich von einer solchen in der Nachbarschaft berührt, sie konnten daher dem Einflusse des Christenthums und christlicher Civilisation nicht lange widerstehen. Länger verharrten die nördlichen wie in ihrer Absonderung von der civilisirten christlichen Welt, so in ihrem Götzendienst und ihrer Barbarei; aber auch diese durchdrang nach und nach das Licht des Evangeliums, und in weniger als 600 Jahren — von 800 bis 1387 — war die Bekehrung der Scythen vollendet. So scheint die Vorsehung zuerst die germanischen, hierauf die slavischen Völkerzüge nur darum veranstaltet zu haben, um diesen von den ursprünglichen Sitzen des Christenthums so weit abgelegenen Völkern die Wohlthaten des Evangeliums zuzuwenden. — Wie aber diese nördlichen Völker ein unwiderstehlicher

Drang nach dem Süden getrieben hatte, so erwachte jetzt nach der völligen Christianisirung von Europa in den westlichen Staaten desselben ein ähnlicher Drang jenseits des atlantischen Meeres neue Länder und Inseln aufzusuchen; und wie in jenen Völkerwanderungen die bewußte Absicht nur Eroberung gewesen war, so war bei den neuen Seefahrten die bewußte Absicht Handel, Reichthümer und ebenfalls Eroberung. Aber auch hier mußten menschliche Leidenschafteu und irdische Absichten den göttlichen Rathschlüssen als Werkzeuge dienen, und dem unaufhaltsam fortschreitenden Christenthum die Wege auffinden, auf welchen es in Welttheile und zu Völkern gelangen sollte, von welchen die alte Welt nichts gewußt, an welche folglich auch die zwölf Apostel nicht denken konnten, als sie ausgingen die Völker zu Christus zu bekehren. Mit und hinter jenen Weltumseglern zogen die friedlichen Boten des Evangeliums einher, um mit den geistigen Gütern desselben den Raub zu ersetzen, welchen die Eroberer der neuen Welt an den unterjochten Völkern begangen hatten; und wie seit Christophorus Columbus, dessen Name schon weissagend war, die Weltumschiffung, die Entdeckung neuer Welttheile und Inseln nicht geruhet, und wo die einheimische Bevölkerung mangelte oder dünn gesäet war, Colonisten aus der alten Welt überall sich ansiedelten, so ist auch das Christenthum überall mitgezogen, und hat, wenn auch nicht überall auf die beste Weise gepflegt, vor der Hand wenigstens den Boden gewonnen, auf welchem es unter der waltenden Macht seines Stifters in der Zukunft mehr und bessere Früchte entwickeln kann. Wer kann diesen Gang des Christenthums durch die Welt seit der Zeit der Apostel überblicken, ohne darin ein fortschreitendes Wunder zu erkennen?

§. 91.

Seine Erhaltung bis jetzt.

Wenn wir im Bisherigen die Hindernisse und den Widerstand betrachteten, welchen das Christenthum bei seiner Einführung und Verbreitung in der Welt zu besiegen hatte, so haben wir damit die providenziellen Wunder noch nicht erschöpft, welche seine Geschichte darbietet. Jene Hindernisse und jener Widerstand kamen

von Außen, von einer dem Christenthum fremden und feindlichen Macht, von heidnischen gebildeten oder ungebildeten, zum Theile ganz wilden Völkern. Dieser äußeren Macht und ihrem Andrange stand das Christenthum als eine zweite in sich einige und geschlossene Macht gegenüber, und konnte, indem es gegen jene seine vereinigten Kräfte entwickelte, ihrem Andrange anfangs widerstehen, später bei größerer Erstarkung dieselbe überwinden. Wie aber, wenn das Christenthum in sich selbst uneinig und getheilt wurde, wenn sich in seinem Innern Spaltungen und Parteien hervorthaten, die sich selbst gegenseitig bekämpften, wenn mit dem Geist der Eintracht die moralische Kraft überhaupt erlahmte, wenn hieraus eine Erschlaffung, selbst ein Zerfall der Sitten entstand, wenn dieser Glaubensschwäche, Gleichgiltigkeit, entschiedenen Unglauben erzeugte, uud das lange Gähren dieser zerstörenden Elemente in eine Auflösung aller socialen Verhältnisse umschlug, die alles früher Bestandene, folglich das alte Christenthum selbst mit dem Untergange bedrohte? — Diese Seite in der Geschichte des Christenthums haben wir noch nicht betrachtet, sie verdient es aber, weil sich in der Erhaltung desselben trotz der vielen Gefahren, die seine Existenz von innen bedrohten, ein eben so großes historisches Wunder darstellt, als in seiner Verbreitung trotz so vieler Hindernisse von Außen.

1) Wenn, wie nur ein Christus, so auch die christliche Wahrheit nur eine ist, und diese eine, weil für Alle bestimmt, auch für Alle erkennbar seyn muß; so liegt es doch in der Fehlbarkeit des menschlichen Denkens, und noch mehr in der Eigenliebe und dem Hochmuth des menschlichen Willens, daß der Einzelne in der Auffassung der christlichen Wahrheit sich nicht selten irren, und gegen die bessere Belehrung taub bleiben, ja wohl gar in seinem Irrthume hartnäckig verharren kann; aus denselben Ursachen ist es ferner möglich, daß der Einzelne wieder Andere für seine irrigen Meinungen gewinnen, und mit ihnen eine abgesonderte Partei gegen die christliche Wahrheit bilden kann. Dieß ist der natürliche Ursprung aller Verirrungen im christlichen Glauben, und aller Spaltungen der christlichen Einheit; daher auch von Anfang vorausgesagt, Matth. 18, 7. 1 Kor. 11, 19. Und die Voraus=

sagung ging nur zu bald in Erfüllung. Schon in der apostolischen Zeit bewirkte die starre Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz, verknüpft mit der Unfähigkeit die Erhabenheit mancher christlicher Ideen zu fassen, eine Absonderung vieler aus dem Judenthum bekehrter Christen; von einer andern Seite erzeugte das Bestreben, die einfache und in sich harmonische Lehre Christi mit den Ideen menschlicher, namentlich orientalischer Weisheit zu durchdringen, oder jene nach diesen zu gestalten, die große Menge gnostischer Sekten. Diese vielfache Zersplitterung der christlichen Einheit schon in den ersten Jahrhunderten konnte jedoch alle ihre nachtheiligen Wirkungen noch nicht entwickeln, weil alle Sekten gleich der rechtgläubigen Kirche durch den gemeinsamen Druck des Heidenthums niedergehalten wurden, und die Gegensätze sich auf dem Gebiete der Lehre und des Glaubens bewegten, auf welchem der Irrthum selbst zur Entwickelung der Wahrheit dient. Aber gefährlicher wurden die Ketzereien und Spaltungen, nachdem die Kaiser zum Christenthum übergetreten waren, und wie in andere kirchliche Angelegenheiten so auch in die Bestimmung und Anordnung des Lehrbegriffs sich einmischten, bald dieser, bald jener Lehrmeinung allgemeine Geltung zu verschaffen suchten, Symbole und andere religiöse Normen durch Kabinetsordres dictirten, und jene verfolgten, welche sich diesen widerrechtlichen Maßnahmen der Gewalt nicht unterwerfen wollten, in dem richtigen Gefühle oder der klaren Erkenntniß, daß dadurch das Christenthum Gefahr laufe seinen ganzen Charakter zu verlieren, und aus einer unwandelbaren göttlichen Institution in eine wandelbare Staatsanstalt überzugehen. — Diese Usurpation wurde in ihrem Fortgang und in der Entwickelung der politischen Ereignisse die Grundursache des großen Schismas im Mittelalter, wodurch die Kirche zum ersten Mal, und auf bleibende Weise in zwei große Hälften — die orientalische und occidentalische gespalten wurde, eine Spaltung, welche nicht nur das Band der Einheit, dieser wesentlichen Eigenschaft der christlichen Kirche, auf eine unberechenbare Dauer zerriß, sondern selbst die Existenz des christlichen Namens in Gefahr brachte, indem sie eine der mitwirkenden Ursachen wurde, daß

der Erbfeind der Christenheit, der Muhamedanismus, unterstützt von dem Schwerte der Osmannen, nicht nur jene getrennte östliche Kirche leicht überwältigen und sich dienstbar machen, sondern ihn auch ermuthigen konnte der abendländischen das gleiche Schicksal zu bereiten, wenn sie es nicht mit vereinter Anstrengung durch Jahrhundert lange Kämpfe von sich abgewendet hätte. — Was sollen wir endlich von der zweiten großen Spaltung im Abendlande sagen, welche mehr als einmal blutige Religionskriege entzündet, der Entwickelung von Meinungen und Sekten, wie der Menge und Ungereimtheit nach alle früheren Jahrhunderte sie kaum gekannt, Thüre und Thor geöffnet, und hiedurch das christliche Wesen und christliche Leben einem Prozesse der Auflösung zugeführt hat, dessen Ende und Resultat sich nicht bestimmen läßt?

2) Wenn dem Fortbestand und der ruhigen Entwickelung des Christenthums so viele Gefahren erwuchsen aus dem Kampfe um Ideen, welcher zunächst die begabteren Geister bewegte, so entstanden ihm andere in den Massen selbst; Gefahren anderer Art aber darum nicht minder furchtbar, weil sie unmittelbar in das Leben und die Sitten eingriffen, und die Religion praktisch bedrohten. In dieser Beziehung weist die Geschichte des Christenthums zunächst einzelne Perioden auf, wo der religiöse Geist ziemlich allgemein erschlaffte; die Lebendigkeit und Innigkeit frommer Empfindungen einschrumpfte, die Strenge der äußern Sitte und Zucht den Meisten unerträglich wurde. Eine solche Periode der Lauigkeit sehen wir bald nach dem Frieden eintreten, zu welchem endlich die Kirche nach dreihundertjährigen Verfolgungen gelangte; diese Lauigkeit war nicht so fast die Folge einer psychologischen Reaction der voraus gegangenen Anstrengungen, als vielmehr die Wirkung des neuen Verhältnisses der Kirche zum Staate, eines Verhältnisses, welches wie es ihr einerseits nicht nur äußere Ruhe, sondern selbst Schutz und Unterstützung gewährte, sie doch andererseits in mancherlei weltliche Beziehungen und materielle Interessen hineinzog, welche den frommen Eifer der ersten Jahrhunderte nur erkälten, die sittliche Kraft und ihre fortschreitende Entwickelung nur lähmen konnten. Daher im

vierten Jahrhundert die Herabstimmung der alten Strenge in den kanonischen Satzungen, und allerlei Vorschriften den Eifer neu zu beleben; doch wirksamere Vorkehrung gegen das Erlöschen des christlichen Eifers traf die erhaltende Vorsehung, indem sie die Stürme der Völkerwanderung herbeiführte, und durch sie wenigstens im Abendlande den römischen Kaiserstaat zertrümmerte, wodurch die Kirche, die eben auf dem Wege war die Magd des Staates zu werden, wie sie es im Orient wirklich geworden ist, wieder auf sich selbst gestellt, und auf ihre eigenthümliche Bestimmung verwiesen wurde. — In anderer Form bedrohte später dieselbe Lauigkeit den Fortbestand des Christenthums, nachdem der Eifer, womit Hunderttausende in den Orient gezogen waren, um das Grab und Land des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen, durch materielle Interessen getrübt, durch innere Uneinigkeit geschwächt, und durch die hieraus entstandenen Verluste dahin gebracht worden war, mit den Ungläubigen Verträge und Bündnisse einzugehen, woraus sich allmälig ein religiöser Indifferentismus entwickelte, dessen Spitze die Sage damit bezeichnet, daß sie ihn unentschieden seyn läßt, ob er Moses oder Christus oder Mahomet die Palme im Schlimmen wie im Guten zuerkennen sollte. Aber auch diese Gefahr führte die über die Erhaltung des Christenthums wachende Vorsehung vorüber, indem sie den Kaiser, den die Geschichte als die Stütze jenes Indifferentismus bezeichnet, sammt seinem blühenden Hause einem schnellen Untergang entgegenführte, bald darauf auch den reichen und mächtigen Orden, der für den geheimen Hort desselben Indifferentismus galt, vernichten ließ, und über eine kleine Weile die Ungläubigen nach Europa herüberführte, damit die Christen von nun an über dreihundert Jahre für ihre eigene Existenz mit ihnen kämpfen müßten.

3) Außer diesen mehr oder minder offen hervortretenden Gefahren hatte das Christenthum um seine Erhaltung noch einen andern Kampf zu bestehen, der um so bedenklicher war, als die Gegner die ihn erhoben, nicht offen hervortraten, sondern sich und ihre Bestrebungen vor den Augen der Welt zu verbergen suchten. Es widerfuhr ihm hierin das-

selbe wie seinem Stifter; wie nämlich dieser nicht blos gegen offenen Widerspruch, sondern noch mehr gegen die geheime Verschwörung und die geheimen Anschläge seiner Feinde zu kämpfen hatte, und diese endlich die offene Gewalt herbeiführten, so finden wir dieselbe Fügung auch in der Geschichte seiner Religion und Kirche, aber auch mit dem gleichen Erfolge sich vollziehen. Schon die ältesten, unter dem gemeinsamen Namen der Gnosis begriffenen Häresien hüllten ihre Lehren und Uebungen in den Schleier des Geheimnisses, um die offene Wahrheit desto sicherer zu untergraben, und gaben dadurch überdies die Veranlassung, daß der Namen der Christen überhaupt von den Heiden gelästert wurde. Noch bestimmter tritt das Mysterium der Bosheit im Manichäismus hervor durch die Unterscheidung einer offenen und Geheimlehre, einer öffentlichen und geheimen Moral oder vielmehr Unmoral, eine Unterscheidung, welche in diesem Systeme zuerst förmlich sanctionirt wurde, und allen folgenden dem Christenthum feindlichen Verbindungen zum Vorbilde gedient hat. Wie viele Verwirrungen und Verführungen argloser Seelen der Manichäismus, und noch in größerem Maße die vielen aus ihm hervorgegangenen, durch das ganze Mittelalter sich herabziehenden Sekten angerichtet haben, zeigt die Kirchengeschichte; doch kommen diese in keine Vergleichung mit der geheimen Befehdung, die in den letztern Jahrhunderten das Christenthum zu stürzen suchte. Denn es waren jetzt nicht mehr religiöse Schwärmer, die wenn auch auf den Wegen des Irrwahns ihre eigene Religion sich schaffend, doch noch eine Religion besitzen wollten, es waren Menschen, die äußerlich eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die verschiedenen Religionsformen zur Schau tragend, in ihrem Innern von Haß gegen alle Religion erfüllt waren, und im Geheimen an ihrem Umsturze arbeiteten; und diese Feinde des Christenthums gehörten nicht den untern Volksklassen oder dem armen Haufen an wie die Schwärmer des Mittelalters, sondern den höhern Ständen der Gesellschaft, dem Kreise der Gebildeten, der Reichen und Angesehenen; sie wohnten nicht wie jene in abgeschiedenen Thälern oder um den Fuß hoher Gebirge, sondern sie saßen in den Rathsstuben, standen in den Vorzimmern der

Großen, hatten Zutritt zu ihren Berathschlagungen, und durch ihre ganze Stellung ein weites und offenes Feld für ihre Bestrebungen. Wenn nun schon diese selbst, solang sie noch in das Dunkel des Geheimnisses und geheimer Verbindungen gehüllt waren, den Fortbestand des Christenthums vielfach untergruben, so mußte die Gefahr für dasselbe noch um ein Bedeutendes zunehmen, als sie endlich an ihrem Ziel anlangten, und der Umsturz der Religion, auf welchen es ursprünglich abgesehen war, durch den innern Zusammenhang der Dinge in einen allgemeinen Umsturz des öffentlichen Zustandes und der öffentlichen Ordnung umschlug. Die Geschichte bewahrt das Andenken früherer Umwälzungen dieser Art, und der Verhöhnungen, Bedrückungen und Verfolgungen, welche die Religion durch sie und ihre Nachwirkungen erlitten; in unserer eigenen Erinnerung leben noch die Bilder jener Umwälzung, in welche ein großes Volk durch eine lang gehegte, immer weiter um sich greifende Verschwörung der kühnsten und beredtesten Geister gegen den Thron und Altar hineingestürzt wurde, die Bilder der verbotenen und verfolgten Gottesverehrung, der Vergötterung der Vernunft, der mit dieser Hand in Hand gehenden Vernichtung aller Sitte und alles Rechtes, und der hievon unzertrennlichen Blutscenen. Und wiewohl jener Geist, der alle diese Umkehrungen und Gräuel aus sich geboren, zuerst durch einen starken Militärdespotismus niedergedrückt, und hierauf und bis jetzt durch die Künste der Politik in Schranken gehalten worden, hat er doch nicht aufgehört in seinem Elemente, der Dunkelheit und Verborgenheit, dem Glauben und der Ordnung entgegenzuarbeiten, und indem er auch im Raume fortschreitend statt des verlornen Terrains stets wieder ein neues zu gewinnen sucht, taucht er jetzt da jetzt dort unter veränderten Namen und in verschiedenen Formen, aber in der gleichen Richtung und mit denselben Zwecken wieder auf.

Jedoch vergebens. So groß auch die Unordnung, so tief greifend die Erschütterung des Glaubens und aller damit zusammenhängenden Verhältnisse war, so sehr dadurch das äußere Ansehen und der Einfluß des Christenthums auf die öffentlichen Zustände geschwächt oder gänzlich vernichtet zu seyn schien, so

hat doch seine unbesiegbare Kraft und seine Unentbehrlichkeit für einen gebildeten und gesitteten Zustand der Gesellschaft sich eben sowohl in dieser neuen wie in frühern Zerrüttungen auf eine unwidersprechliche Weise erwiesen. In eben jenem Lande, von welchem im letzten Jahrhundert der Umsturz der politischen und religiösen Zustände ausgegangen, sahen sich die Söhne und Erben der Revolution genöthigt den Cult wiederherzustellen und das Kirchenwesen neu zu ordnen, und selbst diejenigen, die sich in diese erneuete Ordnung nicht einfügen wollten, wurden doch von einem innern Drange getrieben sich ein eigenes Religionswesen, was auch immer für eines zu erschaffen, was aber, weil jener Drang ein unklarer und die Grundsätze, worauf er bauen wollte, völlig unhaltbar waren, sehr bald in Nichts zerrann, so daß die Menschen in immer größerer Zahl zu den verlassenen Altären zurückkehrten, und die Religion, wenn auch langsam aber desto sicherer sich hebt. Anderwärts, wo die Grundsätze der französischen Revolution nachwirkten und noch nachwirken, haben sich die Zustände noch nicht consolidirt; hier ist eben das Gebiet, das wir oben angedeutet, das Gebiet, auf welchem das Christenthum mit seinen offenen oder verkappten Hassern kämpft; wenn aber hier nach der zähern Natur der Völker die Entscheidung des Kampfes sich verzögert, so kann doch nach den frühern Vorgängen das Resultat derselben nicht zweifelhaft seyn. Als ein Zeichen von günstiger Vorbedeutung darf wohl angesehen werden, daß in demselben Verhältniß, in welchem von der einen Seite der Haß des Christenthums immer offener hervortritt, von der andern Seite von Tag zu Tag auch die Zahl derjenigen wächst, die sich ihren alten Glauben nicht wollen nehmen lassen und sich gegen Religionsmengerei und Indifferentismus wie gegen den Unglauben wehren. Was aber von eben so großer Bedeutung für den Ausgang des Kampfes ist, weil es das lebendige Fortwirken des christlichen Geistes unmittelbar zu erkennen gibt, ist die Erscheinung, daß gerade in diesen letzten Zeiten vielfacher Irrung und Verwirrung der Eifer für Ausbreitung des Christenthums unter allen Völkern und in allen Welttheilen einen Aufschwung gewonnen hat, wie ihn die Kirchengeschichte nur in seltenen Perioden auf-

weist. — Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick zurück auf die ganze Geschichte des Christenthums, und fassen wir darin besonders die vielen Gefahren zusammen, die in der langen Dauer von achtzehn Jahrhunderten seinen Fortbestand wie seinen Fortschritt bedroht haben, so muß uns seine Erhaltung in Erstaunen setzen, wenn wir zugleich erwägen, wie Vieles und Großes, das wenigstens so erschien, in der gleichen Zeit untergegangen. Große Völker sind verschwunden, und neue haben sich statt ihrer erhoben, glänzende Throne wurden umgestürzt, und berühmte Herrschergeschlechter starben aus, auf dem Gebiete menschlicher Weisheit hat ein System das andere verdrängt, die ihre Erfinder für die Ewigkeit gebauet zu haben sich einbildeten, und ein Irrthum hat den andern zerstört, wie täuschend sie auch erschienen. Alle diese Herrlichkeiten der Welt hat das Christenthum überdauert; wer kann darin das Werk Gottes verkennen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite	15	Zeile	9	nach zusammengesetzt s. ist.
„	19	„	16	Schlüssel st. Schlüsse.
„	28	„	5	v. u. gelangt st. gelegt.
„	30	„	3	v. u. wurden st. würden.
„	53	„	20	str. habe.
„	68	„	1	darstellt st. dargestellt.
„	74	„	11	nach entwickeln s. mußte.
„	76	„	4	v. u. Geschichts- st. Geschichte.
„	85	„	21	nach Menschen s. Loki.
„	96	„	7	v. u. Tao-tsee st. Tao-Tee.
„	101	„	5	v. u. Mager st. Magier.
„	155	„	23	fore st. foce.
„	180	„	10	zwischen werden werden s. ,
„	185	„	8	von st. mit.

In demselben Verlage sind noch ferner folgende empfehlenswerthe theologische Werke erschienen:

Alzog, Dr. J., Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nebst zwei kirchlich-geographischen Charten. Rthlr. 3. 8 ggr. od. fl. 6.

Arendt, Dr. W. A., Leo der Große und seine Zeit. gr. 8. 1834. Rthlr. 1. 20 ggr. od. fl. 3. 20 kr.

Cullmann, M., Pfarrer. Geschichte der christlichen Religion und Kirche mit besonderer Rücksicht auf die katholische Glaubenslehre. Zum Gebrauche in Gymnasien und Realschulen. gr. 8. 1838. geh.
Ladenpreis 11 ggr. od. 48 kr.
Parthiepreis für Schulen 9 ggr. od. 40 kr.

Dieringer, F. X., System der göttlichen Thaten des Christenthums, oder Selbstbegründung des Christenthums, vollzogen durch seine göttlichen Thaten. 2 Bände. gr. 8. 1840 u. 1841. Rthlr. 3. 8 ggr. od. fl. 6.

Dörle, A., Palästina, oder das heilige Land zu Jesu und unserer Zeit in engster Verbindung mit der evangelischen Geschichte. Von einem Vater im Abendzirkel seiner Familie beschrieben, und für Schule und Haus gewidmet. Mit einer Charte von Palästina. 8. kart. 1839.
Rthlr. 1. 8 ggr. od. fl. 2. 24 kr.

Gregorius, des heiligen von Nazianz, Vertheidigungsrede. Für Priester und die es werden wollen. Aus dem Griechischen übersetzt von W. Arnoldi. gr. 8. 1826. geh.
10 ggr. od. 45.

Hungari, A., Rosen und Dornen, in Erzählungen für katholische Familien. 8. geh. 1839. 18 ggr. od. fl. 1. 21 kr.

Klee, Dr. H., Commentar über das Evangelium nach Johannes. gr. 8. 1829. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.

— — Commentar über des Apostel Paulus Sendschreiben an die Römer. gr. 8. 1830. Rthlr. 2. 3 ggr. od. fl. 3. 48 kr.

— — Encyklopädie der Theologie. gr. 8. 1832. geh. 9 ggr. od. 40 kr.

— — Auslegung des Briefes an die Hebräer. gr. 8. 1833. Rthlr. 1. 8 ggr. od. fl. 2. 24 kr.

— — Die Ehe. Eine dogmatisch = archäologische Abhandlung. Zweite Ausgabe. gr. 8. 1835. geh. 14 ggr. od. fl. 1.

Kuhn, Dr. J., das Leben Jesu, wissenschaftlich bearbeitet. Erster Band. gr. 8. 1838. Rthlr. 1. 20 ggr. od. fl. 3. 15 kr.

Locherer, Dr. J. M., Lehrbuch der Patrologie, für akademische Vorlesungen bestimmt. gr. 8. 1836. 20 ggr. od. fl. 1. 30 kr.

Marx, J., die Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation; zunächst in Deutschland; aus den Quellen dargestellt, und mit den vollständigsten Beweisstellen belegt. 8. 1834. geh. 11 ggr. od. 48 kr.

Möhler, Dr. J. A., Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, in sechs Büchern. 2 Theile. gr. 8. 1827. Rthlr. 2. 20 ggr. od. fl. 5.

— — Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften. 6te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1843. Rthlr. 2. 8 ggr. od. fl. 4. 12 kr.

— — Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Professors Dr. Bauer in Tübingen. 2. Auflage. gr. 8. 1835. Rthlr. 2. od. fl. 3. 30 kr.

Münch, M. C., das Reich Gottes in Bildern und Gleichnissen, zum Gebrauche für Prediger, Katecheten, Schullehrer und

jeden denkenden Christen. 2 Bände. Der 2. Bd. in 2 Abtheil. 8. 1837. Rthlr. 2. 20 ggr. od. fl. 5.

Nickel, M. A., das Ritual der katholischen Kirche. gr. 8. 1841. Rthlr. 1. 12 ggr. od. fl. 2. 42 kr.

Scharpff, F. A., der Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa. 1. Theil. Das kirchliche Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation innerhalb der katholischen Kirche im fünfzehnten Jahrhundert. gr. 8. 1843. Unter der Presse.

Rothensee, Dr., der Primat des Papstes in allen christlichen Jahrhunderten. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Räß und Dr. Weiß. 3 Bde. compl. gr. 8. 1836 bis 1838.

Erster Band Rthlr. 1. 20 gg. od. fl. 3. 18 kr.
Zweiter Band Rthlr. 1. 20 ggr. od. fl. 3. 10 kr.
Dritter Band Rthlr. 3. 8 ggr. od. fl. 5. 50 kr.

Seiz, F. A., Beicht- und Kommunionbuch für katholische Christen. Mit 1 Stahlstich. 8. 1836.

Schreibpapier 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.
Druckpapier 11 ggr. od. 48 kr.

Staudenmaier, Dr. F. A., der Geist des Christenthnms, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligeu Kunst. Mit einer Zugabe von Gebeten. 2 Theile. Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Stahlstichen. 8. geh. 1843. Rthlr. 2. 4 ggr. od. fl. 3. 48 kr.

— — Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie. Mit Angabe der theologischen Litteratur. 1. Band. Zweite, umgearbeitete, sehr vermehrte Auflage. gr. 8. 1840. Rthlr. 3. 8 ggr. od. fl. 5. 36 kr.

Der 2. Band ist unter der Presse.

Gratz, *P. A.*, novum Testamentum, graece et latine exhibens textum graecum ad exemplar complutense expressum eum vulgata interpretatione latina editionis Clementis VIII. Edidit et loca parallela uberiora selectamque lectionis varie-

tatem subministravit. Edit. nov. 2 Tom. 8. maj. 1827.
Rthlr. 2. 16 ggr. od. fl. 4. 48 kr.

Theiner, Dr. A., über Ivo's vermeintliches Decret. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenrechts, insbesondere zur Kritik der Quellen des Gratian. Nebst einem Quellen-Anhang. gr. 8. 1832. geh. 12 ggr. od. 54 kr.

— — Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, mit einem Vorworte enthaltend: Acht Tage im Seminar zu St. Euseb in Rom. gr. 8. 1835. Rthlr. 2. 3 ggr. od. fl. 3. 48 kr.

— — Sammlung einiger wichtigen offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Emanzipation der Katholiken in England. gr. 8. 1835. 12 ggr. od. 54 kr.

Was haben wir von den Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen und andern religiösen Stimmführern des kathotischen Teutschlands unserer Tage zu halten? Ein zeitgemäßes Wort zur Beherzigung und Warnung für Katholiken und Nichtkatholiken, insbesondere aber für katholische Priester. Dargelegt in einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde von Athanasius Sincerus Philalethes (von dem Herrn Grafen von Reissach.) gr. 8. 1835.
Rthlr. 1. 6 ggr. od. fl. 2. 15 kr.

Weiß, Dr. C. E., Grundriß der deutschen Kirchenrechtswissenschaft. Zum Gebrauche akademischer Vorträge. Nebst einem Anhange, enthaltend die sämmtlichen neueren deutsch-katholischen Kirchenrechtsquellen. gr. 8. 1829.
Rthlr. 1. 2 ggr. od. fl. 1. 54 kr.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Drey, Johann Sebastian <<von>>,

Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung

Bd.: 2

Mainz 1843

Dogm. 298 s-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10397880-5